Die Kunſt krank zu ſeyn

nebſt einem Anhange

von

Krankenwärtern

wie ſie ſind und ſeyn ſollten.

Für Aerzte und Nichtärzte

von

Sabattia Joſeph Wolff

Doct. Med.

Berlin

bei Carl Friedrich Amelang.

1811.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Dem

Hochwohlgebohrnen, Hochgelahrten

Herrn

D. C. W. Hufeland,

Königlich Preußischen Staatsrath, Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse, wirklichen Leibarzt, Decan der medizinischen Facultät der Universität Berlin, erstem Arzte der Charitee, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ꝛc. ꝛc.

widmet diese Schrift

als einen öffentlichen Beweis seiner Verehrung

der Verfasser.

Zu der Unbescheidenheit, welcher ich mich schuldig machen, oder deren Schein ich wenigstens annehmen muß, indem ich Ew. Hochwohlgebohren diese kleine, aus einem reinen Interesse für Menschenwohl entsprungene Schrift zueigne, bin ich durch die Urtheile und Vermuthungen gezwungen worden, welche die Ankündigung dieser Schrift, gewiß ohne meine Schuld, veranlaßt hat. Man hat mir die Kühnheit und die Thorheit zugetraut, als ob ich durch diese Schrift Ew. Hochwohlgebohren mit Recht berühmtes, und über mein Lob erhabenes Werk von der Kunst, das Leben zu verlängern, dem auch ich so viel verdanke, widerlegen oder bestreiten wollte, ein Gedanke, der eben so verwe-

gen, als geeignet seyn würde, mir zum voraus das Zutrauen und die Achtung des Publikums zu entziehen. Ew. Hochwohlgebohren Gerechtigkeit und Scharfsinn überhebt mich jeder Vertheidigung gegen diese Beschuldigung, und diese Zueignung selbst, welche aus der reinsten Hochachtung und Dankbarkeit geflossen ist, sey die einzige Widerlegung derselben, die ich mir erlaube, und die ohnehin durch jene, so schief gedeutete Ankündigung selbst, für jeden Hellsehenden und Unbefangenen überflüßig wird.

Der Verfasser.

Vorrede.

Es giebt Gebräuche und Sitten, die so zu sagen das Bürgerrecht erworben haben, daß man sie, wenn auch nur bloß um der Gewohnheit willen, nicht unterlassen darf.

Nicht selten mag dies bei Vorreden und Einleitungen zu mancher Schrift der Fall seyn.

Der Titel dieser Schrift: Die Kunst krank zu seyn, läßt nicht ohne Grund fürchten, daß sie so mancher sogleich von sich wirft, sich die Hände wohl mit einem Pestessig wäscht, und sich von oben bis unten beräuchern läßt, Vapeurs, Ohnmachten, oder wohl gar Krämpfe, da diese jetzt mehr in der Mode sind, bekömmt. Zum Trost für diese so manche, die beim bloßen Worte krank, Beängstigungen fühlen, halte ich es für nöthig, zu erklären, daß meine Kunst krank zu seyn, Niemanden, so Gott will, krank machen soll, eben

so wenig, als die Kunst gesund zu seyn, jemand gesund zu machen im Stande wäre. Auch bin ich zu glauben berechtigt, daß man ja wohl schon daran gewöhnt sey, daß das, was das Titelblatt besagt, in der Schrift selbst nicht zu finden ist, wo nicht gar das Entgegengesetzte.

Sollte aber wider mein Vermuthen bei Durchlesung meiner Schrift Einem oder dem Andern Ueblichkeiten dennoch anwandeln, so dürfte die Schuld in ihm selbst gesucht und gefunden werden.

Es sind übrigens in der Welt schon so viele Kunststükke gemacht worden, (man sehe nur alte und neue Katalogen nach) daß es der Kunst Gröſztes wäre, jetzt noch eine neue Kunst hervorzubringen, daher ich auch daran gar keinen Anspruch zu machen gedenke; ich habe sogar das Alte, wo ich es brauchbar und zu meinem Vorwurf passend fand, sehr gerne benutzt; ich habe die Geschicklichkeit verschmäht, das Alte so zu moderniſiren, daß heiſzt es so zu drehen, wenden und zu kneten, bis es unkenntbar und als mein Eigenthum erschienen wäre; ich habe diese

Kunſt nicht verſtehen wollen, und mich lieber dem Vorwurf ausgeſetzt, daß ich zu viele Citata habe; die Wahrheit braucht weder Putz, noch irgend einen Schmuck, und wo ich ſie in noch ſo altem Gewande entdeckte, da ergriff ich ſie um ſo lieber, und gab ſie mit Bedacht ſo nakkend und prunklos wieder.

So viel als es mir möglich war, habe ich Zuſammenhang, troz der Mannigfaltigkeit meines Gegenſtands, in die Abhandlung zu bringen geſucht, ob ich gleich geſtehen muß, daß es mir nicht durchgehends gelungen iſt, ſo wie ich es ſehr gern bekenne, hier und dort zu weitläuftig geworden zu ſeyn; doch ich will meinem Rezenſenten nicht vorgreifen, ſonſt würde ich freilich noch etwas mehr zu ſagen haben; aus dieſer Urſache will ich auch von meiner Schrift ſelbſt nichts erwähnen.

Der Anhang von Krankenwärtern ſollte am wenigſten etwas Ganzes ſeyn, durfte aber nicht gänzlich übergangen werden; ſo alt die Klage wegen des Mangels an guter Krankenpflege und Wartung auch immer iſt, ſo neu wäre noch jezt, eine Verbeſſe-

rung derſelben. Mai in ſeinen vermiſchten Schriften ſagt: Nicht die Arzeneyen allein, ſondern die gute Pflege in der Krankheit und die ſchickliche Labung in dem Zeitpunkt der Widergeneſung, ſind die Hülfsmittel, die verlohrene Geſundheit herzuſtellen.

„Von ganzer Seele wünſchte ich, daß die ſo würdigen Vorſteher der Krankenpflege der jüdiſchen Gemeinde das Kapitel von Krankenwärter beſonders beherzigen möchten, und beſonders rufe ich unter ihnen, die ſo achtungswerthe Geſellſchaft der Freunde an; ſie haben zu einer ſolchen Verbeſſerung, zu einem ſolchen zu ſtiftenden Inſtitute die Mittel — in Händen. Schöner könnte der Wahlſpruch unſers verewigten Moſes Mendelsſohns zu ihrer Geſellſchaft nicht in Erfüllung gehen, womit ich zugleich meine Zudringlichkeit zu entſchuldigen hoffe, denn ob ich gleich nicht zu ihrer Geſellſchaft gehöre, ſo gehöre ich doch zu denjenigen, denen der Wahlſpruch am Herzen liegt: Gutes Wollen, das Beſte thun.

Die Menſchen ſehen es ganz gern, wenn man im Allgemeinen ihre Albernheiten aufdeckt, ſobald man nur Niemand ins Beſondere angreift. Ein Jeder wälzt ſodann ſeine eigene Lächerlichkeiten auf den Nachbar; und jeder Mann lacht ſodann auf Koſten Anderer.

Voltaire.

Wenn man die vergangenen Zeiten eines Blickes würdigt, und bedenkt, wie Menſchen, und ſelbſt ſolche Menſchen, die nicht zum großen Haufen gezählt ſein wollten — über Medizin und Arzt in den Tag hineingeſchwatzt, ſie nicht nur herabgewürdigt und ihr mit despotiſchen Machtſprüchen ihre Nützlichkeit abgeſprochen, ſondern ſie wohl gar als ſchädlich verſchrien haben, ſo drängt ſich das, was Leſſing ſo ſchön als wahr ſagt, von ſelbſt auf, nehmlich; daß nichts ſo unausbleiblich ſey, als der Un-

dank für solche Wohlthaten, für die kein Dank zu groß wäre *).

Wenn man aber weiß, daß diese Helden in Friedenszeiten dennoch bei jedem kleinen Zufall, bei der geringsten Abweichung von ihrem gewöhnlichen Zustande sehr ängstlich den Arzt aufsuchen, und jede Gelegenheit, schickliche oder unschickliche, wo sie ihn nur habhaft werden konnten, sich zu Nutzen machen, um von ihrem Gesundheits-Zustande sprechen zu können, wahrlich so gewährt dies dem Beobachter einen tragisch-komischen Anblick, etwa wie der, eines auf dem Sterbebette sich bekehrenden Freigeistes.

Sollte es aber wohl nicht der Mühe werth sein, die Frage aufzuwerfen, woher dieser so auffallende Widerspruch, woher diese Inconsequenz, diese so höchst lächerliche, alberne, abgeschmackte Urtheile über Medizin und Arzt? Warum brach man bald den Stab über beide, bezweifelte und verwarf alles, und warum erhob man sie dann wieder bis zum Himmel, verlangte und hoffte Dinge von ihnen, die

*) Es soll hier weder von Petrarcha, noch von Montagne, weder von Rousseau, noch von Moliere, am allerwenigsten aber, von Kotzebue die Rede seyn.

ſelbſt keiner konſequenten Göttermacht möglich ſind?

Mich dünkt, es kann der Mühe nicht unwerth ſein, aufzuſuchen, worin ſich dieſer Verſtoß, den ſich ſogar, wie ſchon geſagt, Menſchen von gebildeter Klaſſe gar ſehr zu Schulden kommen ließen, gründet. Es hätte nicht als etwas Gleichgültiges betrachtet werden ſollen, denn die Folgen, die daraus entſprangen, waren wahrlich nicht unbedeutend.

Immerhin mag man es geſchehen laſſen, daß die meiſten Menſchen, wie es die tägliche Erfahrung lehrt, am liebſten über Dinge ſprechen, wovon ſie auch nicht den allermindeſten Begriff haben, immerhin laſſe man ſie über jede andere Kunſt und Wiſſenſchaft, über Politik, Welt, Seele und Gott, ohne das Ding zu kennen, was man einen klaren, deutlichen und anſchauenden Begriff nennt, nach Belieben urtheilen, denn überall iſt es auch bei einem geſunden Menſchenverſtande eher möglich zu urtheilen, z. B. über Sachen des Gefühls, Gehörs, Geſchmacks u. ſ. w., als über mediziniſche Gegenſtände, nirgends iſt auch der Einfluß auf das Wohl der Menſchen und daher auf den ganzen Staat, ſo unmittelbar nachtheilig als hier. Hier wird jeder eingeriſſene Mißbrauch ſehr theuer bezahlt.

Ich würde mich sehr besinnen, sagt irgendwo ein Weiser:

„wenn ich die Hand voll Weisheit hätte,
„sie aufzumachen, denn die Menschen ver-
„dienen nicht, aufgeklärt zu werden."

Ich will es dahin gestellt sein lassen, ob es Irthümer giebt, die Schonung heischen, nothwendige Mißbräuche, nützliche Vorurtheile, wie man zu wähnen pflegt; ich will es dahin gestellt sein lassen, ob man, um den Thon zu reinigen, woraus die Menschen geknetet wurden, gar zu viel davon nehmen müßte, oder ob es wahr sey, was noch ein Anderer sagt: die Menschen bessern wollen, hieße sie schlecht kennen. Mag man meinetwegen diese Maxime überall befolgen, nur hier, wo das Wohl des ganzen Menschengeschlechts dadurch so unmittelbar gefährdet wird, hätte es anders sein sollen; wer auch ein noch so unbedeutendes Schärflein dazu beitragen konnte, der hätte es, wenn auch nicht um des Rufs der Aerzte, um der Ehre der Kunst, doch um der Menschheit willen thun sollen.

Man hat in alten, und selbst in neueren Zeiten viel Schönes und Wahres über die Pflichten des Arztes gegen seine Kranke sowohl, als auch gegen das gesammte Publikum überhaupt in medizinischen Schriften ge-

ſagt. Bald hat man dieſe Pflichten durch Philoſophie und ernſthafte Moral, bald durch die Geißel der Ironie, Satyre, Witz und plumpen Spott in Cours bringen wollen; man hat ihn von ſeinem erſten Eintritt ins Krankenzimmer, bis zum Austritt des letzten Akts, dieſer ſey auch, welcher er wolle, unterrichten, und über ſein Benehmen dabei, belehren wollen; ja man hat für ihn in ganz alten, und in neuern Zeiten einen Katechismus zu entwerfen geſucht: über die Kunſt Kranke zu examiniren. Man hat das ſchon ſo oft und öfters beſſer geſagte wiederholt, aber von Pflichten, ſo wie ich ſie mir denke, die das Publikum im geſunden als kranken Zuſtande dem Arzt ſchuldig ſey, iſt bei weitem nicht ſo ausführlich und nachdrücklich gehandelt worden, als es die Wichtigkeit der Sache wohl verdient hätte*); was man in mediziniſchen Werken und Zeitſchriften darüber zerſtreut findet, ſteht nicht am rechten Ort, und doch halte ich dieſe Pflichten für eben ſo weſentlich, als ich jene Zurechtweiſung des Arztes in Rück-

*) Ich verkenne den Werth nicht, den Dr. Hennings Schrift über dieſen Gegenſtand wirklich hat, es ſind aber darin nicht die Pflichten abgehandelt, die ich aufſtelle.

ſicht ſeiner Pflichten gegen das Publikum, ſamt der Kunſt, Kranke zu examiniren, für entbehrlich halte.

Mich dünkt, daß die Pflichten, die der Arzt dem Publikum im geſunden und im kranken Zuſtande ſchuldig iſt, eben ſo wenig gelehrt, als gelernt werden können, und eben ſo wenig die Kunſt, Kranke zu examiniren. Der Arzt, der über die Pflichten, die er ſeinen Kranken ſchuldig iſt, der Lehre bedarf, iſt der Lehre nicht werth; der Arzt, der es ferner nicht verſteht, ohne eine ihm dazu gegebene Norm und Tabelle, ſeine Kranken zu examiniren, und wäre dieſe Norm auch nach dem aller neuſten Syſtem, an dem iſt ebenfalls Norm und Tabelle verlohren. Beiden ſollte man, ich will nicht ſagen, das Handwerk verbieten — aber es wenigſtens doch nicht erlauben.

Die Pflichten, die der Arzt gegen ſeine Kranke hat, muß ihm ſein Herz lehren; es giebt dafür keinen andern und beſſern Lehrmeiſter. Wer nicht einen ſolchen hat, der lernt es nie, an dem iſt ernſthafte Philoſophie und Moral, Ironie und Satyre, wie Witz und Spott verſchwendet. Die Kunſt, ſeine Kranke zu examiniren, woran man allerdings den Meiſter, oder auch den Pfuſcher und Stümper

erkennen

erkennen kann, muß ihm sein Kopf und gesunder Menschenverstand lehren, wem es im Allgemeinen daran fehlt, der lernt es ebenfalls nie. Das Genie bedarf hier keinen Unterricht, es hat hier keinen Mangel an Hülfsquellen, es verachtet hier wie überall alle Regeln, es ist Herr über alle Regeln, wie zugleich über die Gründe der Regeln.

Der Mann mit Kopf lernt fragen, und zwar bei einem jeden Individuum auf eine andere Art und Weise, in demselben Augenblick, wenn er ins Zimmer des Kranken tritt, ihn sieht, hört, fühlt und riecht, auch um und neben sich zu hören versteht, denn der Mann mit Kopf wird es der Mühe gar sehr werth halten, alles, was nur den Kranken umgiebt, mit einem zwar unbemerkbaren Blick genau, scharf aufzufassen und zu beobachten, und mannigfaltigen Nutzen daraus zu schöpfen. Geübter Scharfsinn, Witz und Menschen-Kenntniß, und dieses Letztere besonders *) sind die höchst nöthigen Eigenschaften, die dazu erfor-

*) Es ist eine große Wahrheit, und eine Wahrheit, die in unseren Zeiten alle wahre Philosophen predigen, daß unter allen menschlichen Wissenschaften die nützlichste und noch zur Zeit die unvollkommenste, die Kenntniß der Menschen ist, sagt Zimmermann.

derlich sind, die sich aber wohl schwerlich lernen, am wenigsten lehren lassen.

Diese Eigenschaften allein waren es, die den Erasistratus lehrten, am Pulse des Antiochus die Ursache seiner Krankheit in der Liebe zu seiner Stiefmutter zu entdecken, und ihm, wie bekannt, das Leben dadurch zu retten. Ist der Arzt nicht im Stande, den Gemüthszustand seines Kranken zu erforschen, oft psychologische Mittel mit physischen zu verbinden, so wird er mit dem größten Schatz von Gelehrsamkeit sehr oft Noth leiden, und sich verlassen sehn. Wie kann dies aber gelehrt werden?

Ganz anders verhält es sich mit den Pflichten, die das Publikum dem Arzte schuldig ist; diese darf man nicht, wie jene, bei ihm voraussetzen. Nur allzu lange hat man es ihm selbst überlassen, sich solche nach seinem eigenen Gutdünken zu modeln, aber wie dies ausfallen konnte, ergiebt sich von selbst; wenn man bedenkt, was für einen Begriff das Publikum überhaupt von Gesundheit und Krankheit, von Tod und Leben, von Medizin, Diät und Arzt hatte, und doch ist es mehr als gewiß, daß nichts so nachtheilig sein konnte, als die gänzliche Vernachlässigung jener Pflichten, nichts so nöthig, als die hier angeführten Begriffe in ihm aufzuklären, daß der Schaden der hier-

aus Unkunde entstand, unübersehbar ist, und daß es größtentheils hierin sich gründet, wenn das Publikum die so göttliche Kunst zweideutig fand, wenn bei einem großen Theil die Kunst als Charlatanerie, und diese als Kunst genommen ward; wenn man den Arzt vom Wunder-Doctor, vom so genannten Quacksalber, klugen Männern, alten Weibern, Schäfer-Knechten und Scharfrichtern nicht zu unterscheiden wußte, ja wohl gar diese letzteren, jenem bei weiten vorzog. Daher kam es, daß After-Aerzte, Charlatane, Bader und Pfuscher über den rationellen Arzt siegten, diesen mit leichter Mühe unterdrücken konnten, daher kam es, daß man jeden Augenblick erröthen mußte, über die höchst albernen Fragen, die man ohne alle Schaam dem Arzt vorlegte.

Ich weiß es sehr wohl, daß ich nichts Neues sage, daß schon oft und viel darüber gesprochen ist, daß man allgemein die Nothwendigkeit einer Volks Aufklärung über diese Gegenstände längst anerkennt; ich habe selbst vortreffliche Aufsätze darüber gelesen, aber dennoch muß ich offenherzig gestehen, daß mir keiner der Wichtigkeit der Sache ganz angemessen zu seyn schien. Einmal schien mir alles, was darüber gesagt wurde, viel zu flüchtig, und dieß ließe sich zwar damit entschul-

digen, weil es mehr an Aerzte, als ans Publikum gesagt seyn sollte. Dies ist aber meiner Meinung nach ein großer Fehler, denn dadurch ist nichts gebessert worden; die Aerzte wußten darüber schon genug, und mehr als zu viel, und was sie nicht wußten, lernten sie jeden Tag in ihrer Praxis noch mehr; das Publikum hingegen, wußte darüber viel zu wenig. Es ist die erste Instanz, an das Publikum muß gesprochen und appelliert werden. Dies darf und kann aber nicht in flüchtigen und oft dunklen Aufsätzen geschehen.

Zweitens eignen sich die medizinischen Zeitschriften am wenigsten dazu, noch weit weniger, Vorreden, Einleitungen zu medizinischen Werken, oder solche Werke selbst; entweder das nicht ärztliche Publicum erfährt hievon gar nichts, oder es erfährt, was noch weit schlimmer ist, nur alles halb und entstellt. Dies ist aber der Weg nicht, auf dem man zu seinem Zwecke gelangen kann; daher blieben die Sachen bei allem dem Vortrefflichen, was darüber gesagt wurde, immer dieselben. Und drittens schien der größte Theil dieser Aufsätze, wie fast alles hin und wieder Gesagte nach einer und derselben Scheibe zu zielen, und die Sachen viel zu einseitig zu betrachten; nehmlich man äußerte den Wunsch

einer Volks-Aufklärung über medizinische Gegenstände, um dadurch den Afterarzt, den Charlatan, Marktschreyer und Quacksalber u. s. w. zu Grabe zu bringen, da man sah, daß die fast in allen polizirten Staaten von Zeit zu Zeit erschienenen Verordnungen, diesem Unfug zu steuern nicht vermochten, denn so wie der ertappte Contrebandier seine Strafe erlegte, und dennoch, weil er seine Rechnung dabei fand, seinen Schleichhandel fortsetzte, so ging es auch hier.

So richtig und wahr es auch ist, daß durch diesen Weg, und dadurch allein nur gegen dieses Unheil gewirkt werden kann, so ist dies doch keinesweges die vorzügliche Ansicht, die man bei dem frommen Wunsch, eine allgemeine Volks Aufklärung über medizinische Dinge verbreitet zu sehen, hätte vor Augen haben sollen. Denn einmal, will man nicht ungerecht seyn, so muß man gestehen, daß jenes Ungeheuer bei weitem nicht mehr so arg sein Wesen trieb als sonst, daß es wenigstens einem großen Theile des Volks über diesen Punkt an Aufklärung nicht so sehr fehlte, und bei dem Theil, wo der Charlatan noch in [illegible]er alten Würde stand, war die Aufklärung durch Aerzte eben nicht am besten angebracht, denn sie hatten ja die Aerzte für

partheyiſche Pfuſcher erklärt. Aber daß auch zweitens meines Erachtens kein ſo groſſes Unglück daraus entſtand, wenn hie und da der Charlatan noch des Zutrauens gewürdigt wurde, als daraus, daß man Arzt und Medizin durchaus nicht gehörig zu würdigen wußte, und daß die Duldung des Charlatans nur als eine Folge hievon anzuſehen war. Man hätte den Arzt nur heben ſollen, und jene wären von ſelbſt geſunken, mit Achtung für dieſe, würden jene von ſelbſt verachtet worden ſeyn.

Da man aber, wie ſchon geſagt, nicht mit hinlänglicher Thätigkeit daran gearbeitet hatte, das Publikum über Arzeneikunſt und über die Würdigung des Arztes genugſam aufzuklären, ſo wurde nicht nur die Ausübung ſeiner Kunſt dem Arzte gar ſehr erſchwert, ſondern ſie wurde nicht ſelten, trotz ſeines beſten Willens, und aller ſeiner Bemühung vergeblich ausgeübt; doch dieſes alles wird ſich aus dem Folgenden hinlänglich einſehen laſſen.

Die Pflichten, die das Publikum dem Arzt ſchuldig iſt, oder was der Arzt mit Recht bei jedem, der ſich ſeiner bedienen will, vorausſetzen muß.

Der Arzt, wenn er das iſt, was er ſein

ſoll — hat nicht nur die ſchwierigſten und die allerheiligſten Pflichten, die je ein Diener des Staats haben kann, auf ſich; (denn was kann dem Staate wohl heiliger ſeyn, als das Menſchenleben?) ſondern er ſteht auch in jedem Augenblick in Gefahr, ſeine eigene Geſundheit und Leben, wie die Geſundheit und Leben der Seinigen *), ſein Gewiſſen, und was noch mehr als alles iſt, ſeine Ehre aufs Spiel zu ſetzen; nach einem Entwurf über die Mortalität der Aerzte erlangen nur ſehr wenig beſchäftigte Aerzte ein Alter von vier bis fünf und ſechzig Jahren; die meiſten ſterben in den erſten zehn Jahren ihres praktiſchen Lebens, viele zwiſchen dem dreyßigſten und vierzigſten, und was iſt daher wohl billiger und gerechter, als daß der Arzt mit möglichſt größter Behutſamkeit und Vorſicht zu Werke gehe.

---

*) Lentin kam von einem Kinde, welches an bösen Blattern lag zu Hauſe; ſein eigenes jüngſtes Kind lief ihm entgegen, er hob es zu ſich herauf und küßte es. Auf der Stelle fiel es ihm ein: mit dieſem Kuſſe haſt du ihm den Tod gegeben. Das Kind bekam dieſelben Blattern und ſtarb. Eben ſo ging es ihm beinah mit einem Sohne; man darf ſich überhaupt nur an jene Peſt-Zeit erinnern, wo viele Aerzte da, wo ſie retten wollten, das Opfer wurden.

Dem Publikum ist es überlassen, daß jeder nach Lust und Belieben sich seinen Arzt wählen kann; ob ihm diese Wahl mit Recht oder Unrecht überlassen sey, und wie es dabei verfährt, will ich hier mit Schweigen übergehen. Genug, dem Arzt ist dies nicht verstattet, er kann und darf seine Kranke sich nicht wählen, (etwa wie Locke, der die Arzeneikunst bei Niemand als bei dem Lord Aschley, von dem er sehr viel Gutes genoß, geübt) seine Pflicht ist wann und wo er gerufen wird zu erscheinen, bei Nacht wie bei Tag, bei Armen wie bei Reichen, bei Gebildeten, wie bei Ungebildeten, bei den ihm gänzlich Unbekannten eben so gut als bei Bekannten, schon ohne alle Pflicht, fodert dies ja sein Vortheil. Ob dies nicht anders sein sollte oder sein könnte, gehört hier nicht her; hier soll im Allgemeinen nur so viel erörtert werden, was der Arzt zur Erfüllung seiner so höchst wichtigen Pflichten mit Recht vom gesammten Publikum fodern könnte, ja fodern sollte, und was ihm das Publikum auch zu leisten gar sehr sich zu befleißigen hätte, weil der daraus entstehende Nutzen mehr für das Publikum selbst, als für den Arzt berechnet ist.

Obgleich diese Pflichtleistungen von der Art seyn werden, daß sie vor der Hand nur

von den Gebildeten zu verlangen und zu erwarten ſind, ſo wird doch dabei ſchon ſehr viel gewonnen ſein, und dieſer Vorwurf, der eine Menge guter Einrichtungen in der Geſellſchaft trifft, daß nicht alles daran Theil nehmen kann, ſollte nie Gewicht genug haben, darum irgend etwas Gutes zu unterlaſſen, denn wir ſind ja auch zu erwarten berechtigt, daß die Gebeſſerten auf die übrigen mitwürken, wie uns auch die Erfahrung lehrt, und daß ſich alles zu vervollkommnen ſtrebt, wähnen wir ja doch. So wiſſen wir z. B. wo Irreligioſität, Aberglauben und Vorurtheil einmal gewurzelt ſind, daß da moraliſche Predigten das ſind, was für eingewurzelte Leidenſchaften die Vernunft-Gründe; beide durchdringen den dicken Nebel nicht mehr, beide nützen das, was dem Maulwurf die Brille, und doch dürfen wir ja auch in dieſer Hinſicht wohl nie aufhören, Verſuche zu machen.

Das erſte was aber der Arzt vom geſamten Publikum billigermaßen fodern und erwarten könnte, ſollte ſeyn

1) daß ſich jedes Individuum mehr, als es gewöhnlich der Fall iſt, ſelbſt kenne, ſich ſelbſt mehr im ſogenannten geſunden Zuſtande beobachtet, daß ihm die phyſiſchen Kräfte ſeiner ſelbſt, ſo wie ſein Ich im

gesunden Zustande zu beobachten ein weit wichtigerer Gegenstand als es gewöhnlich ist, seyn möchte. Den Nutzen, den es haben muß, wenn der Kranke von seinem sogenannten gesunden Zustande dem Arzt einen hinlänglichen Rapport abstatten könnte, kann nicht anders als sehr groß seyn; hierzu rechne ich aber auch alles das, was auch noch so unbedeutend scheinen könnte, von allen seinen Functionen als Thier sowohl, als auch als vernünftiges Wesen; von seinem Essen und Trinken, vom Schlafen und Wachen, Ruhe und Bewegung, Arbeit oder Müßiggang, Enthaltsamkeit oder Ausschweifung, Ueberfluß oder Mangel, Leidenschaften, Idiosyncrasien u. s. w. unendlich viele, dem Anschein nach ganz unbedeutende Dinge, der Mühe zu beobachten nicht werth, aber dennoch von der größten Wichtigkeit. Wie weit ich diesen Rapport ausgedehnt wünsche, um den daraus entstehenden Nutzen recht einleuchtend zu machen, dazu hoffe ich eine andere Gelegenheit zu finden, um werde vielleicht ein Schema dazu entwerfen.

Nächst der Beobachtung seiner selbst, in dem sogenannten gesunden Zustande setze ich

als zweite Bedingung fest, unter welcher allein der Arzt nützlich werden kann, daß man

2) sich, im Allgemeinen wenigstens, einen anschaulichen Begriff von Gesundheit und Krankheit, von Arzt, Medizin und Diät, von Tod und Leben, verschaffen sollte; wie unentbehrlich nothwendig besonders diese Aufklärung für das Publikum und den Arzt ist, hoffe ich hinlänglich darzuthun. Als dritte Bedingung setze ich

3) daß jedes Individuum im gesunden Zustande seinen Arzt eben so wohl als seinen Beichtvater wisse und kenne, zu ihm ein wirkliches vernünftiges Zutrauen habe, was sich in etwas Reellem gründen muß.

4) Daß wenn es wirklich sich nur unpäßlich fühlt, sogleich seinen Arzt ohne Aufschub sucht.

5) Es sey unpäßlich, oder wirklich krank, mit keinem andern, als mit seinem Arzte darüber spricht, um etwa Meinungen zu hören, am allerwenigsten aber mit Nichtärzten:

6) dem Arzte durchaus in allem, so wohl in dem, was er gebietet, als in dem, was er verbietet, strenge zu folgen, und die sogenannte Nachkur, so wie diätetische Regeln, nicht als etwas Ueberflüßi-

ges oder als etwas von der Laune des Arztes willkührlich Abhängendes anzusehen.

Und endlich habe ich die wichtigste aller dieser Bedingungen mit Bedacht bis zuletzt verschoben, ob sie gleich allen andern vorangeht, nehmlich die Bedingung, daß der, welcher sich eines Arztes bedienen will, sich in solcher Lage befindet, die dazu gehört, einen Arzt, so wie alles das dazu Gehörige, auch wirklich verschaffen zu können, wie aber im allgemeinen diesen Bedingungen überhaupt, und besonders dieser letzteren, die als die schwierigste von allen andern erscheinen muß, Genüge zu leisten sey, wollen wir etwas genauer durchgehen. Es soll daher von dieser letzten Bedingung, da die Schwierigkeit nur scheinbar ist, wenn man nur ernsthaft will, zuerst die Rede seyn.

Die Menschen klagen oft über Dinge, daß sie so und nicht anders sind, wenn gleich das Andersseyn nicht selten von ihnen selbst abhängt. Wenn die Menschen nur daran gewöhnt wären, das was sie thun, ganz zu thun *).

*) Die Menschen werden vom Blitze getroffen und ihre Häuser werden angezündet, weil sie es nicht anders haben wollen. Die Mittel sind da, wenden wir sie aber wohl an? sagt Lichtenberg.

Sie thun nie weder alles, was sie wollen, noch alles was sie können, sagt Voltaire. Es ist sehr traurig, daß man mit eintretender Gefahr gewöhnlich erst nach Mitteln sucht, nicht aber an Mittel denkt, die eintretende Gefahr abzuhalten, oder wenn sie nicht abzuhalten ist, wenigstens zu verringern.

Ich weiß es sehr wohl, daß das Leben eine ewige Folter sein würde, wenn man an alle uns in jedem Augenblick umgebende Gefahr beständig denken sollte. Wer würde z. B. einen sicheren Tritt thun, wenn er beständig an einen Beinbruch dächte, der doch besonders in einem gewissen Alter so leicht ist. Oder wer könnte vier oder fünf Etagen hoch ruhig wohnen, wenn er beständig an Feuersgefahr in der untern Etage denken sollte? Wer würde wohl ein Pferd oder einen Wagen besteigen, wenn er sich das Unglück dächte, was auf Pferden und in Wagen Menschen widerfahren kann? Wer eine Seereise unternehmen wenn er an die Unfälle des Schiffbruchs dächte, und unendlich solche Fälle mehr, die sich ein jeder selbst herzählen kann.

Dies ist alles wahr und richtig, nur muß man nicht so schließen: weil ich nicht beständig daran denken darf, soll ich gar nicht daran

denken. Können wir gleich die uns so mannigfaltig drohende Gefahren nicht gänzlich abwehren, so sollten wir um so mehr darauf bedacht seyn, denjenigen Einhalt zu thun, von denen es uns zum Theil wenigstens möglich ist. Mit Unglück sich vertraut zu machen, heißt, sich einen Schatz für die Zukunft sammeln.

Ich denke mir hier das Publikum in drei verschiedene Klassen getheilt, in Reiche, Mittelstand und Arme. Von der Letzteren werde ich wenig zu sagen haben, indem sie außer Stande gesetzt sind, weder für das Gegenwärtige noch für das Zukünftige etwas für ihre Gesundheit zu thun. Auch ist im ganzen genommen für diese Klasse Menschen durch öffentliche Anstalten, so unvollkommen solche auch immer gewesen seyn mögen *), einigermaßen gesorgt worden, wiewohl ich nicht abgeneigt zu glauben bin, daß es hie und da öffentliche Krankenhäuser gegeben habe, und in Jamaica noch geben mag, wo man jenen Vers über die Pforten der Hölle als Ueberschrift setzen konnte. „Wer hier eingeht, scheidet von jeder Hoffnung."

*) Denn was nennt man nicht an manchem Ort eine Krankenanstalt? ein Krankenhaus??

Aber es kann in unſerer beſten Welt bei unſerm beſten Willen dennoch nicht alles zum Beſten ſeyn. Bei allem Guten, wozu mehr als ein Menſch erfodert wird, pflegt ſich nicht ſelten Menſchlichkeit im gewiſſen Sinne mit einzumiſchen, und der Menſchenfreund, der es ſich hat anliegen laſſen, dergleichen öffentliche Anſtalten mit mehr als einem flüchtigen Blick zu durchſchauen, ſie nicht etwa aus den todten Buchſtaben auf dem Papiere kennen gelernt hat, wo denn alles hübſch klingt und ſchön ausſieht, dem mag es auch eher an Seufzern, als an Urſachen zum Seufzen gefehlt haben. Es iſt mir daher nicht möglich dieſe Klaſſe zu verlaſſen, ohne ein Wort noch zu ihrem Beſten zu ſagen. Der wahre Menſchenfreund, wird mir hier eine Ausſchweifung wohl verzeihen.

Es kann ſeyn, daß ich mich irre, wenn ich glaube, daß man weit beſſer dabei gefahren ſeyn würde, anſtatt alles auf Kranken-Häuſer, Kranken-Anſtalten, Armen-Aerzte und freye Medizin zu verwenden, mehr darauf zu ſehen, den Krankheits Urſachen dieſer Menſchen mehr vorzubeugen, und beſſer darauf bedacht zu ſeyn, dieſe, ſo viel es ſich thun ließe aus dem Wege zu räumen.

Man hälte es möglich zu machen ſuchen

ſollen, daß die Preiſe der unentbehrlichſten und nothwendigſten Lebensmittel mit dem Tages- und Arbeitslohn in ein gleicheres Verhältniß getreten wären, damit ſich dieſe Menſchen von der einen Seite nicht allzuſehr überarbeiten, ihre Kräfte gar zu ſehr erſchöpfen müßten, um ihr Leben zu erhalten, und von der andern Seite nicht alles das, was ihnen Kräfte geben konnte, durchaus entbehren müßten. Da ſie bei allem, was ſie ſich von Lebensmitteln anſchaffen, auf das Wohlfeile ſehen müſſen, ſo bekommen ſie auch alles ſehr ſchlecht *). So mag vielleicht ihre ſogenannte Garküche, die Fabrik ſeyn, worin ihre Krankheiten fabricirt wurden, beſonders da, wo es einem Jeden ohne Ausnahme erlaubt iſt, ſolche Gift-

*) Der Verkäufer aller Arten Lebensmittel gibt das Verdorbene nicht dem, der Thalerweiſe holen läßt, um nicht an ihm einen guten Kunden zu verlieren, wohl aber dem Armen, der nur Groſchen- und Dreyerweiſe ſich ſeine Bedürfniſſe anſchaffen kann. Es leidet der Arme daher, nicht nur dadurch, daß er ſo manches, weil er es im ganzen zu kaufen nicht im Stande iſt, theurer bezahlen muß, ſondern beſonders dadurch, das er alles ſchlechter bekömmt.

Gift-Anſtalten zu etabliren, oder dort, wo die Geſundheits-Polizei kaum mehr als dem Namen nach bekannt war, dal[illegible] über die Verfälſchung der Lebensmittel we[illegible]g oder gar nicht gewacht wurde. Ein alter Schriftſteller ſagt: „da viele Nahrungsmittel durch die „Hände der Bauern gehen, ſo ſollte man alle „Mittel ergreifen, die Gewohnheit der Rein„lichkeit unter ihnen zu befördern und aufzu„muntern. Dieſes könnte z. B. geſchehen, „wenn man demjenigen, welcher die reinlichſte „Butter und Käſe u. ſ. w. zu Markte brächte, „eine kleine Belohnung gäbe, denjenigen aber, der „ſeine Waaren ſchmutzig brächte, ſtrenge be„ſtrafte. Mit den Fiſchern, Brauern, Bäk„kern, und überhaupt mit allen, welche die „Nothwendigkeiten des Lebens zubereiten, ſollte „man es eben ſo machen.“ *) Auch ſelbſt

*) Die Staaten ſcheinen ehedem mehr auf die Lebensmittel der Unterthanen bedacht geweſen zu ſeyn. Die Königin Eliſabeth gab ein Edikt, mehr Fiſchſpeiſen zu eſſen; doch ſoll dies den politiſchen Grund gehabt haben, die amerikaniſchen Fiſchereien in Aufnahme zu bringen. Auch bei den Römern wurde eine Speiſe unter dem Namen Sumen bekannt, bei ſchwerer Strafe unterſagt; ſoll aber auch einen anderen als diätetiſchen Endzweck gehabt haben: es beweiſt aber doch die Aufmerkſamkeit.

noch in neuern Zeiten hat die königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften folgende gewiß sehr wichtige Preis-Aufgabe bekannt gemacht: „Durch welche Mittel und Wege können die mannigfaltigen Verfälschungen sämmtlicher Lebensmittel außerhalb der gesetzlichen „Untersuchungen aufgehoben und auch vermindert werden?"

Wenn man mehr es möglich zu machen suchte, daß diese Menschen in keinen elenden, an und für sich krankmachenden Wohnungen, eine beständig verpestete Luft einathmen dürften, wo oft Kranke und Gesunde, ja bisweilen Gebährende und Sterbende zusammen liegen mußten.

Man hätte mehr darauf sehen sollen, daß nur die heirathen dürften, die auch wirklich sich, Frau und Kinder ernähren konnten; man hätte mehr auf die Qualität als auf die Quantität des Volks sehen sollen.

Man hätte sich mehr der Erziehung der Kinder annehmen müssen, es nicht erwarten sollen, daß alle Eltern es zu beurtheilen verstehen, zu was für einem Handwerk oder Gewerbe in Rücksicht der physischen Kräfte und künftigen Gesundheit ihre Kinder sich qualificiren. *) Dies Gewerbe bringt den um seine

*) Ein alter Arzt hätte einen kranken Schuhma-

Gesundheit, und giebt ihm einen frühzeitigen Tod, dem ein anderes, Gesundheit und hohes Alter gegeben hätte. *)

Man braucht es gerade nicht so weit' zu treiben, wie die Spartaner, die, wie bekannt, den Eltern die Kinder, wenn sie 7 Jahr alt waren, wegnahmen, und sie unter Aufsicht des gemeinen Wesens erzogen.

Und endlich, da dieses Alles eine eigene Abhandlung gar sehr verdiente, nur noch eine Rüge, nehmlich die, daß man mit mehrerer Schonung und Achtung, Rücksicht auf die Schwangeren genommen hätte. **) Es ist ebenfalls wohl nicht unbekannt, daß bei alten Völkern in einem Hause, wo eine Schwangere war, nichts unternommen werden durfte, was

---

cher, der alles mögliche schon gebraucht, dadurch wieder hergestellt, daß er ihm gerathen ein Gärtner zu werden.

*) Man sehe Franck's System einer vollständigen medizinischen Polizei von der Gesundheitspflege der lernenden Jugend und der nöthigen Polizei-Aufsicht bei Erziehungs-Anstalten.

**) Man sehe ebenfalls in dem, in vorhergehender Note erwähnten Werke den Abschnitt von der Schwangerschaft überhaupt, ihren Rechten und Vorzügen im gemeinen Wesen u. s. w.

ihr Angſt, Schreck, Kummer und Gram verursachen konnte; ja es wurde ſogar an der Hausthür einer ſolchen Perſon durch ein Schild bekannt gemacht. Das mochte allerdings wohl auf die Geſundheit des künftigen Bürgers groſſen Einfluß gehabt haben.

Man braucht hier ebenfalls nicht ſo weit zu gehen, als die alten Brachmanen, oder indianiſche Weltweiſen; dieſe ſorgten ſchon für ihre künftigen Schüler, da ſie noch im Mutterleibe waren. Es wurden einige gelehrte Männer aus ihrem Orden zu den Schwangeren abgeſchickt; dieſe thaten zwar, als wenn ſie nur um Mutter und Kind zu einer glücklichen Geburt einzuſegnen gekommen wären, aber ihr eigentlicher Zweck war, der Schwangern gute Lehren beizubringen, und ſie ſahen es als ein gutes Kennzeichen für das Kind an, wenn die Mutter an dieſen Lehren einen Gefallen hatte. Und ſo gehe ich nun zum Mittelſtande über.

Unter Mittelſtand verſtehe ich den bei weiten glücklichern Stand, der ſich zwiſchen reich und arm befindet, wie auch das Wort ſelbſt ſchon ſagt. Es iſt dieſer Stand nicht nur an und für ſich der glücklichſte, ſondern er iſt zugleich auch der bei weitem wichtigere für den Staat und die bürgerliche Geſellſchaft. Er

enthält die meiſten Glieder der großen Kette, er iſt gleichſam die Schule aller Induſtrie. Künſte und Wiſſenſchaften aller Art gehen aus ihm hervor, und alles, was im Staate und in der bürgerlichen Geſellſchaft geleiſtet werden ſoll.

Der Arme iſt zu ohnmächtig, durch die Noth zu ſehr niedergedrückt, um etwas leiſten zu können, der Reiche, durch ſeinen Reichthum zu träge und zu bequem, ſeltene Ausnahmen abgerechnet. Auf dieſe ſo wichtigen Glieder der Geſellſchaft ſoll meine Betrachtung vorzüglich gerichtet ſeyn.

Wir haben geſehen, daß für den ganz armen Stand in Krankheitszufällen wenigſtens einigermaßen durch öffentliche Anſtalten, als Krankenhäuſer, ſo ſehr es ihnen hie und dort auch an Vollkommenheit gemangelt hat, doch im Nothfall geſorgt war.

Ganz anders verhält es ſich mit dem ſogenannten Mittelſtande, und zwar mit ſolchen, die ſich weder zum Krankenhaus noch zu denjenigen, die an andern Verpflegungs-Anſtalten, Theil nehmen könnten, rechnen laſſen. Ihm iſt die Fürſorge für Geſundheit und Krankheit ſelbſt überlaſſen, er ſorgt ſo gut er kann und es verſteht, ſeine Geſundheit zu erhalten, eben ſo, wenn ihn Krankheiten überfallen. Man

könnte den Mittelstand noch eintheilen: in solche, die sich durch ihr Gewerbe nur gerade so viel verschaffen können, als sie zur Nothdurft brauchen, und in solche, die sich dabei noch etwas ersparen können. Es müssen die Ersten aber schon mehr zur Klasse der Armen, wenigstens in Rücksicht ihrer Fürsorge, die Gesundheit betreffend, gerechnet werden.

Der Staat handelt zwar zum Theil auch hierin nicht ganz stiefmütterlich; die Gesundheitssorge wird, oder wenigstens soll, durch eine medizinische Polizei dem Mittelstande erleichtert werden; diese sorgt wenigstens einigermaaßen für das Negative, so wie ihm bei seinen Krankheiten vom Staate dadurch die Hand gereicht wird, oder gereicht werden soll!! daß dieser für Aerzte und Wundärzte, Offizin, Krankenwärter, Hebammen, Badeanstalten, Impfungs-Institute u. s. w. sorgt. *)

---

*) Da ein großer Theil, von Gesundheitspolizei keinen ordentlichen Begriff hat, so dürfte folgende Definition nicht am unrechten Orte stehen.

Gesundheitspolizei ist derjenige Theil der Staatswissenschaft, dem die oberste Staatsgewalt die wachsamste und thätigste Fürsorge anvertraut hat, die Ereignisse und Handlungen, welche dem Leben der Staatsglieder Ge-

Ist es an und für sich mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft, und sind die Verhältnisse des größten Theils der Menschen nicht von der Art, daß sie im Stande sind, für ihre Gesundheit gehörig zu sorgen, so wird es dadurch bei weitem erschwert, und

---

fahr drohen, oder der Gesundheit der gesammten Staatsbürger nachtheilig sind, durch bestimmte, abhaltende oder leitende Mittel, oder durch Belehrung und nach erfahrungsmäßigen, aus dem gesammten ärztlichen Wissen hergenommenen Grundsätzen, in Fällen zu verhüten, abzuwenden oder zu entkräften, wo dies nicht in der Macht der einzelnen Staatsglieder steht, oder wo deren Beseitigung keiner andern Staatsgewalt übertragen ist; dem es auch in diesen Fällen obliegt, nach denselben Grundsätzen das öffentliche Gesundheitswohl, und dadurch die Ausbildung der körperlichen Fähigkeiten und Kräfte der gesammten Staatsbürger möglichst zu vervollkommnen, und dem dabei noch aufgegeben ist, durch zweckmäßige Anstalten und Vorkehrungen die ärztlichen Kenntnisse in ihrem ganzen Umfange zu befördern, und zur sorgfältigsten Heilung der kranken Staatsbürger aller Klassen die erforderlichen Verfügungen, Einrichtungen und Anstalten zu treffen.

Allgemeines Archiv der Gesundheitspolizei von Scherf, 1. Bd. 2. St. S. 44.

ganz unmöglich gemacht, daß ſie es weder verſtehen, nur einigermaaßen dafür zu ſorgen, noch daß ſie rechte Luſt dazu haben, und daher niemals ernſtlich Hand anlegen. Selbſt das Wenige, was ihnen ihre Verhältniſſe allenfalls noch erlaubten für ſich zu thun, vernachläſſigen ſie, und thun es entweder nur halb oder gar nicht.

Sehr wahr heißt es in einem diätetiſchen Wochenblatte *): „Die Geſundheit iſt der „Wunſch aller Menſchen, einſtimmig wird ihr „der größte Werth unter dem ganzen Haufen „der irdiſchen Glückſeligkeit eingeräumt. Schätze, „Reichthümer, Ehre und Anſehen, alles übrige „iſt ihr untergeordnet. Nur der, der im Beſitz dieſes Vorzugs iſt, kann ſich glücklich „preiſen, und der genießt ſein Leben und ſein „Daſeyn nur halb, den die ſchmerzhaften Empfindungen ſeines Körpers in jedem Augenblicke daran erinnern, daß ihm ſo vieles zur „Vollkommenheit mangelt. Man ſuche den „Beweis von den Vorzügen der Geſundheit „nicht in den zahlreichen Geſellſchaften munterer Freunde, nicht im Zirkel blühender „Jünglinge und Mädchen, wo man nur halb

*) Diätetiſches Wochenblatt für alle Stände von Graumann.

„daran erinnert wird, ſondern man verfüge „ſich zu den Wohnplätzen des Kummers, des „Schmerzes und der Trauer ſelbſt, man höre „die Seufzer des leidenden Freundes am Kran„kenbette und man durchwandle die Reihen der „Siechen in Lazarethen und Hospitälern, um „den ganzen Werth dieſes ſchätzbaren Gutes „zu fühlen.“

Es iſt zum Erſtaunen, wie weit es der menſchliche Verſtand in der Kunſt, ſich nicht nur ſeinen Lebensunterhalt, ſondern ſelbſt Reichthümer zu verſchaffen und zu erhalten gebracht hat. Alle ſeine geiſtigen und phyſiſchen Kräfte ſind um dieſen Preis, in raſtloſer Thätigkeit; die Erde ſelbſt war ihm zu dieſem Behuf zu klein, denn der erſte Luftſchiffer mag wohl (ich will es nicht mit Gewißheit behaupten) mehr an die dadurch zu erwerbenden Reichthümer gedacht haben, als er dies Wageſtück unternahm, als an Entdeckungen, und wie mannichfaltige Anſtalten, ſich das Erworbene zu ſichern, wußte der Menſch ſich nicht zu verſchaffen, Anſtalten, die faſt jedem Geſchick trotzten, und wäre, Reichthümer ſich zu erwerben und zu erhalten, das non plus ultra der menſchlichen Glückſeligkeit, ſo könnte kaum noch mehr dafür gethan werden.

Was iſt aber dieſem allen auch nur ähn-

liches in Rückſicht der Geſundheit gethan? Wer läßt es ſich wohl zu dieſem Behuf, ſeine Kräfte kennen zu lernen, recht angelegen ſeyn? Wer kümmert ſich ernſtlich darum, von ſich zu wiſſen, was er zu thun oder zu laſſen hat, wenn es ihm nicht die äußerſte Noth lehrt? Hält man es auch nur der Mühe werth, wohl eine Feder darum anzuſetzen, weit weniger, ein Buch darüber zu führen, und wäre es auch noch ſo einfach.

Nehmen wir an, es ſey ein ſonſt gut eingerichtetes Handlungshaus durch Unglücksfälle zum Wanken gebracht worden, ſo daß man einen Fall zu befürchten hätte. Man wird, wenn die Umſtände auch noch ſo ſehr verwikkelt ſeyn möchten, durch Sachverſtändige es gar bald bei der Unterſuchung finden, ob es ſich halten kann, oder fallen muß. Es wird dem Sachverſtändigen durch einen Ueberblick der alten und neuen Bücher gar bald einleuchten, ob und wie zu helfen ſey, und ich kann mir denken, daß dadurch ſchon öfters manchem gänzlichen Umſturz vorgebeugt worden ſeyn mag.

Aber ich ſehe hier meine Leſer ungeduldig werden, ich höre Sie unwillig fragen, was will dieſes alles ſagen? Können oder ſollen alle Menſchen ein ſo beſtändiges angſtvolles

wachsames Auge über ihre Gesundheitsumstände haben? Wäre es, wenn es auch möglich wäre, daß alle äußere Verhältnisse es bei jedem erlaubten, wäre es auch wohl nur rathsam? Würde es nicht, statt zu nützen, vielleicht noch mehr schaden? Soll, und ist denn der ganze Zweck unseres Daseyns kein anderer, als daß wir, so zu sagen, eine Schildwach unserer selbst seyn sollen? Welches traurige Loos! Würde nicht eine solche Beobachtung seiner selbst, und alles was darauf Bezug hat, zu eingebildeten Krankheiten, zur Hypochondrie, oder gerade zu zur Melancholie hinführen?

Ich gebe dies zu, erinnere aber an das, was ich zuvor schon gesagt habe, daß ich selbst das Leben als eine ewige Folter ansehen würde, wenn der Mensch immer angstvoll jeden Augenblick an die ihn umgebende Gefahr denken sollte. Ist denn aber nicht ein sehr wichtiger Unterschied zwischen immerfort und ängstlich an sich denken, oder sich ganz vernachläßigen, an alles Andere eher als an seine Gesundheit denken, alles Andere diesem vorziehen; wie ein guter Schriftsteller sagt: „ich „bin überzeugt, daß wenn wir in unser Herz „sehen könnten, wir das Geld darin mit weit „lebhaftern und kräftigeren Buchstaben einge-

„graben finden würden, als die Erhaltung „seiner selbst ꝛc.“

Aber ist denn das Leben des unersättlich Habsüchtigen weniger martervoll, weniger eine ewige Folter, als das des Kranken, der Tag und Nacht Schmerzen leidet? Oder giebt es nicht Körper und Geist erschöpfende Leidenschaften, als Geiz, Neid, Habsucht u. s. w., die doch nichts anders, als auszehrende Fieber für den Körper sind?

Ich weiß es wohl, wollten wir auf diese Art unsern sittlichen Zustand prüfen, es wäre eben so schwierig und mißlich, als wenn wir alle Freuden dieser Welt immer mit dem Lichte der Philosophie beleuchten sollten, wie würden diese nicht verschwinden, und uns, statt zu ergözzen, anekeln! Nur dann, wenn die Freuden so ausarten, daß sie uns irre leiten, da giebt es keine bessern Mittel, als daß man sich der Zergliederungskunst, wer sie versteht, bedienet. Eben so ist hier auch nur die Rede von der gänzlichen Vernachlässigung der Gesundheit und von der Unzulänglichkeit der Mittel, sie wieder herzustellen, und daß damit gar nichts gethan sey, wenn die Krankheit wirklich da ist, zum Arzte zu schicken, und zwar zu dem ersten dem Besten, so wie es gewöhnlich geschieht. Wie oft ist der Kranke dem Arzt, so

wie der Arzt dem Kranken ganz unbekannt, und doch würde man bei jedem minderwichtigen Geschäft keinem Unbekannten sich anvertrauen; aber da, wo es auf Leben und Gesundheit ankommt, giebt man sich ohne Bedenken Jedem Preis, der sich anbietet, oder unverschämt genug ist, seine eigene Kunst auszuposaunen.

Ein alter Schriftsteller sagt: „jeder Mensch, „welcher krank wird, muß nach seiner beson„dern, und ihm eigenthümlichen Beschaffen„heit kurirt werden, so daß er nimmermehr „gesund werden wird, wenn der Medikus die „Harmonie der Säfte und Hauptbeschaffen„heiten nicht wieder herstellt, die vor seiner „Krankheit in ihm gewesen ist. Wenn dieses „ein Medikus, wie es sich gehört, thun will, „so muß er den Kranken in seinen gesunden „Umständen oft gesehen und gekannt haben, „daß er ihn oft an den Puls gefühlt, seine „Gesichtsfarbe oft betrachtet habe, damit er „sein Temperament daraus ersehe, und wenn „er krank wird, wissen und urtheilen könne, „um wie viel er jetzt von seiner Gesundheit „entfernt sey, und wie weit er ihn in seiner „Kur wieder bringen muß.“ Dies wäre mit einiger Einschränkung auch wohl noch jetzt sehr wichtig.

Bei plötzlich zustoßenden gefährlichen Umständen könnte man das Blindlings-Zugreifen nach einem Arzte, dem Ersten dem Besten, mit der eingetretenen Gefahr entschuldigen, wenn dagegen nicht einzuwenden wäre, daß gerade da, wo die Gefahr am größten ist, die Wahl des herbeizuholenden Arztes am behutsamsten geschehen müsse; denn da, wo Tod und Leben so zu sagen in einem Nu, entschieden seyn will, da dürfte wohl nicht immer der Erste der Beste seyn. — Mit einem Worte, der Leichtsinn, den man hier überall bemerkt, steht mit den daraus entspringenden Folgen und Ungemach, in gleichem Verhältniß; beide sind wahrlich nicht klein.

Wenn es aber wahr ist, daß der Mittelstand nicht nur der zahlreichste, sondern auch für den Staat der bedeutendste sey, so entdeckt man hier einen großen und sehr bedeutenden Mangel bei unseren Kranken-Anstalten, nämlich ein medicinisches Rettungs-Institut für diejenigen, welche noch nicht ganz arm, aber doch außer Stande sind, einen Arzt zu bezahlen, und die eben darum entweder sich an Pfuscher wenden, oder ohne alle Hülfe hinsterben müssen.

Lobenswerth ist zwar, was der Staat für die ganz Armen in dieser Hinsicht thut, lo-

bensweerth unſer Rettungs-Inſtitut, wenn es anders das iſt, was es ſeyn ſoll, aber bei weitem nicht halb hinreichend. Es iſt kaum mehr als ein guter Wille, und kann nie mehr werden, wenn der, dem Hülfe geleiſtet werden ſoll, nicht ſelbſt Luſt blicken läßt, ſich helfen zu laſſen, und man ihm keine Luſt dazu macht, wohl aber ſie ihm durch ſchlechte Anſtalten benimmt.

Wozu nützen auch alle ſelbſt gute Anſtalten, wenn ſie wirklich ſo vollkommen wären, als ſie es vielleicht nicht ſind, wenn man ſolche zu nützen, von der einen Seite nicht verſteht, und von der andern, nicht Luſt dazu hat, oder außer Stande iſt, Gebrauch davon machen zu können. Auch iſt der Staat nirgends reich genug, alle gute Anſtalten unentgeldlich aufzuſtellen.

Es wird wohl immer ein frommer Wunſch bleiben, daß das geſammte Medicinal-Weſen, mehr oder ganz, eine Sache des Staats werden möchte, daß die Aerzte wie andere Diener des Staates, ſtatt ihrer ſo höchſt unvollkommenen Medicinal-Taxe *), vom Staate

*) Z. B. die Menge Beſuche ſind der Ehrlichkeit des Arztes überlaſſen, oder wer entſcheidet, ob

selbst belohnt würden, und dieser, mit dem sämmtlichen Publikum, sich einigen möchte, wiewohl ich die gänzliche Unmöglichkeit einer solchen vortheilhaften Umänderung nicht einsehe, wenn es ächter Ernst wäre. Ich sehe dabei Gewinn für's Publikum, für den Staat, und für den Arzt im Allgemeinen.

Bis dahin giebt es nur zwei Wege für diesen Mittelstand; entweder man muß durchaus mehr mit Sorgfalt an seiner und der Seinigen Gesundheit denken, und es als das allernothwendigste betrachten, sich einen Fond für den Fall, daß man von Krankheiten heimgesucht wird, anzulegen. Denn unbeschreiblich wird der Krankheitszustand dadurch nicht nur verschlimmert, sondern sehr oft unheilbar gemacht, daß es die Vermögensumstände nicht erlauben, auch nur das Nöthigste herbei zu schaffen, oder sich vor der quälenden Sorge zu schützen: was wird aus mir und den Meinigen, aus meinem Gewerbe, meinem Wohlstande werden, wenn mein Krankenlager lange dauern sollte; und der Kummer darüber, alle auch die besten Mittel und die treueste Sorge des Arztes vereitelt.

---

die Krankheit ansteckend, oder nicht war, was sogar theoretisch unrichtig ist u. s. w.

Je-

Jedem ausübenden Arzte drängt sich diese traurige Beobachtung auf. Verlangt man, der Kranke soll sich ruhig verhalten, sich um seine Geschäfte nicht bekümmern, so erhält man zur Antwort: ja das kann ich nicht, meine Umstände erlauben es nicht u. s. w.

Ich bin gewiß überzeugt, daß der Mittelstand für den gut gemeinten Rath empfänglich seyn würde, wenn man es ihm nur deutlich machte, wie höchst nöthig, ja unentbehrlich es für ihn ist, daß er für sich und seine Familie einen sogenannten Nothpfennig erspare, er wird alsdann in gesunden Tagen gerne alles das, was nur an Aufwand gränzt, entbehren, sparsam, ja selbst betriebsamer werden, um sich einen Fond verschaffen zu können, wenn er nur erst die Nothwendigkeit recht einsieht. Aber diese Nothwendigkeit leuchtet denen am wenigsten und am schwersten ein, welche durch die Festigkeit und Abhärtung ihres Körpers gegen die Gefahr der Krankheit hinlänglich gesichert scheinen.

Ist aber das Unglück, was ihn und seine Familie trifft, größer als sein Fond, und geräth er in Gefahr, ganz zu Grunde gerichtet zu werden, das ist dann der Mann, den man zu retten suchen muß, und da ist das Rettungs-Institut an seiner Stelle.

Oder, was allerdings leichter noch auszuführen wäre: dieser Mittelstand müßte in sich selbst noch eine gemeinschaftliche Anstalt einrichten, und durch einen immerwährenden monatlichen Beitrag, der in der That nur klein seyn dürfte, würde sich gar bald ein Fond sammeln lassen, und von unserer Regierung, die so willig alles Gute unterstützt, läßt sich wohlthätige Mitwirkung hoffen; warum denn nicht so gut hier einen monatlichen Beitrag, als zur Feuerkasse, oder Assekuranz der Möbel? Sind denn unsere Häuser und Möbel mehr als unsere Gesundheit, ja selbst unser Leben werth? oder ist es denn nicht eben so leicht möglich, daß wir durch Krankheit und Tod heimgesucht werden, als durch Feuer?

Wie, und auf was für eine Art eine solche Anstalt zu errichten sey, würde mich hier zu weit ableiten, vielleicht bei einer andern Gelegenheit einen Entwurf dazu. In den Blättern zur Unterhaltung und zur Beförderung der Kultur, 2ten Bandes 1stes Heft 1809, liest man Nachrichten von Neu-York: „Das „1795 gestiftete Dispensatorium ist zur Hülfe „für solche Kranke bestimmt, welche sich diese „in ihrer eigenen Wohnung nicht verschaffen „können, und deren Lage gleichwohl nicht ver„stattet, sie in ein Armenhaus oder in ein

„Hospital zu bringen. Das Capital dieser „Gesellschaft mag sich auf 3000 Dollards be„laufen, und jede Person, welche deren 7 be„zahlt, kann jährlich einen Kranken an das „Dispensatorium weisen, welcher dann von „Aerzten, die von der Anstalt besoldet werden, „behandelt wird.“

Hier habe ich nur so viel zeigen wollen, daß die Sorge, sich in eine solche Lage zu setzen, einen Arzt gehörig brauchen zu können, allen anderen vorangeht, gleichsam der Grundstein ist, worauf gebaut werden soll, und daß es so schwer nicht sey, wenn man nur ernsthaft daran denken, und thätig daran zu arbeiten, es der Mühe werth hielte.

Ohne diese Voraussetzung, die allen Anderen vorangeht, kann weder der Arzt, noch der Kranke, auf etwas anderes, als auf bloßen Zufall rechnen, denn da, wo diese Hindernisse sich vorfinden, wird der Arzt mit dem größten Schatz von Kenntnissen und mit dem besten Willen, nicht selten den Charlatan machen müssen.

Denn was ist es anders, als Charlatanerie, wenn der Arzt es unternimmt, den, der in einer elenden Wohnung, die an und für sich schon krank macht, und weder von ihm, noch von dem Arzt abgeändert werden kann,

wo nicht einmal ein ruhiger Augenblick zu erwarten ist, der den Kranken einen erquickenden Schlummer genießen ließe, durch Medicin helfen zu wollen.

Dem Kranken, der sich mit der Seelenunruhe immerwährend peinigen muß, daß er und seine ganze Familie durch die Krankheit zu Grunde gerichtet werde, und daß er in ein Labyrinth von Schulden gerathen müsse, wenn er eine Zeitlang liegen sollte, wird wahrlich vergebens Medicin gereicht.

Dem Medizin zu geben, der bei jeder neuen Flasche seine Kasse gesprengt zu sehen fürchtet, und statt im Arzte seinen Erretter, seinen Heiland zu sehen, in ihm den Mann erblickt, der ihn zu Grunde richtet, und daher jeden Besuch desselben mehr fürchtet als wünscht; dem Medizin zu geben? *)

Dem es an aller Pflege, selbst der allernöthigsten fehlt, der, wie schon gesagt, sich durch die Stärke seiner Natur, trotz dieser Schwierigkeiten erholt hat, aber nichts hat, seine Kräfte zu unterstützen, dem ist doch warlich nicht zu helfen. Ich könnte Bogen mit

---

*) Vogel sagt: ich verstehe den nicht zu heilen, der mir die Kosten vorschreibt, welche seine Apotheker-Rechnung nicht überschreiten darf.

ſolchen Schilderungen anfüllen, wo ganz der Fall eintritt, von welchem Pringley ſagt: „Unter den Haupturſachen des Sterbens in „einer Armee ſey eine Anſtalt, deren Abſicht, „die Erhaltung des Lebens iſt, nehmlich die „Lazarethe.“ Hier würde es heißen müſſen: Medizin und Arzt.

Und faſt wird es hieraus ſchon einleuchtend, bei wie wenig Menſchen durch Medizin und Arzt etwas auszurichten iſt; wer unter ſolchem Ungemach als Arzt dem Armen verſpricht, daß er ihn umſonſt kuriren wolle, der kennt entweder den Einfluß jener Schwierigkeiten nicht, oder will ihn nicht kennen. *) Unter ſolchen Umſtänden iſt es nicht zu bewundern, daß jener Bauer, dem mehrere Kinder, die an bösartigen Blattern lagen, ohne Medizin genaſen, dem Einen, welches Medizin bekommen hatte und ſtarb, auf den Leichenſtein ſetzen ließ:

---

*) Der Kranke hat außer Arzeneien noch viele andere Dinge nöthig, die Armen ſterben öfter aus Mangel an gehöriger Pflege, als aus Mangel an Arzenei; ihnen fehlen öfters ſogar die Nothwendigkeiten des Lebens, noch öfter aber dasjenige, was man auf dem Krankenlager nöthig hat.

Buchhan.

„O hätt' ich nur nicht eingenommen,
„Gewiß wär' ich davon gekommen.

Ich würde mir es nicht verzeihen können, wenn ich hier eine Ungemächlichkeit nur so obenhin erwähnt hätte, die doch vermöge ihres Einflusses von solcher Wichtigkeit ist, daß sie es wohl verdiente, daß man sich dabei etwas verweilte; ich meine die Ungemächlichkeit, so die gewöhnlichen Krankenzimmer in großen Städten besonders zu haben pflegen, und wie man an nichts weniger, als an das denkt, was sich allenfalls noch dabei verändern und bessern ließe.

Nicht nur im Mittelstand, dem es noch eher zu verzeihen wäre, sondern selbst bei Reichen, wird an alles eher bei Miethung einer Wohnung gedacht werden, als an ein bequemes Zimmer, das sich, im Fall jemand erkrankte, zu einem Krankenzimmer qualificirte. Wohl denkt man an eine schöne lebhafte Gegend, der schönen Aussicht wegen; wohl überlegt man, ob es für Geschäft und Gewerbe passend sey, man vergißt nicht ein bequemes Comptoir und Kabinet, Entree, Wohn- und Speisestube, Visitenzimmer, am allerwenigsten für Küche und Speisekammer zu sorgen; man denkt aber weniger daran, ob die Wohnung der Gesundheit zuträglich sey, weniger

an eine gesunde Kinderstube, am allerwenigsten aber an ein bequemes Krankenzimmer.

Daher kommt es denn auch, daß man sich heute oder morgen in der größten Verlegenheit sieht, daß man kein anderes Zimmer, als etwa vorn heraus, dem Kranken einzuräumen hat, wo das ewige Gerassel der Wagen und Kutschen, das Schreien und Lärmen dem armen Leidenden auch keinen ruhigen Augenblick genießen läßt, oder wo die Nachbarn von allen Seiten, von oben und unten, durch ihre Profession, oder auch durch ihre Kunst, als Musik, Singen, Tanzen u. s. w., dem Kranken die ihm so nöthigen ruhigen Stunden rauben, ja wohl gar ihm selbst des Nachts den so erquickenden Schlaf nicht lassen.

Daher kömmt es dann, daß der Kranke auch selbst so ein schlechtes Zimmer nicht einmal für sich allein haben kann, daß Mehrere darin seyn müssen, oder doch beständig darin etwas zu thun haben, bald etwas holen oder bringen, oder ihre Geschäftsstraße durch dieses Zimmer haben; daß es bald zu groß, bald zu klein, zu hoch oder zu niedrig, zu hell oder zu dunkel, im Winter nicht zu erwärmen, im Sommer nicht vor der Sonne zu schützen möglich ist; daher kommt es, daß man nicht einmal ein bequemes Plätzchen für das Bette

des Kranken finden kann, was besonders im Winter mit großen Schwierigkeiten verknüpft zu seyn pflegt, wo es entweder der zu schnellen Wirkung der Stubenwärme, oder der Wirkung der Kälte, wo nicht gar der Zugluft ausgesetzt ist. Und wie sehr wird nicht selten die Wiederherstellung dadurch erschwert; wie oft ganz unmöglich gemacht. Vergebens sucht man die Ursache in der Krankheit, der Kunst und dem Künstler.

Dies alles glaubte ich im Vorbeigehen bis auf eine andere Gelegenheit zu berühren, und ich gehe nun zu sämmtlichen Bedingungen nach der Folge über.

Sich selbst und seine körperliche Beschaffenheit mehr, als es gewöhnlich der Fall ist, zu kennen, habe ich als die erste Bedingung aufgeführt. Es ist in der That zu bewundern, daß, nachdem diese Bemerkung von den allerältesten Aerzten und Weltweisen, schon zur Sprache gekommen ist, daß, nachdem eben so viel Schönes als Wahres darüber gesagt wurde, alles dennoch wie es war, geblieben, weder einzeln, noch vom Staate im Ganzen, etwas dafür gethan ist.

So in die Augen fallend auch diese Wahrheit ist, daß dem Menschen nichts wichtiger, als der Mensch selbst seyn sollte; „so viel uns

„auch an der Erkenntniß unserer selbst gelegen „seyn muß, so zweifele ich dennoch, ob wir „nicht alles besser kennen, was nicht Wir ist. „Die Natur hat uns mit Organen versehen, „die bloß zu unserer Erhaltung dienen sollten u. s. w.“ sagt ein alter Schriftsteller.

Die Wichtigkeit der Selbstkenntniß, sowohl in psychologischer als in physischer Hinsicht, für jeden Menschen, ist hinlänglich längst schon anerkannt. Der Mensch, welcher gehörig auf sich Acht hat, wird selten des Arztes bedürfen, und derjenige, welcher es nicht thut, wird selten gesund seyn, er mag auch noch so viele Aerzte brauchen.

Ein Schriftsteller malt diese Nothwendigkeit mit sehr lebhaften Farben, indem er eben so ungekünstelt als schön sagt: „Es ist ein „sehr verderblicher Irrthum für die Menschen, „der beweinenswerth ist, studieren! sich alles „dessen, was ausser uns ist, so sehr annehmen, sich selbst aber unbekannt seyn, und „sich selbst hintansetzen. Ein solches ist das „Loos dreier Viertel der Menschen. Es ist „klar, fährt er fort, wenn man diesen so allgemeinen Ekel, so man vor der Erkenntniß „seiner selbst hat, abhelfen könnte, so würde „man dadurch das Gegengift fast wider alle „Uebel, welche uns verderben, finden; und

„man würde der Menschheit ein viel längeres, „viel dauerhafteres und viel angenehmeres „Daseyn verschaffen, denn wenn die große „Zahl der Menschen diese Kenntniß hat, wel„che die Thüre zu einer unzählbaren Menge „anderer angenehmer als auch nützlicher Kennt„nisse öffnet, so würde es auch leicht seyn, „die kleinste Zahl der Menschen zu erleuchten, „und ihnen zu helfen u. s. w.“ In einer andern Stelle sagt eben derselbe: „mein Arzt „kennt mein Temperament, sagen fast alle „Menschen, wäre es aber nicht besser, daß „ein jeder Mensch es selbst kennte, und wenn „sich ein jeder recht so zu reden ausstudiert „hätte, wer könnte sich sicherer kennen, als „ein solcher Mensch u. s. w.“

Noch unendlich mehrere solcher Stellen aus den alten und neuern Schriften, die auf die Wichtigkeit der Selbstkenntniß hindeuten, könnte ich anführen. Der Menschheit rechtes Studium, ist der Mensch, sagt Pope.

Wozu aber noch ein Mehreres, da die Sache selbst laut genug spricht. Wer sieht und fühlt den unbeschreiblichen Nutzen nicht, den es haben muß, wenn der Kranke dem oft ihm ganz unbekannten Arzt, einen gehörigen Rapport von sich abstatten könnte.

Die alten Staatslehrer fordern drei Stücke

von einem Staatsmanne: 1) daß er die gegenwärtigen Dinge in Ordnung ſetze, 2) das Künftige erforſche, und 3) das Vergangene beſtändig vor Augen habe, alſo ganz das, was man von einem guten Arzte fordern dürfte. Dem Staatsmanne bieten ſich hierzu Quellen dar, woraus er ſchöpfen kann; aber woher ſoll ſie der Arzt nehmen, wenn ihm der Kranke nicht wenigſtens eine Skizze von ſeinem vergangenen Zuſtande zu geben im Stande iſt, da nicht ſelten ſehr viel, ſogar alles darauf ankommt, da faſt alle Krankheiten mehr oder weniger im Vergangenen oder Zukünftigen ſich gründen.

Wie ſchon geſagt, der Arzt wird nicht ſelten zu einem Kranken berufen, den er in ſeinem Leben, entweder gar nicht, oder wenigſtens als Kranken, zum erſtenmal ſieht. Der größte Theil von Krankheiten iſt aber keineswegs von der Art, daß ſie auch dem allergeſchickteſten Arzte ſogleich erkennbar wären, ſelbſt das, was er als Sachverſtändiger das erſtemal ſieht, hört und fühlt, iſt ſelten hinlänglich, ihn ſogleich zu einem Reſultate zu bringen, am allerwenigſten aber dann, wenn ihm das Subjekt ganz unbekannt iſt.

Wer weiß es nicht, daß die Zufälle, beſonders bei dem Ausbruche der Krankheiten,

oft so verwickelt sind, daß der Arzt, um nur den Kranken und die Angehörigen zu beruhigen, dem Kinde einen Namen giebt, ohne es wirklich zu kennen. *)

Alle die Zeichen, die ihm sonst bei einem bekannten Subjekt, noch einigermaaßen Licht geben können, kann er hier nicht nur nicht nutzen, sondern kann sehr leicht dadurch irre geleitet werden, und großen Schaden anrichten.

Wer weiß es nicht, daß man Pulse hat, bei übrigens sehr gesunden Menschen, die fast alle Variationen eines Kranken-Pulses machen. Von dem berühmten Addison heißt es, daß er von seiner ersten Kindheit an, niemals einen ordentlichen Puls gehabt habe.

Es kann jemand von Natur einen aussezzenden Puls haben, und der Arzt, der sich allein auf den Puls verläßt, glaubt bei einer

---

*) So erscheinen Krankheiten oft unter ganz andern Symptomen, als den gewöhnlichen; wie es bei scrophulösen, scorbutischen und venerischen, auch arthritischen und Hämorrhoidal-Krankheiten u. s. w. nicht selten der Fall zu seyn pflegt; oft verwickeln sich Krankheiten in und durch einander so, daß die Erkenntniß mit großen Schwierigkeiten verbunden ist.

sehr gelinden Krankheit dieses Menschen nahe Todesgefahr befürchten zu müssen. *)

Dasselbe Geständniß legt der große Zimmermann ab; nachdem er einige Fälle erzählt, wo ihn der Puls hätte irre leiten können, sagt er: „die Lehren aller Aerzte von „dem Pulse, hätten mich in diesem Fall der „äußersten Gefahr versichert, wenn ich nicht „mehr auf die besondere Leibesbeschaffenheit „der kranken Person, als auf diese Lehren „würde gesehen haben."

Man findet bisweilen im gesunden Zustande, bei sehr fetten Leuten einen sehr schwachen Puls, oder auch bei solchen, die kleine Adern haben, daß sogar der Puls, an dem gewöhnlichen Orte, ganz unfühlbar ist; das setzt aber doch die Bekanntschaft mit dem Subjekte schon nothwendig voraus, da doch alle diese Variationen nach dem gesunden Zustande berechnet werden müssen, wie es bei allen Zeichen, sammt und sonders, der Fall bald mehr, bald weniger ist.

Wie kann man aber ohne vorherige Bekanntschaft, und ohne daß uns der Kranke von seiner vorhergehenden Lebensart, von sei-

*) Siehe Gallen, über Fieber, von Kurt Sprengel.

nen Eigenheiten u. ſ. w. einiges Licht zu geben im Stande iſt, daraus etwas ſchließen?

Ein guter Arzt ſagt hierüber folgendes: „weil aber der Arzt nicht allein mit dem gegenwärtigen Zuſtande des Kranken, ſondern „auch mit ſeinem Zuſtande vom Anfang der „Krankheit an, und vor derſelben bekannt „ſeyn muß, ſo muß der Arzt alles dasjenige „zu erfahren ſuchen, was der Kranke wegen „ſeines Alters, Geſchlechts, ſeiner Lebensart „u. ſ. w. Eigenes hat, und was ihm vor der „Krankheit widerfahren iſt. Ein ſehr wichtiger Theil der Kunſt des Arztes liegt alſo „darin, daß er ſich eine genaue vollkommene „und gewiſſe Kenntniß des Kranken zu erwerben ſuche. Dieſe Methode, welche auch „Hippocrates befolgte, bezeichnet den wahren gründlichen Arzt.“

So führte der Zufall einen Arzt auf ſeiner Reiſe zu einer Frau, die ſo eben trepanirt werden ſollte. Sie lag ohne Bewegung, Empfindung und Verſtand; ſie wurde nehmlich von einer andern Frau gemißhandelt, ſo daß ſie auf den Kopf gefallen war, und man ſah eine Stelle, wo die Hirnſchale eingedrückt ſchien. Dieſer Arzt erkundigte ſich bei ihrem Manne, ob ſeine Frau etwa ſonſt mit dergleichen Ohnmachten behaftet wäre, und er-

fuhr, daß dies schon einigemal der Fall gewesen, und daß sie viele Stunden so gelegen, ehe sie sich erholt hätte. Der Arzt untersuchte die Stelle des Kopfes, fand eine kleine Höhlung, bemerkte aber, daß er daran drücken konnte, ohne daß bei der Patientin eine Veränderung dadurch hervorgebracht wurde; so kam er auf den Einfall, ob diese Höhlung vielleicht nicht bei dieser Person eine Eigenheit sey. Er untersuchte weiter, und fand wirklich dergleichen an mehrern Stellen, auf welche die Kranke nicht gefallen war, und er leitete den gegenwärtigen Zustand von ganz andern Ursachen her, und statt der Trepanation, wurde sie durch ein zweckmäßiges Klystir hergestellt. Ich glaube, daß dies hinlänglich beweißt, wie nöthig es sey, dergleichen Eigenheiten von sich zu wissen, um solche dem handelnden Arzte mittheilen zu können.

Das, was ich vom Pulse hier gesagt habe, findet ebenfalls bei allen andern Zeichen statt. So giebt es Abweichungen und Ausnahmen in Rücksicht des Schweißes; wenn nun seit Hippocrates besonders die örtlichen Schweiße als wichtige Kennzeichen angegeben werden, so setzt es voraus, daß dergleichen Anomalien der Arzt wissen müßte, und ihm solche durch den Kranken bekannt gemacht werden könnten.

Wer weiß es nicht, daß selbst die Quantität und Qualität der Schweiße bei dem Einen so, bei dem Andern wieder anders sey; ja sogar ganze Familien darin von anderen sehr verschieden sind. Es giebt Familien, die an ihrem ganzen Körper fast nur eine Stelle haben, wo der Schweiß, man möchte sagen ausfließt. Struve hat einen Mann gekannt, der seit seinem 56sten Jahre täglich mehrmals zu unbestimmten Stunden, die Witterung mochte kalt oder warm seyn, von einem heftigen Schweiß über den ganzen Körper befallen wurde.

Weiß der Arzt dergleichen nicht, ja weiß es der Kranke von sich selbst nicht, weil er es nie der Mühe werth gehalten, darauf zu achten, so kann der Arzt oft mit unserm großen Zimmermann, wie oben bei dem Pulse der Fall war, in Gefahr kommen, und von sehr nachtheiligen Irrthümern getäuscht werden. Hildebrand, in seiner philosophischen Pharmakologie, erzählt: ihm habe einer seiner Bekannten versichert, daß er nichts kenne, was ihm angenehmer dufte, als der Schweiß unter den Armen eines gewissen Frauenzimmers. Doch dies mag wohl mehr Eigenthümlichkeit der Geruchsnerven, als des Schweißes gewesen seyn. —

Es giebt Menſchen, die einem periodiſchen Naſenbluten unterworfen ſind, eben ſo aus andern Theilen, z. B. aus dem kleinen Finger, aus dem Daumen, aus der Stirne, ja ſelbſt aus den Augen, wo es wie blutige Thränen bei einem jungen Menſchen alle Monath auszufließen pflegte. Die Meiſten halten es aber der Mühe nicht werth, darauf gehörig zu achten. Zu welchen höchſt gefährlichen Irrthümern wird der Arzt, wenn er dies nicht weiß, und ſich ein ſolches Bluten während der Krankheit einſtellt, nicht verleitet werden.

Nicht zu gedenken, daß es eine Unmöglichkeit ſey, daß der Arzt nach Allem fragen kann, ſo würde es ihm nicht einmal etwas helfen, weil, wie ſchon geſagt, man zu wenig von ſich ſelbſt weiß. Tauſende haben ſolche Eigenthümlichkeiten an ſich, wobei ſie vollkommen der Geſundheit genießen, die aber, wenn ſie in Krankheiten erſcheinen, und man dies nicht weiß, für ganz etwas anders zum größten Nachtheil halten kann.

Der alles erſchöpfende Hippocrates hat, den Einfluß dieſer Abweichung ſich bekannt zu machen, für etwas ſehr wichtiges angeſehen, daher findet man, wenn er auf die guten und böſen Zeichen in einer Krankheit aufmerkſam macht, immer die Anmerkung, daß

dieß oder jenes ein böſes Zeichen ſey. wenn es ſonſt nicht Gewohnheit iſt. Dies mag genug ſeyn von einer Sache, die ſchon hinlänglich in die Augen fällt, nur darf nicht ganz übergangen werden, wie wichtig auch ſelbſt in Rückſicht der Einbildungskraft eine genaue Kenntniß von ſich zu haben nöthig ſey, was mit unendlichen Thatſachen belegt werden kann.

Gar zu gern pflegt man ſein Thun und Laſſen mit dem Ausſpruch eines berühmten Gelehrten zu beſchönigen, z. B. „daß der der „geſündeſte Menſch ſey, der nicht weiß, ob „er einen Magen habe, oder wie Andere ſa„gen: der nicht weiß, wo der Magen liegt;„ aber nur allzu oft, ja faſt immer werden dergleichen Sentenzen nicht nur gar zu weit ausgedehnt, wie etwa ein einfältiger Bote, der gewöhnlich mehr ſagt, als der, welcher ihn geſchickt hat, geſagt haben will, ſondern man verſteht dergleichen Sentenzen ganz unrichtig. Erſteres iſt hier offenbar der Fall, denn es folgt hieraus nichts weniger als das, daß man daher im mindeſten nicht auf ſich Acht geben müſſe, daß man nicht im mindeſten Kenntniſſe von der Beſchaffenheit ſeines Körpers haben dürfe, daß man eben ſo wenig vom geſunden als vom kranken Zuſtande zu wiſſen

nöthig habe, daß man dem Arzte über einen Druck im Magen klagen müsse, wenn der Schmerz in der Brust sich befindet, oder daß man ohne allen Sinn höchst lächerliche Fragen an den Arzt thun müsse, daß man von Flüssen, Vapeurs, Krämpfen, Nervenschwäche, Kopfkolik, von Mutterplagen schwatzen müsse, z. B. es steht mir so vor dem Herzen, oder bei Kindern, vom Herzgespann. Wer kann alles dieses Ungereimte aufzählen? Wer kann die Sterne übersehen? Es folgt eben so wenig daraus, daß der Kranke nicht fähig sey, dem Arzt irgend einen Wink zu geben, sondern ihn, wie es freilich gewöhnlich geschieht, vielmehr verwirre und irre leite, beim ersten Examen Dinge mit einmische, die gar nicht dazu gehören, hingegen andere wiederum gänzlich verschweige, die dem Arzt zu wissen höchst nöthig seyn können.

Daß daher ein gewöhnliches Kranken-Examen mit dem, was so ein Kranker freiwillig hinzusetzt, ein gräßliches Monstrum ist, und wenn man es auf dem Papier sehen sollte, ein gar schönes Quodlibet abgiebt, so daß man daraus auf alle Krankheiten, die nur seit Hippocrates, bis auf unsere Zeit existirt haben, schließen könnte, und der Arzt, wenn er nicht das ist, was er seyn soll, nicht die Kunst ver-

ſteht, wegzunehmen und hinzuzuſetzen, ſich ganz in der Lage von Buridan's Eſel befinden müßte, und durchaus keinen hinreichenden Grund haben könnte, die Krankheit eben ſowohl für dieſe, als für jene, und eine ganz entgegengeſetzte zu halten, und daher ſein erſtes Recept mit eben ſo viel Grund ein Laxir- als Brechmittel, eben ſo gut ein Schweiß- als ſogenanntes Kühlmittel, ein ſtärkendes oder ſchwächendes, Reiz erregendes oder Reiz verminderndes Mittel, ich ſage zu Einem eben ſo viel Grund, oder beſſer zu Einem eben ſo wenig als zum Andern haben müßte, es ſey denn, daß man mit Knitteln darein ſchlägt; trifft er die Krankheit, ſo wird der Patient geſund, trifft er aber die Natur, ſo ſtirbt derſelbe.

Daher hörte man auch damalige Aerzte, da doch gleich verſchrieben werden ſoll und muß, von einem Schwarwentzel ſprechen, den man bei der Hand haben müßte, und dieß ſoll ein neutrales Ding ſeyn, was weder ſchadet noch nützt; ich ſage, es ſoll ſeyn, denn ob es ein ſolches neutrales Ding auch wirklich giebt, von dem man mit Beſtimmtheit ſagen kann, daß es in einer bevorſtehenden Krankheit, die wir gar noch nicht kennen, we-

der schaden noch nützen soll, möchte wohl bezweifelt werden können.

Nicht schaden? schadet es denn nicht schon dadurch, daß man etwas bessers zu thun versäumt? Hier trifft oft jener Ausspruch ein, daß nehmlich Kinder, die nichts thun, schon etwas Böses thun. Ist nicht oft der Zeitverlust ein nicht zu ersetzender Schaden? *) Wird nicht schon dadurch geschadet, daß man den Kranken nolens volens um sein Geld und seine Zeit bringt, und ihn unnützerweise mit Medicin quält, und daß man endlich bald früher bald später über Hals und Kopf eilen muß, etwas anders, ehe bisweilen jenes zur Hälfte gebraucht ist, zu verschreiben, daß der Kranke darüber stutzig wird, und des Kranken Vertrauen den ersten Stoß bekömmt, was nicht selten auf die ganze bevorstehende Krankheit von sehr übeln Folgen seyn kann.

Eine Stelle aus Fieldings Tom Jo-

---

*) Unser würdiger Horn sagt sehr wahr: „Es „ist wahrlich ein schlechter Ruhm für einen „Arzt, in Fällen, wo von einer thätigen ärztlichen Behandlung alles zu erwarten stand, „bloß darthun zu können, daß er nicht geschadet habe."

Handb. d. p. Arzneimittellehre, S. 744.

nes ſcheint mir hier nicht ganz am unrechten Orte zu ſtehen: „Nichts kann ungerechter „ſeyn, als die gemeine Meinung, nach wel„cher die Aerzte fälſchlicherweiſe als Freunde „des Todes vorgeſtellt werden. Im Gegen„theil, ich glaube, wenn man die Anzahl der„jenigen, die durch Arzneien geneſen, gegen „die Anzahl derjenigen ſetzen wollte, die als „Märtyrer derſelben ſterben, ſo würde die erſte „die letztere übertreffen, ja einige ſind in die„ſem Punkt ſo vorſichtig, daß ſie, um die „Möglichkeit, einen Patienten zu tödten, zu „vermeiden, ſich aller Art des Kurirens ent„halten, und nichts verſchreiben, als ſolche „Dinge, die weder ſchaden noch nutzen kön„nen. Ich habe einige von dieſen gehört, die „es mit großer Ernſthaftigkeit als einen Grund„ſatz angaben, man müſſe die Natur ſelbſt „wirken laſſen, und der Arzt müſſe nur da„bei ſtehen, und ihr, ſo zu ſagen, auf die „Schultern klopfen, und ſie aufmuntern, wenn „ſie ihre Sache gut macht.“

Was iſt auch gewiſſer, als daß die Menſchen von einem Extrem zum andern hinüberſpringen, und es gar nicht ſo was leichtes ſey, ſie in der goldenen Mittelſtraße zu erhalten. Wenn Tauſende es übertrieben, ſich beſtändig gar zu ängſtlich bewachten, wenn es

ordentliche Modekrankheiten und Modemedizin gab, wenn es so weit gieng, daß sie selbst als ihre eigenen Aerzte, bald nach Zückert Tissot, bald nach Unzer's Haus- und Familienarzt, *) an sich selbst beständig pfuscherten, weil sie gesünder als gesund seyn wollten **), so war es eine Nothwendigkeit, damit es nicht so weit kommen möchte, wie ein Schriftsteller von der Religion sagt, daß ein Jeder seine eigene hätte, selbst in den Ländern, wo nur Eine anzutreffen ist, daß man alles aufbieten mußte, ihnen das Nachtheilige, Ungereimte und Lächerliche darin zu zeigen wenn sie eine übertriebene Aengstlichkeit in allem ihren Thun und Lassen bewiesen. ***) Denen, welche bei jedem Bissen vor Magen-

---

*) Oder Arzneibüchlein für Menschen und Vieh und so dergl.

**) Folgende Grabschrift soll es irgendwo gegeben haben, die mir hier einfällt:

Ich befand mich wohl
wollte mich aber besser befinden
darum befinde ich mich hier.

***) Etwa wie diejenigen, die aus Furcht, im Alter eine Brille brauchen zu müssen, ihre Nase von Jugend auf von einer Brille zureiten lassen. Doch es soll ja Menschen gegeben haben, die aus Furcht zu sterben, sich entleibt haben.

krampf und Vapeurs zitterten, bei jedem sie anwehenden Lüftchen, was sie oft mehr sahen als fühlten, einen Starrkrampf zu bekommen fürchteten u. s. w., mußte man wohl endlich zurufen: der gesündeste Mensch ist der, der nicht weiß, wo der Magen liegt, oder ob er einen Magen hat, was nichts anders sagen wollte, als daß man nicht mit übertriebener Aengstlichkeit, so zu sagen, den Portier seines Magens machen soll, ihm erst jeden Bissen anmelden, sich ängstlich erst fragen: wird er dies oder jenes auch verdauen? *)

Wenn es aber Menschen gegeben hat, bei denen Seele und Magen eins und dasselbe hieß, deren ganzes Leben eine lange Unverdaulichkeit war, die nicht genossen um zu leben, sondern lebten um zu genießen, bei denen viel genießen ein langes Leben hieß, bei denen man es anwenden konnte, was einer von einem stets Besoffenen sagte: „er möchte

---

*) Schon Hippokrates sagt: „Eine allzu magere, einförmige und ausgesuchte Diät ist „für Gesunde gar nicht sicher; weil sie ein jedes Versehen nachher übler vertragen. Um deswillen ist mithin in den meisten Fällen eine „magere pünktliche Lebensordnung nachtheiliger, als eine etwas reichlichere."

nur wiſſen, wann eher er trinkt," ſo könnte man auch hier fragen, wann eher ein ſolcher Magen verdaut, der unaufhörlich gepfropft wird.

Wenn man vier, fünf, ſechs Stunden lang, oft bis in die ſpäte Nacht an der Tafel ſitzt, und den Magen mit allen Dingen aus ſämtlichen Naturreichen vollſchlägt, ſoll man denen nicht zurufen: wiſſet, daß ihr einen Magen habt, und hoffentlich werden ſie ſich dann vielleicht erinnern, daß dieſer nicht von Stahl und Eiſen ſey. Es wäre alſo, in dieſem Sinne, der der geſündeſte Menſch, der es weiß, daß er einen Magen hat.

Ein Schriftſteller ſchildert dergleichen Feten folgendergeſtalt. Er ſagt: „In einer Mahl„zeit miſcht der Europäer oftmals Milch, „Brunnen = und Mineralwaſſer, Fleiſchbrühe, „Eſſig und Oehl, Bier, verſchiedene Weine, „Branntwein, mit einer Summe von vieler„lei Fleiſch, Vegetabilien, Früchte und Ge„würze zuſammen. Europa, Afrika und beide „Indien geben ihre Reichthümer oder Gifte „dieſem Allesverdauer."

Eben ſo treffend und wahr ſagt ſchon Hoffmann: „je mehr man Gerichte auf „die Tafel ſetzt, je mehr Krankheiten giebt „man ſich blos; da hingegen, wenn man bei

„wenigen sich begnügen läßt, auch weniger „und leichtere Krankheiten unsern Leib befallen „können; wenn die Anzahl der Krankheiten „unendlich vorkömmt, der versuche doch auch „einmal, ob er die Zahl der Köche, Zucker- „und Pastetenbäcker aufnehmen könnte?" Aber auch schon Seneca sagt dasselbe: „Bemü- „hest du dich, die heut zu Tage grassirenden „Krankheiten alle zu zählen? Ich zähle doch „nur erst die Köche und derselben Künste."

Aus allen diesem, dünkt mich, geht genugsam hervor, wie höchst nöthig, ja wie unentbehrlich es sey, sich mehr auf die Beobachtung seiner selbst, wie in moralischer, so auch in physischer Hinsicht zu legen, und es auch in Rücksicht des Leibes zur Selbstkenntniß zu bringen, aber dann auch, mehr als es gewöhnlich geschieht, über sich zu wachen. Der Nachtheil, den es hat, wenn diese Selbstkenntniß so ganz vernachlässigt wird, daß man dem Arzt nicht im mindesten damit zu Hülfe eilen kann, ist ungezweifelt groß, und eben darum ist es so zu bewundern, als zu bedauern, daß der Mangel derselben bei so vielen Kranken das Geschäft des Arztes so unendlich erschwert.

Als zweite Bedingung verlangte ich, daß man nach der Beobachtung seiner selbst einen richtigen Begriff von Gesundheit und Krank-

heit, von Arzt und Medizin, Diät, ja selbst von Leben und Tod haben sollte; diese und die vorhergehende Bedingung reichen so zu sagen sich die Hand, denn durch die Kenntniß seiner selbst gelangt man schon zum Theil dazu, das heißt, man bekömmt durch die richtige Kenntniß seiner selbst schon an und für sich diese Aufklärung, so wie man durch Aufhellung dieser Begriffe zur Erkenntniß seiner selbst kömmt.

Wie es aber mit diesen Begriffen bei den Menschen aussieht, erfährt der Arzt zu seinem nicht geringen Verdruß, nicht nur täglich, sondern jeden Augenblick.

Gesundheit dachte der größte Theil der Menschen sich als etwas dem Menschen absolut nothwendig zugehörendes, als etwas eigenthümliches, allgemeines, allen Menschen ohne Unterschied unter allen Umständen, und in allem und jedem Verhältniß eigenes, wohl gar, als ein im gleichen Maaße unveränderliches Ding. Mit einem Wort, sie schienen so zu schließen: wir sind Menschen, müssen daher auch gesund seyn.

Daß es Krankheiten gäbe, die von der besondern Beschaffenheit und Einrichtung dieses oder jenes Menschen abhängen, oder auch Erbkrankheiten, ließ man sich nicht träumen.

Ihnen kömmt es besonders zu statten, zu hören, daß man Gesundheit den natürlichen Zustand zu nennen pflegt.

Krankheit war ihnen im Gegensatz etwas durchaus zufälliges, heterogenes, was ihnen unter keinen Umständen und Verhältnissen zukommt, und hier kam es ihnen abermals zu statten, daß man Krankheit den widernatürlichen Zustand nennt. Vielleicht mögen diese Bezeichnungen vom natürlichen und widernatürlichen Zustande, blos auf den Menschen passen, wie sich ihn Rousseau im Stande der Natur träumt. Ich sage vielleicht! — Dem sey wie ihm wolle, nach diesem Schema von Krankheit und Gesundheit, modelten sie sich auch den Begriff von Arzt, Medizin und Diät ungefähr so:

Die Uhr muß richtig gehen, und das unter allen Umständen, im Stilleliegen sowohl, als im Gehen und Laufen, im Hängen, Reiten und Fahren, am warmen Ofen, oder am kalten Fenster; die Uhr muß richtig gehen, ohne übrigens auch nur einen dunkeln Begriff vom Richtiggehen zu haben. Wer denkt daran, daß, so viele Uhren es giebt, jede für sich richtig gehen und zeigen kann, ohne daß Eine mit der Andern zu stimmen nöthig hätte. Man geht unordentlich damit um, zieht sie

bald früh, bald spät oder gar nicht auf, stellt und rückt sie dann nach Gutdünken, man läßt sie fallen, wirft sie hin u. s. w., will sie aber dies alles nicht ohne Nachtheil ertragen, geht sie unrichtig, zu schnell oder zu langsam, steht sie bisweilen, oder ganz und gar still, so pfuschert man einstweilen nach Gutdünken selbst daran, will es aber wenigstens auf die Dauer doch nicht gehen, oder, wie es gar nicht selten der Fall ist, wird sie dadurch noch mehr verdorben, je nun! so bringt man sie dem Uhrmacher, oft erst einem sogenannten Pfuscher, mit dem Risiko, ganz und gar um seine Uhr zu kommen.

Aber welchen Uhrmacher, da es mehrere und so viele giebt, soll man wählen? Der Eine denkt darüber nicht erst lange nach, der erste ist ihm der beste. Der Andere denkt anders, wiewohl nicht besser, bringt sie dem, wo er die meisten Uhren heraushängen sieht, oder dem, wo sich eine schöne, ich möchte sie Lockuhr nennen, im Fenster befindet, oder von dem er bereits gehört hat, daß er ein geschickter Mann sey; wohl zu merken: gehört hat. Ein Dritter will es bei weitem klüger machen, und übergiebt solche in vollem Zutrauen einem von den Hof-Uhrmachern; noch ein Anderer sucht den billigsten auf; am

allerliebſten hat man mit dem zu thun, der nicht lange aufhält, je ſchneller, je lieber befördert, dem man ſogar die Zeit beſtimmen kann, wann ſie fertig ſeyn ſoll und ſeyn muß, und ſo noch unendliche Bewegungsgründe, warum man dieſem oder jenem ſein Zutrauen ſchenkt, die alle von demſelben Gehalt ſind, als die, welche ich im Vorbeigehen hier aufgeführt.

War nun der urſprüngliche Mechanismus, oder der Zuſtand der Uhr von der Art, daß Reparatur möglich war, und iſt die Wahl des Künſtlers ſo glücklich ausgefallen, daß er das Erforderliche dazu leiſten konnte, ſo iſt für diesmal alles abgemacht; es verſteht ſich von ſelbſt, daß man ihn bezahlt. — Man geht nun entweder mit ſeiner Uhr behutſamer, beſſer und verſtändiger um, oder vielleicht eben ſo, wie zuvor, wo nicht gar noch toller als ſonſt, und kümmert ſich weder um den Künſtler, noch um die etwa gegebene Regel, bis ein abermaliger übler Zuſtand der Uhr hinwiederum erinnert.

War aber der urſprüngliche Mechanismus, und der Zuſtand, der durch das rüde Verfahren der Uhr zugefügt wurde von der Art, daß ſie, trotz der Geſchicklichkeit des Künſtlers, nicht gehörig in Gang und Ordnung zu brin-

gen war, ſo wird man dennoch dies zu glauben nicht geneigt ſeyn, wohl aber der Nachläſſigkeit und Ungeſchicklichkeit des Künſtlers die Schuld aufbürden, was auch wohl bisweilen der Fall ſeyn kann; denn die Art, wie man die Wahl des Künſtlers begann, kann wohl ſchwerlich Gewähr dafür leiſten.

Nun läuft man von einem zum andern, und läßt oft von dem das verderben, was jener gut gemacht, und am Ende wird man alle, und Alles ſammt und ſonders ſatt und müde. Es hilft doch alles nichts, heißt es, und läßt es gehen, wie es geht, oder auch erfährt man mitunter, daß hier, dort und da, ein Schäfer lebt, von deſſen Genie die Zeitungen ſogar — Wunder ausrufen, er macht ſogar Taſchenuhren von Holz, und man probirt, nicht ſelten zum Unglück, auch hier ſein Glück, und das oft mit weit mehrerem Zutrauen, mit weit mehr Geduld und Nachſicht, die man ſelbſt bei jenem Hof-Uhrmacher nicht hat blicken laſſen. Nun triumphirt man einſtweilen ſchon im Voraus über Kunſt und Künſtler, verſpottet und verlacht alles.

Wahrlich ganz ſo und um nichts beſſer handelt, urtheilt und denkt ein großer Theil der Menſchen in Rückſicht ſeiner Geſundheit, der Krankheit, des Arztes und der Medizin, und

ihren Begriffen nach, die wir schon kennen, sehr consequent. Es wird so lange, als es nur irgend gehen will, darauf losgestürmt, eine Ausschweifung verdrängt die andere, sie werden zur Gewohnheit und endlich gar zur Leidenschaft. *)

Es fällt Niemandem ein, daß sich die Natur nicht ungerächt beleidigen läßt, daß sie bald früher bald später ihre Rechte geltend machen wird, und um so nachdrücklicher, je später sie es thut, etwa wie die Gläubiger, die nur desto stürmischer mahnen, je länger sie gewartet haben. Sehr wahr sagt ein Schriftsteller: „Ausschweifungen des einen „Alters sind der Barometer für die Gesund„heit des kommenden."

Nach und nach stellen sich die Folgen in Unannehmlichkeiten und Zufällen aller Art auch wirklich ein, auf die man aber, so lange es noch gezwungen werden kann, nicht achtet, bis man denn durchaus gänzlich unterliegt. Mit welcher Vorsicht und Behutsamkeit wissen sich nicht die Menschen aus Geschäften herauszuziehen, wo sie Verlust sehen. Mit welchen Anstrengungen und mit welcher rastlosen Thä-

*) So daß man, wie im Piquetspiel, von 29, 60 zählt.

Thätigkeit ſuchen ſie ſich nicht zu bekken, um etwas übrig zu behalten, um nicht ganz zu Grunde gehen zu dürfen, und ſich wieder aufhelfen zu können.

Aber nur wo von dem die Rede iſt, was dem Menſchen am allerwichtigſten ſeyn ſollte, da läßt man ſich den gröſten Leichtſinn zu Schulden kommen, etwa ſo wie jener Pole: Der Arzt, dem er wegen ſeiner ſehr ſchlimmen Augen conſultirte, unterſagte ihm den Genuß der rohen Bollen, die er ſehr häufig, wie es in Polen überhaupt üblich iſt, zu ſich nahm. Denn bloß davon ſind Ihre böſe Augen entſtanden, hieß es. J! ſo ſoll ich nun aufhören? da ich die guten Augen ſchon daran gewagt habe, ſo will ich auch die böſen aufs Spiel ſetzen.

Macht es der gröſte Theil beſſer? Wenn ſie nun ſchon alles für verlohren anſehen, wenn die Natur ſie, und bisweilen zu ihrem Glücke, noch zur rechten Zeit zu erinnern anfängt? Hier wäre es, wie ſchon geſagt, noch möglich ſich zu retten, wenn man nicht den Reſt ſeiner phyſiſchen Kräfte noch daran wagen zu müſſen wähnte; und da mit dieſem Verluſt auch die Seelenkräfte zu Grabe gehen, läßt ſich dieſe Art und Weiſe zu verfahren, einigermaßen ſchon daher erklären.

Entweder man zieht sich den größten Nachtheil dadurch zu, daß man den Muth nun schon ganz sinken läßt, und alle Hoffnung zu seiner Rettung völlig aufgiebt, oder, was noch bei weitem öfter geschieht, man sieht dergleichen Zufälle, und sich einfindende Unannehmlichkeiten als etwas unbedeutendes ganz gleichgültig an, denkt an nichts weniger als daran, daß dies Folgen der vorhergegangenen Lebens-Art sind, und will daher auch nur diese gegenwärtige Zufälle, blos diese Unannehmlichkeit, sobald als möglich fortgeschafft wissen, und zwar nicht nur mit einem einzigen Mittel auf der Stelle will man geheilt sein,*) sondern man hält es nicht einmal für nöthig, daß man von seiner bisher geführten Lebens-Art abweiche.

Nehmen wir z. B. an, es habe sich jemand durch den Mißbrauch der spiritueusen Getränke eine gänzliche Schwäche des Magens,

---

*) Man wollte, der Arzt sollte das seyn, was jener berühmte Bildhauer war, der mit seinem Meißel gradezu in den Marmor hinein haute, und auf ein Haar traf, wie weit er gehen mußte, oder wie es ein Land gegeben haben soll, wo man alle Krankheiten durch Anblasen geheilt hat.

oder was nicht selten der Fall seyn soll, eine Verhärtung des Magenmundes zugezogen. Er leidet nun bei jedem Genuß von Speisen, bald mehr, bald weniger an Unverdaulichkeit, an einem beständigen empfindsamen Druck im Magen, beständigen sauren Aufstoßen, öfteren Erbrechen, Aengstlichkeit, Blähungen und Schwindel u. s. w.

Er hält dieses alles für etwas zufälliges, setzt seine Lebens-Art fort, ja glaubt wohl etwas Kluges zu thun, die Portion der spirituosen Getränke zu vermehren, und wird sich bei jedem, Arzt oder Nichtarzt befragen: was thut man bey einem Druck im Magen, oder was thut man bey einem sauren Aufstoßen, oder für das Erbrechen, Blähung, Aengstlichkeit, Schwindel, und es werden sich Rathgeber, wie Sand am Meere finden.

Magendrücken, das hab ich auch gehabt, da ist nichts besseres als ein Brechmittel. Aufstoßen, das hat ein Anderer auch gehabt, und ihm hat ein Theelöffel Magnesia Wunder gethan. Für das Erbrechen heißt es ferner, giebt es kein besseres Mittel, als die aufbrausenden Pulver, und dies alles wird mit Belägen dargethan, wo dieser oder jener Arzt, auf der Stelle damit Wunder gethan, ja man überliefert sich in dieser Hinsicht, dieses oder

jenes ſorgſam aufgehobene Recept, was als ein lettre au porteur in Cours zu ſein pflegt.

Beſonders Blähungs-Aerzte von dieſem Schlage, giebt es eine große Menge. Dem iſt der Wachholder oder grüne Schnaps ein Specificum, dem der Fenchel, oder Caiaputen-Oehl, Andere nehmen, weil doch gewöhnlich Obſtruction dabei iſt, den Rhabarber als ein unſchuldiges gelindes Abführungsmittel, oder es werden die ſogenannten Familien-Pillen empfohlen, die ſammt und ſonders in ihren Beſtandtheilen Aloe zu haben pflegen. Und ſo erhält man von dem ſo menſchenfreundlichen Rath, bald mehr bald weniger Gift an die Stelle der Arzeney, was ſeine Wirkung früher oder ſpäter gewiß äußert.

Wer ſieht es nicht ein, daß wenn man auf den Urſprung der Krankheit bei dieſem Beiſpiel zurück ſieht, ein Brechmittel hier nichts anders, als Gift ſein kann, und wem fällt der Misbrauch der Brechmittel überhaupt in der Hand des Layen hier nicht bey, der von Arzeneyen nicht das Mindeſte weiß. Die traurige Geſchichte des Admirals von Waſſenär ſollte mehr unter dem Publikum als unter den Aerzten bekannt ſeyn.

Sie iſt folgende: Admiral von Waſſenär,

der die Gewohnheit hatte, so oft ein Brechmittel zu nehmen, als er von überladenem Magen die geringsten Beschwerden empfand, und endlich unter einem fürchterlichen Schmerz starb, der des Abends, als er sich nach einem Gastmahle erbrechen hatte, plötzlich anfing und bis den andern Nachmittag währte, ohne daß seine Aerzte Boerhave und de Bye im Stande waren die Ursache zu entdekken, oder den Elenden von seiner Marter zu retten. Die Zergliederung der Leiche wies, daß die Speiseröhre vom Magen abgerissen war.

Dieß warnende Beispiel lehrt, was aus dem Mißbrauch eines Brechmittels entstehen kann, und daß man nicht bei Ueberfüllung des Magens sogleich mit einem Brechmittel bei der Hand seyn dürfe, was freilich kein rationeller Arzt thun wird. Eben so nachtheilig, und offenbares Gift, sind alle die anderen hier erwähnten Mittel, in Rücksicht der ursprünglichen Krankheit, wie überhaupt, im Vorbeigehen gesagt, Magnesia und Rhabarber keine so unschuldige Mittel sind, als man gewöhnlich zu glauben pflegt, und ehedem wohl Aerzte selbst geglaubt haben.

Hätten die Menschen einen aufgeklärteren Begriff von ihrer körperlichen Beschaffenheit, von Gesundheit, Krankheit, Arzt und Medi-

zin, so würden sie gewiß, die Liebe zum Leben bürgt mir dafür, nicht so leichtsinnig mit sich verfahren. Die Gesundheit ist keine Uhr, die man allenfalls wiederkaufen, oder auch entbehren kann. Man würde das Alberne, Abgeschmackte, Ungereimte in jenen so höchst lächerlichen Fragen einsehen lernen: z. B. Herr Doktor ist dies oder jenes gesund? ist gebratenes Fleisch nicht gesünder, als gekochtes? nicht rother Wein gesunder, als der weiße? ist Weißbier wohl ungesund? Koffee, Thee und Chocolade? und so fast mit allen dergleichen unzähligen Fragen.

An einer großen Tafel auf dem Lande, wo ein Arzt zum erstenmal mitgenommen war, wurde ihm von einem Manne von Stande die Frage vorgelegt, als so eben eine Pastete auf die Tafel kam: Herr Doktor ich gebrauche die Kur — darf ich wohl von dieser Pastete etwas essen? ohne daß der Arzt noch einmal etwas davon wußte, wes Geistes Kind die Pastete war, noch weniger worin seine Krankheit und die Kur bestand. Ich habe heute früh eingenommen, darf ich wohl ein Glas englisches Bier trinken? fragte einst ein Anderer.

Welcher Arzt könnte nicht Bogen voll mit dergleichen an ihn gemachten thörichten Fragen

anfüllen. Im Winter 1805 im Monath December waren hier viele Masern-Kranke. In einer öffentlichen Gesellschaft wurde ein Arzt von einem sonst sehr vernünftigen Manne gefragt: Sagen Sie mir doch Herr Doktor, sind die Masern gefährlich? Da er ein Banquier war, so sagte ihm der Arzt, haben Sie die Güte mir erst eine Frage zu beantworten, woran mir viel liegt: kann man wohl an Pfandbriefen etwas profitiren? der Banquier war im Begriff den Arzt recht derbe über seine alberne Frage auszulachen, als dieser ihm höflichst bat, ihm doch das Ungereimte in seiner Frage zu zeigen. Was meinen Sie denn für eine Art von Pfandbriefen? So! sagte dieser ganz ernsthaft, giebt es denn mehrere Sorten? Allerdings; er rechnete sie ihm alle vor, und setzte hinzu: es käme nun auch auf den Kours an, und zu welchem Preise man sie eingekauft, wie man Gelegenheit hätte sie anzubringen, wie einer Vermögen und Kraft habe, solche auszuhalten; und nun ging erst ein Licht in ihm auf, daß jene Gegenfrage eine Antwort auf die seinige seyn sollte.

Es verdienen aber dergleichen Fragen, womit man dem Arzt so lästig wird, weil sie keinen Sinn enthalten, noch von einer anderen Seite gerügt zu werden, nehmlich von der

Seite der Unschicklichkeit. Man hält es selbst der Mühe nicht werth, etwa den Arzt darum aufzusuchen, sondern man nützt jede Gelegenheit, wo man mit ihm zusammenstößt, selbst an Orten, wo dieser sich nur, um sich eine Erholung zu verschaffen, blicken läßt, und es thut auch nichts zur Sache, wenn man ihn gleich nie als Arzt gebraucht, oder zu brauchen gedenkt, auch berücksichtigt man im mindesten nicht, daß der Arzt vielleicht Gegenfragen thun müßte, ehe es ihm möglich ist, eine an ihn gemachte Frage gehörig beantworten zu können, wenn etwa die Antwort nicht eben so oberflächlich und ungereimt sein soll, und das sollte sie nie *).

---

*) Wenn der Dr. Breinersdorf in seiner lesenswerthen Schrift, Ueber die falsche Beurtheilung des Arztes vom Nichtarzte; sagt: „Daß man alle die quälenden Fragen des Nichtarztes, entweder gar nicht, oder so kurz als möglich beantworten soll:" kann ich der Meinung nicht seyn; die Erfahrung lehrt es, daß der Nichtarzt, ein und dieselbe Frage an mehrere Aerzte zu machen pflegt, wird er nun von dem einen, nicht so wie von dem andern beschieden, so fällt es ihm auf, daß die Aerzte so wenig mit einander stimmen, oder sich wohl gar widersprechen. Zurechtweisung, so viel als nur immer möglich ist, halte ich der Sache angemessener.

Was iſt das, Herr Dokter? fragte Jemand über die Tafel herüber, ich bekomme öfters einen Schwindel, ſo daß ich, um nicht zu fallen, mich anhalten muß. Ich möchte doch wohl den Arzt ſehen, der auf dieſe Frage eher etwas eines Arztes Würdiges antworten könnte, als wenn er zuvor eine Menge Gegenfragen gethan hätte; aber ſoll er nun ebenfalls ſeine Gegenfragen über die Tafel hinüber anbringen, ſo würden dieſe nicht ſelten drollig genug ausfallen. Soll er ſich in dieſem Fall etwa laut nach der täglichen Oefnung erkundigen, etwa nach dem Abgang des Urins, nach Hämorrhoidalzufällen, ob dieſe fließend, oder ſogenannte blinde ſind, ob blutig oder ſchleimig, ob Blähungen abgehen, ſich etwa nach ſeiner Lebensweiſe erkundigen, ob er etwa in — — — ausſchweift u. ſ. w.

Beſonders ſollte das ſchöne Geſchlecht ſich des gelegentlichen öffentlichen Conſulirens, wenn man es ſo nennen darf, durchaus enthalten, denn die Gegenfragen könnten ſie leicht ſehr verlegen machen, beſonders wenn es Gewiſſensfragen wären. Dennoch geſchieht es von Damen am häufigſten, ſchon darum, weil ſie ſo frageluſtig ſind, oft auch, weil es ihnen unendliches Vergnügen gewährt, ſich bedauern zu laſſen. Ich könnte von dieſem

Geschlechte so manches in dieser Art erzählen, thue es aber theils aus Achtung für dasselbe nicht, theils weil mir hier einfällt, wie übel es die irländischen Damen genommen haben, daß ein Reisebeschreiber sie alle dicke Füße haben läßt, und welche unerhörte schreckliche Rache, sie genommen —

Doch ich würde mich hier ins Unendliche verliehren, wenn ich alles das abgeschmackte absurde Zeug aufzeichnen wollte, was lediglich aus den unaufgeklärten Begriffen von Gesundheit und Krankheit, von Arzt und Medizin hervorgeht. Man würde nicht so inconsequent darüber sprechen; man würde wissen was man von der Kunst und dem Künstler fodern darf und kann, man würde beide nicht nur nie verachtet sondern vielmehr hochgeachtet haben; man würde nicht mit dem Worte Zutrauen, wie mit einem Alltagskompliment, um sich werfen, wenn man besser über die Sache unterrichtet wäre.

Ueber das ehedem gewöhnlich gewesene Afterzutrauen zum Arzt.

Es ist als dritte Bedingung festgesetzt worden, daß man seinen Arzt selbst in gesundem Zustande, etwa wie seinen Beichtvater und noch ein wenig besser kennen, und zu ihm ein

vernünftiges Zutrauen, welches ſich in etwas Reellem gründen muß, haben ſoll. Wir haben ſchon geſehen,

1) wie wenig die Menſchen daran denken, ſich in eine ſolche Lage zu verſetzen, wenn ſie krank werden, daß ſie alles dazu gehörige ſich verſchaffen können, ja daß ſie es nicht einmal verſtehen, wenn ſie auch wirklich Luſt dazu gehabt hätten, dafür zu ſorgen;
2) daß die Kenntniß ihrerſelbſt ihnen gänzlich fehlt, und daß ſie es der Mühe nicht werth achten, ihre eigene Bekanntſchaft zu machen. Daß wie es
3) mit ihren Begriffen von Geſundheit und Krankheit und danach gemodeltem Begriff von Arzt und Medizin ſtand, eben ſo auch ſtehen müſſe mit ihrem Zutrauen und Mißtrauen gegen den Arzt.

Da aber wenigſtens der mittelbare Nachtheil, ſo hieraus entſpringen mußte, nicht unbedeutend iſt, ſo wollen wir uns bei dieſem Gegenſtande etwas länger verweilen, wir wollen uns das Bild des Mannes entwerfen, dem man ſo treuherzig und bereitwillig ſein Zutrauen ſchenkt, und auf was für Wegen ſich die Aerzte des Tages, die Mode-Aerzte, ſolches zu erwerben oder zu erſchleichen wußten. Wir

werden daraus ſehen, wie weit wir jetzt in dieſen aufgeklärt ſeyn ſollenden Zeiten in der Weisheit vorgerückt ſind.

Nichts, als bloße Laune, eine Aufwallung von Sympathie oder Antipathie, oft ſogar nur ein dunkles Gefühl iſt es, was dem einen Arzt das Zutrauen des Kranken erwirbt, dem andern es entzieht. Nicht ſelten ſind ein paar hübſche Augen, eine ſchlanke Geſtalt, oder eine galante Schmeichelei die wichtigen Empfehlungsbriefe, welche dem Arzt die Thür, und wohl gar das Herz öffnen, und ihn zur Würde eines Vertrauten erheben, dem eben ſo willig und offenherzig gebeichtet wird, wie ehemals dem geiſtlichen Gewiſſensrathe, und vielleicht noch offenherziger, weil hier auf eine Verheimlichung die Todesſtrafe ſteht. Darum möchte man denen, die einen Arzt wählen müſſen, die Geſchicklichkeit eines Julius Cäſar wünſchen, der, wenn er einen Soldaten in den Dienſt nahm, blos nach ſeiner Geſichtsbildung ſah, und daraus die Neigung und Geſchicklichkeit zum Soldatenſtand erkannte, oder ihnen das Recht zu erkennen, welches im Schauſpiel ausgeübt wird, für ſein Geld eine Rezenſion zu trommeln, zu pfeifen, zu klatſchen, oder zu rufen, und allerdings möchte es oft völlig zutreffen, was Johnſon ſagt: „ein Arzt in

einer groſsen Stadt iſt ein bloſses Spielzeug des Glücks; die, welche ſich ihm anvertrauen, kennen eben ſo wenig ſeine Vorzüge, als die, welche ihn verachten, ſeine Mängel kennen.

Es iſt unerklärbar, wie Aerzte auf ein ſo gewonnenes Zutrauen ſtolz ſein konnten. Hätten ſie es nicht fühlen ſollen, daſs ſie ein ſolches blindes Zutrauen entehre und in Gefahr bringe, und daſs ſie Grund gehabt hätten, Mistrauen in ein ſolches Zutrauen zu ſetzen? hätten ſie es ſich nicht in ihrem Innern wenigſtens ſagen ſollen, daſs der, welcher ohne alle Grund heute mein Freund iſt, morgen eben ſo leicht, wo nicht leichter noch mein Feind ſeyn könne *)?

Das that aber ein groſser Theil nicht; ſie lieſsen es ſich gefallen, betrogen zu werden, um betrügen zu können, lieſsen ſich daher nichts weniger als in die Subtilitäten des Hippocrates ein, es von ihm zu lernen, wie man ſich

*) Oder hätten ſie ſich nicht daran erinnern ſollen, was ein alter Schriftſteller ſagt: „Hat ein Arzt „weiter kein anderes Verdienſt, als den Zulauf „des Volks, ſo kann er dadurch gewiſs nicht „mit Recht auf den Titel eines guten und „groſsen Arztes Anſprüche machen, und die „Ehre, die er dadurch zu erlangen ſucht, iſt „das Grab ſeiner Ehre.

das Zutrauen erwerben soll, sondern wußten es sich leichter zu machen, wußten nach jenem Sprichwort, das Eisen zu schmieden, so lange es warm war, nützten die Zeitumstände, und befanden sich dabei nicht übel, hüteten daher sich sehr weise, einen helleren Begriff über Zutrauen und Mistrauen gegen den Arzt im Publikum zu verbreiten *).

Was war aber wohl natürlicher, als dieß, daß ein Gebäude auf solchem Grunde nicht von langer Dauer sein konnte, und daß die Menschen nach und nach darüber heller und besser zu denken anfingen, daß man von der einen Seite die Nothwendigkeit eines vernünftigen Zutrauens zum Arzte deutlicher einsah, und von der andern sich überzeugte, man sey nicht auf dem rechten Wege, wenn man den Arzt nur nach der Zahl seiner Patienten oder

---

*) Weil sie sich alle, an ein und demselben Feuer wärmten. Sie verehrten diese Unwissenheit, so wie jener Wundarzt die Statue des Königs Carl des achten, vor der man ihn knieend fand. Als ihm gesagt wurde, daß dies kein Heiliger sey, war seine Antwort: das weiß ich wohl, ich halte es aber doch für Pflicht, dem zu danken, welcher die Lustseuche zuerst nach Frankreich gebracht hat, durch die ich alle meine Reichthümer erworben habe.

nach der Größe ſeiner Kundſchaft beurtheile; der Gegenſtand ſey doch zu wichtig, als daß man ſo leicht darüber hingehen könne. Man ſahe endlich, daß es vernünftigere und reellere Gründe des Zutrauens gegen den Arzt geben müſſe, als die, welche bisher galten, und es ſey höchſt mißlich, von der Eleganz einer Equipage auf den Werth deſſen zu ſchließen, der darin ſitzt.

Wenn ein Arzt ſagt: „das Zutrauen des Kranken zum Arzte iſt die Seele und der Hebel ſeines ganzen Wirkens" ſo kann nur die Rede von einem vernünftigen Zutrauen ſeyn.

Man ſah es ein, daß die Geneſung ſehr vieler Kranken von der guten Meinung abhängt, die ſie von ihrem Arzt haben, wie denn dies die Erfahrung oft beſtätigt hat, ſo wie z. B. Franz I. ſo viel Zutrauen zu einem jüdiſchen Arzt hatte, daß er ihn aus Conſtantinopel kommen ließ, der ihn durch Eſelsmilch herſtellte, die er längſt ſchon bei andern Aerzten vergebens gebraucht hatte, ſo beruhte dies trotz der guten Wirkung auf Einbildung, Ungefähr und Zufall *). Man überzeugte ſich,

*) Der Kaiſer Maximilian der dritte ließ von Ulm ein altes Weib kommen, deren Geſchicklichkeit in Heilung unheilbarer Krankheiten ihm

daß das Zutrauen zum Arzte die halbe Kur ausmache, daß die Hoffnung zu genesen schon halbe Genesung sey, und daß es der Arzt keineswegs mit dem Körper allein, sondern auch mit der Seele und mit dem Gemüth zu thun habe. Man fing an, zu begreifen, daß man bei der Versicherung: „ich habe Zutrauen zu Ihnen" sich doch etwas vernünftiges denken müsse, wenn man sich nicht in seinen eigenen Augen herabsetzen wolle, und daher diese Versicherung nicht als ein Compliment betrachten dürfe, das man dem Arzt Höflichkeits halber zu machen habe, auch wenn man ihn heute zum ersten mal sieht. Man fängt sogar an, sich hie und da zu schämen, des sonst so gangbaren Ausdruckes, der freilich manchen in sich verliebten Aerzten sehr herzerquickend seyn mag, daß man zu keinem Andern als zu ihm Zutrauen habe, wenn man ihn auch in seinem ganzen Leben zum erstenmale sieht. Alles dieß so höchst Lächerliche fing man an zu fühlen, und so wurden denn die Wege, durch welche sich sonst Afterärzte das Zutrauen zu erschleichen wußten, verrammt und

---

gelobt worden war, deren Mittel aber dem Kaiser sehr übel bekam.

und gar sehr erschwert; man foderte mit Recht, daß der Arzt nicht mehr Charlatan seyn und ein anständigeres Betragen zeigen solle, als ehemals, da man noch ein Recept für ein Zaubermittel, und die Medizin für einen Zauberstab ansahe.

Darf es wohl jetzt, wie ehedem geschehen, daß sich der Arzt einige Minuten beim Kranken, stundenlang aber beim Spieltisch aufhält, sich oft bei Trinkgesellschaften, selten aber beim Buch finden läßt; darf er sich in alle Konzerte, Komödien und auf öffentliche Promenaden ohne Verlust seines guten Rufes wagen?

Zwar muß man gestehen, daß uns unsere Strenge, wie es wohl bisweilen zu geschehen pflegt, zu weit führet, wenn wir dem Arzt etwa, wie dem Geistlichen, die Theilnahme an unschuldigen Vergnügen nicht erlauben wollen, und nicht daran denken, daß der Arzt auch Pflichten gegen sich und die Seinigen, und so gut, wie Andere, das Recht habe, sich seines Lebens zu freuen, ja wohl ein größeres Recht, als viele von denen, welche es ihm absprechen wollen, da er ununterbrochen Zeuge des menschlichen Elendes ist, und ein Jammerthal verläßt, um in ein anderes zu eilen.

Sehr wahr sagt der würdige Hufeland in einer Vorrede zu seinen gemeinnützigen Auf-

sätzen u. s. w. „die Laufbahn des praktischen Arztes gehört bekanntlich nicht zu den blumigten und wonnevollen Pfaden durchs Leben. So edel und göttlich auch sein Beruf ist, Traurige zu trösten, Leidende zu erleichtern, und ein Heiland und Wohlthäter der Unglücklichen zu seyn, so ist doch nicht zu leugnen, daß das tägliche Wandlen unter den Leidenden, das theilnehmende Mitgefühl ihres Elendes, der alle Seelenkräfte anspannende Wunsch, ihnen zu helfen, ohne leider immer zu können, manche andere zufällige Seelenleiden und Kränkungen beim praktischen Geschäfte nicht gerechnet, auch den thätigsten Geist endlich abspannen, allen Sinn für Freude und Lebensgenuß stumpfen, und entweder eine gewisse Gleichgültigkeit und ihre traurige Folge, handwerksmäßige Behandlung der Kunst, oder aber bei einem weniger leichtsinnigen Temperamente Muthlosigkeit, Trübsinn und Schwermuth hervorbringen müssen, die nur gar zu leicht in geist- und kraftlose Hypochondrie übergeht. Unentbehrlich also sind dem Arzte gewisse Mittel, wodurch er seinen niedergedrückten Geist heben, seinen Nerven neuen Schwung und Kraft geben kann; schon mancher suchte sie in der Bouteille, aber welches Mittel für einen Geschäftsmann, der jeden Augenblick seine ganze Besinnung

zusammen haben muß! Eben so wenig sind es Gesellschaften und lachende Zirkel, wo er sich erholen kann, denn wie selten bleibt ihm Zeit dazu übrig, und wie noch seltener hat er jene Gemüthsstimmung, Sinn und Laune für diese mit dem Krankenbette so sehr kontrastirende Lage u. s. w."

Der Verfasser nahm seine Zuflucht zu seinem Arbeitstische, was aber wohl nicht für jeden von gutem Erfolg sein würde; denn ist es wahr, daß Niemand mehr als dem Arzt Geist, Scharfsinn, Witz, Welt- und Menschen-Kenntnisse nöthig sind, daß er solche nicht selten selbst als Medizin darreichen, und daher bei der Hand haben muß, so ergiebt es sich schon von selbst, daß er nicht vom Krankenzimmer zum Buche, und von diesem zum Krankenzimmer ununterbrochen Ronde fahren darf, wenn er nicht selbst übel dabei fahren soll.

Man wird mir hier nicht einwerfen, daß der Arzt schon mit Menschenkenntnissen ausgerüstet am Krankenbette erscheinen sollte, ich würde darauf erwiedern, daß wir alle in Rücksicht der Menschenkenntnisse bis am Grabe in der Lehre bleiben, und dann am weisesten sind, wenn wir aufhören zu seyn.

Darf wohl jetzt, wie ehedem, ein Arzt es

sich einkommen lassen, das Publikum dadurch hinters Licht zu führen, daß er den Tag über auf den Straßen liegt, herumfährt, herumläuft, als könnte er vor allen Kranken kaum athmen, um sich dadurch noch mehr Zulauf zu verschaffen?

Die Zeiten sind vorbei, sich auf diesem Schleifwege das Zutrauen zu erzwingen; jetzt weiß man es gar gut, daß auch der, welcher wirklich viele Kranke täglich zu sehen bekömmt, dem ohnerachtet ein Stümper sein und bleiben kann. „Nicht viele Kranke sehen, sondern an einem Kranken vieles sehen *)."

Und schon van Swieten sagt: daß man von denen, welche den ganzen Tag herumlaufen, viele Kranke besuchen, wenig Krankheiten aber einsehen, mit Recht sagen könnte, sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, sie haben nur Hände zum Greifen — und werden so durch eine noch so lange Ausübung ihrer Kunst immer mehr und mehr unwissend und dumm. Dennoch erhebt das Glück zuweilen dergleichen

*) Worte meines sehr verehrungswürdigen Lehrers, des Herrn Professor Berends in seiner lehrreichen Schrift: „Ueber den Unterricht junger Aerzte vor dem Krankenbette."

Leute zum Scherz auf den höchſten Gipfel der Glückſeligkeit. Anſtatt des Wortes Glückſeligkeit, wünſchte ich wohl, daß van Swieten ein anderes gewählt hätte, es paßt ſchlecht.

Es ſoll eine Zeit gegeben haben, wo ſich ein angehender Arzt durchaus nicht eher das Zutrauen zu erwerben hoffen konnte, und wäre er auch der beſte Kopf geweſen, als bis er ſich noch drei Köpfe anzuſchaffen im Stande war, nehmlich einen Kutſcher und zwei Pferdeköpfe. Je ſchneller nun jemand dazu zu gelangen wußte, durch welche Mittel und Wege dies auch geſchehen mochte, deſto höher ſtieg ſein Ruf. Gewöhnlich ſoll man ſein Herz für drei Köpfe hingegeben haben, (doch bin ich der Wahrheit das Zeugniß ſchuldig, daß es nach ſpäteren Urkunden, mit dem Hingeben des Herzens dafür nie rechter Ernſt geweſen ſeyn ſoll).

Ein Witzbold, der zu den damaligen Zeiten lebte, ſagte einmal, es käme ihm mit den Aerzten eben ſo vor, wie mit jenem polniſchen Juden, der ſich auf der Reiſe befand, und den Wunſch hatte, ſehr ſchnell zu Hauſe zu ſeyn, weil ihm der Sabbat auf den Hals kam; unweit des erzielten Ortes, fragte er einen Poſthalter, wie lang man wohl auf den wenigen Stationen noch führe. Sie haben einen

schweren Wagen, erwiederte jener; wenn sie aber ein Pferd mehr nehmen wollten, kommen sie einige Stunden eher hin. Dieser schien nachdenkend etwas zu überrechnen. Was überlegen Sie? fragte der Posthalter, etwa was es mehr Kosten machen würde? Nein, antwortete dieser, ich berechne, wenn ich mit einem Pferde mehr, 2 Stunden eher hinkomme, so macht dies auf 2 Pferde 4 Stunden eher, wie viele Pferde müßte ich nun wohl haben, um gleich da zu sein?

Wer zu den damaligen Zeiten auch nur ein Pferd erst anschaffen konnte, bei dem war das Zutrauen des Publikums im wachsen, bei 2 Pferden wurde es reif *), konnte er es aber dahin bringen, daß er sich viere zum Abwechseln anzuschaffen wußte, da strömte alles zu dem Halbgotte hin, er wurde überlaufen, gestürmt, die leidende Menschheit lagerte sich in seinen Hausflur, sie zogen zu

*) Einige nicht unbedeutende Nebenzwecke soll man bei einer Equipage beabsichtigt haben, nehmlich den Galanten und Gefälligen zu spielen. Man wußte die Gelegenheit dazu aufzufinden — man half bisweilen manchem — Genesenden, damit eben so aus der Noth, als man es aus gleicher Absicht mit seinem Weinkeller bei Manchem — zu thun für gut fand.

ihm hin, wie die Griechen nach den Tempeln des Aeskulaps, und lagerten sich auf den Flur und Treppe, wie jene vor den Tempeln, Tricca, Epidaurus und Coo! Fortuna als Vormund so manches Blinden, lächelte ihm alsdann von allen Seiten, er brauchte nun Niemand mehr zu hören, dies war ja auch ohnehin eine Unmöglichkeit. Er hielt sich dann gewöhnlich einen oder mehrere Gehülfen, die durch seinen Glanz glänzten.

Er brauchte Niemand mehr zu sehen, zu fühlen, ja er hatte nun das Privilegium erlangt, einen jeden anzufahren, die Kranken warten und schmachten zu lassen, und sie nach Belieben zu vernachlässigen, und je eifriger er dieß Privilegium exercirte, desto mehr wurde er gesucht und empfohlen. Er hatte nicht nöthig, den geringsten Anstand zu nehmen, die Kranken, die zu ihm kamen, ihn zu konsuliren, wenn sie anders das Glück hatten, von seinem hochedelgebohrnen Herrn Bedienten vorgelassen zu werden, geradezu, wie der Doktor Lucas, anzureden: Sir, Sie scheinen einen Ansatz zur Wassersucht zu haben, und werden vermuthlich bald die förmliche Ascites bekommen.

Er konnte seine Kranken bei den Beinen aufhängen lassen. Daß dies wirklich geschehen,

ist in Buchaans Hausarzeneykunst zu ersehen. Doch hier ist die Stelle selbst. Die Rede ist, im Kapitel von der Entzündung der Gedärme, wie die hartnäckige Verstopfung zu heben sey; es heißt: „Bei verzweifelten Umständen giebt man vielfältig Queckſilber, hiervon kann man viele Lothe, ja sogar ein Pfund geben, aber höher darf man nicht steigen.“ Hier folgt nun eine Note: „Wenn das Queckſilber in allzugroßer Menge gegeben wird, so vernichtet es seine Absichten selbst, denn es zieht den untersten Theil des Magens durch seine Schwere nieder, und kann alsdann nicht in den Pförtner gehen. Ich habe mich bei dergleichen Fällen manchmal genöthigt gesehen, den Kranken bei den Füßen aufzuhängen, damit er das Queckſilber durch den Mund wieder von sich geben möchte.“ Schade, daß man damals den Vorschlag noch nicht kannte, in solchen Fällen Pillen von Gold zu geben, da würde sich doch noch eine solche Kur wieder belohnt haben *).

*) Uebrigens hat man sich des Aufhängens über einer Thüre oder Leiter, um die verrenkte Achsel wieder einzurücken, in alten Zeiten oft bedient, es ist daher so auffallend nicht, als es

Der Fleißige, Bescheidene, der, wie die Apostel, zu Fuß wanderte, mußte hingegen darben, und würde allen Muth verlohren haben, wenn er nicht mit Lucian darüber zu lachen sich gewöhnt hätte.

Und was am allerschlimmsten war, daß dergleichen Charlatane an sich selbst zu glauben anfingen. Sie sahen sich vergöttert, in andere Welttheile hin verschrieben, und so dünkten sie sich auch selbst Götter zu seyn. Sie würden es mit dem berühmten Doktor Misaubin sehr übel genommen haben, wenn man sie nach ihrer Adresse gefragt hätte. Sie würden, wie jener geantwortet haben: an den Doktor Misaubin in der Welt, oder wie ein solcher Virtuose in der Aufgeblasenheit, einst eine von ihm bereits hergestellte Patientin anfuhr, da sie ihn besuchte, um ihre Schuld abzutragen. Als sie ihm nemlich sagte: „da mir der liebe Gott geholfen, kann ich nicht unterlassen," und dabei wollte sie ihm das Zugedachte hinreichen; fuhr er sie mit den Worten an: da ihr der liebe Gott geholfen, so braucht sie mich nicht zu bezahlen.

---

scheinen mag. Vielleicht möchte auch mancher Kranker — am besten dadurch zu kuriren seyn. —

Daß in allen diesen Schilderungen nichts übertrieben ist, sondern viel zu wenig gesagt sey, daß es wirklich eine Zeit gegeben haben muß, wo man mit dergleichen Charlatanerie sich emporschwingen konnte, könnte man mit vielfältigen Belegen darthun; wir wollen aber statt dessen eine Stelle aus Unzer hersetzen, die dieß bestätigt.

Er sagt: „ein Praktikus muß vor der Menge seiner Patienten weder essen noch schlafen können, er muß auf den Koffehäusern, in den Gesellschaften, wo er nur Creaturen merkt, die hören können, die bittersten Klagen führen, daß er ein geplagter Mann sey, der sogar um Mitternacht auf der Straße liegen muß, wie ein Nachtwächter. Er muß keinen Besuch annehmen oder geben können, und muß nirgends zu finden seyn, als vor den Krankenbetten. Wenn er zu Fuße geht, so muß er die Kinder auf der Straße über den Haufen rennen; und wenn er fährt, so muß er stets in seiner Schreibtafel lesen. Wird er an einem Orte zu Gaste gebeten, so muß er versprechen zu kommen wenn es möglich ist, es muß aber nie möglich seyn, er muß wegbleiben, und sich lieber zu Hause ins Bette legen, damit er nicht Zeit habe mit seinen Patienten fertig zu werden. Wenn ihn jemand schleunig ruft, so

muß er ungeduldig werden und ausrufen: Ihr Leute meint wohl, daß ich mich zerreißen kann, funfzig Kranke habe ich schon besucht, funfzig warten noch auf mich, und da steht noch eine Million vor der Hausthüre, wo wohnt Ihr? ich will kommen, aber Ihr müßt warten. Mein Gott! sind denn keine Doktors mehr in der Stadt, als ich armer Mann, warum nehmt Ihr nicht einen Andern? Nun so kommt nur her, wie heißt Ihr? in 5 Minuten will ich bei Euch sein."

Die Zeiten sind vorbei; jetzt weiß man, daß der, der auf seinen Beinen daher kömmt und nur einen, seinen eigenen Kopf, mitbringt, (nur muß es kein eingebildeter Kopf seyn) durchaus ein weit helldenkenderer, rationellerer Arzt, in allem Betracht ein weit rechtschaffenerer Mann seyn könne, als der in einer noch so eleganten Equipage, und nach der Billigkeit unserer Zeiten hat man nichts weiter an ihm auszusetzen, als daß er nicht fliegen, sondern nur gehen, und nicht an allen Orten zugleich seyn kann. Die alles belehrende Erfahrung soll auch hier die besten Lehren gegeben haben, und wenn zu unseren Zeiten noch dergleichen gefährliche Menschen lebten, die durch solche Schleichwege sich in Ruf zu bringen suchten, würden sie, um ihre Habsucht,

nein man muß es Raubſucht nennen, zu befriedigen, es ſo machen müſſen, als in neueren Zeiten ein Zeitungsblatt meldet, daß nehmlich die H — — ſich auf öffentlichen Plätzen ganz ſolide präſentirten, um eben dadurch ihre Netze auszuwerfen, weil ihre Koketterie zu bekannt würde, und ſtatt ihnen zu nützen, Schaden brächte.

Die Zeiten ſind vorbei, wo man durch allerhand Titulaturen blenden konnte, oder, wie die Alten ſagten, den Menſchen damit Sand in die Augen ſtreute. Der jetzige Geheime Rath, Profeſſor, Leibmedicus, Hofrath und Medizinal Rath, muß anerkannte Verdienſte haben: man verlangt, daß es ſich damit wie mit dem Kleide verhalten ſoll, der Mann ſoll dem Kleide, aber nicht das Kleid dem Manne Ehre geben, man iſt daher davon abgekommen, da wo es mit einer Kur nicht ſogleich nach Wunſch gehen will, ſogleich den Leibarzt, den Geheimen Rath, den Hofrath, Medizinalrath u. ſ. w. noch herbei zu rufen. Man iſt nicht mehr dadurch beruhigt, wenn ein ſolcher Betitelter den Kranken auch nur anſieht, und übrigens nie wieder zu erſcheinen aus mancherley Urſachen für gut hält. Der Kranke kann in keiner übleren Lage ſeyn, als die war, in welcher ſich ein ſolcher Arzt befand

aus mehreren Gründen. Der Titel, an den man, als an die höchste Instanz appellirte, kam angetrabt, hatte aber nie Zeit genug, von dem handelnden Arzt die Krankengeschichte zu hören, machte daher einige ihm so eben einfallende Fragen, und sah, wenn es hoch kam, die zuletzt gebrauchten Recepte nach, und was das Schlimmste war, er verschrieb bisweilen etwas Anders. —

Daß mit dergleichen Vertheilung der Titel, zu den damaligen Zeiten nehmlich, schändlicher Misbrauch getrieben wurde, könnte man ebenfalls mit einer großen Anzahl Belägen darthun, aber ich glaube folgende Stelle soll hinlänglich seyn. Sie heißt: „diese große Nahmen, welche man vor alten Zeiten dem Ruhme von zwei oder drei Männern in einer Zeit von 100 Jahren widmete, sind heut zu Tage so gemein geworden, daß ein Mann, der derselben in der That werth ist, wie jener tapfere Officier sagen könnte, welchem man etwas spät militairische Ehrenbezeigungen anbot. Ich habe dergleichen an sehr vielen Leuten verschwenden sehen, die sie keinesweges verdient hatten, ich weiß daher nicht, antwortete er, welches heute zu Tage das Vortheilhafteste und das Schätzbarste ist, solche zu haben, oder derselben entbehren.

Die Zeiten sind vorbei, wo man dadurch eine sehr hohe Meinung von sich beibringen konnte, daß man alle Kranken, zu denen man gerufen ward, vorne weg für gefährlich ausgab. Dies war wohl der erste niedrige Kunstgriff, der so alt als die Medizin selbst sein mag, und wenn man behutsam und menschlich genug war, es dem Kranken nicht selbst zu sagen, so wurde es doch so fein eingeleitet, daß man es da zu erzählen wußte, wo es den Verwandten treulich hinterbracht wurde.

Zwar kann die Absicht, auch unbedeutende Krankheiten für bedeutend und gefährlich auszugeben, unstreitig auch sehr edel seyn, und auch der rechtschaffene Arzt kommt bisweilen in solche Versuchung, aber auch nur bisweilen; unverantwortlich, unverzeihlich, und schändlich ist es, wenn man blos dabei beabsichtigt, sich dadurch in Ruf zu bringen, um, wenn es gut geht, Wunder gethan zu haben, sich aber auch zugleich sicher stellt, wenn der Ausgang schlecht seyn sollte, denn so hat man es doch vorhergesagt.

Sehr schön spricht Fielding im ersten Theil des Tom Jones hierüber; er sagt: so wie ein weiser General nie seinen Feind verachtet, wie schwach er auch sein mag, so verachtet auch ein weiser Arzt nie eine Krankheit, so unbe-

deutend sie auch immer seyn mag. So wie der Erste eben die genaue Kriegeszucht beobachtet, eben dieselben Wachen ausstellt, sich eben derselben Spione bedient, wenn gleich der Feind noch so schwach ist, so behält der Letzte eben dieses gravitätische Ansehen, und schüttelt seinen Kopf mit eben der vielbedeutenden Miene, wenn die Krankheit auch noch so geringfügig ist, und beide können unter anderen guten Gründen auch diesen für ihr Betragen anführen, daß auf diese Art der Ruhm für sie desto größer ist, wenn sie den Sieg erhalten, und die Schande geringer, wenn sie etwa durch irgend einen Unglücksfall sollten überwunden werden.

Nicht selten pflegte man, bei einem schlechten Ausgange, die Kunst zum Sündenbock zu machen, der täglich mit mehrerer Sünde beladen wurde. Listig und klüglich warf man die Schwäche des Künstlers auf die Schwäche der Kunst. Sind wir allmächtig? hieß es dann; wir können nicht allen helfen. Solche elende verworfene Geschöpfe, nicht nur des Nahmens Arzt, sondern des Nahmens Mensch unwürdig, nahmen eben so wenig den geringsten Anstand, Krankheiten, die nicht nur nicht gefährlich sind, dafür auszugeben, sondern um ihrem Machtspruch einiges Gewicht beizulegen

und ihre schändliche Absicht desto sicherer zu erreichen, gaben sie Krankheiten sogar für ansteckend aus, die es nicht waren. Das heißt, wie ein geschickter Schiffer, mit einem und demselben Winde nach verschiedenen Gegenden segeln.

Das hatte alsdann den Nachtheil, daß der Kranke von Freunden und Bekannten verlassen, und wie ein Kriminal-Gefangener aus aller bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen, sich selbst höchstens in Gesellschaft eines Krankenwärters oder Wärterin, überlassen wurde. Er mußte Stunden, Tage, ja Wochen durchseufzen. Niemand wagte es, dem Elenden sich zu nähern, in ihm Heiterkeit, Trost und Seelenruhe zu erwecken. Der Herr Doktor hat es verboten, hieß es.

Dieses strenge Verbot, wurde nun, um konsequent zu seyn, durch noch strengeres Verhalten bekräftigt. Die frische Luft wurde als Gift geschildert, er mußte, wenn es gleich so dringend nothwendig nicht war, im Bette eingekerkert bleiben, er mochte vor. Durst umkommen, wenn er das, was ihm der Herr Doktor empfohlen, nicht nehmen konnte, weil es ihm zuwider war; es war etwas ganz gewöhnliches, dem Kranken das Bier ohne Ausnahme zu untersagen, wenn er auch noch so

sehr

sehr daran [illegible]nt war, ohne daß die Herren auch nu[illegible]nmal wußten, woraus das Bier, was sie so obenhin untersagten, gebraut wird, und in wie fern es schaden kann, und dachten an jene Wahrheit nicht, daß es besser sey, dem Kranken lieber etwas, worauf er eigensinnig besteht, zu reichen, als es ihm eigensinnig zu versagen.

Der Kranke mußte vor Unreinlichkeit umkommen, wenigstens konnte er oft vor Schmutz nicht zu seiner Gesundheit gelangen, weil ihm ohne Ausnahme alles Weißzeug untersagt wurde, denn hatte man einmal die Krankheit als gefährlich und als ansteckend noch obendrauf durch einen Machtspruch ausgegeben, so durfte und konnte man doch nicht mit sich selbst in Widerspruch kommen, und ist es auf diese Art wohl zu bewundern, wenn die Prophezeihung in Erfüllung ging? Denn welche Krankheit könnte man wohl nicht bösartig, gefährlich und ansteckend machen?

Diese Elenden glaubten es damit wieder gut machen zu können, wenn sie nun auf einmal die Besserung ankündigten; sie wähnten, die Freude müßte alsdann um so größer seyn, jemehr man den Kranken in Gefahr geglaubt habe. „Welche Moral!“ ruft ein damaliger Schriftsteller aus, „um seinem Ansehen einen

höhern Schwung zu geben, um ſeinem Eigennutz zu fröhnen; ſollte der Arzt das Elend einer gebeugten Familie, die über die Gefahr ihres Oberhaupts weint, aus bloßem Muthwillen vergrößern? Iſt es euch gleichgültig, Barbaren! ob eine zärtliche Gattin aus eurem Munde Troſt oder Verzweiflung über den Zuſtand ihres Mannes erhalte? Meint ihr, daß die Ueberraſchung einer unvermutheten Geneſung den Schmerz, den ihr ohne Urſache in das Herz eines Freundes, eines Kindes, eines Vaters, einer Geliebten, oder ſonſt einer theuren Perſon werft, wieder vergüten werde, ſo wie eine größere Belohnung euren ſchändlichen Geiz ſättiget?"

Jetzt iſt nicht nur das Publikum auch mit dieſem Schleichwege bekannt, ſondern unſere jetzt lebenden Aerzte ſind auch viel zu edeldenkende und gefühlvolle Männer, als daß ſie aus ſchändlicher Habſucht oder unbändiger Eitelkeit durch ſolche verächtliche Wege ganze Familien in Verzweiflung ſtürzen ſollten. Sie ſind vielmehr bedachtſam und vorſichtig, ſo wie es ſelbſt das alles umfaſſende Genie Hippocrates anrieth. Sie werden nicht, um ſich Anſehen zu verſchaffen, um von ihren großen Kuren reden zu machen, den Kranken und deſſen Angehörige, auf eine ſo unmenſch-

liche Art, Angſt, Qual und Marter zufügen, Gefahr und Peſt ankündigen, wo keine iſt, und den ohnehin ſchon unruhigen Kranken dadurch gänzlich zu Boden drücken, eingedenk jener Wahrheit, daß man ſelbſt bei wirklich gefährlichen Krankheiten als Arzt die Hoffnung ſo viel als möglich zu nähren ſuchen müſſe, und den Patienten nie die ganze Größe der Gefahr eher merken laſſen dürfe, als bis er ein gewiſſer Kandidat des Todes iſt. Kann man den Patienten bis zu dem großen Entſcheidungstage, wo ſich die Krankheit bricht, und bis zu der kritiſchen Minute, wo das Loos über Leben und Tod geworfen wird, immer bei gutem Muthe, immer hoffnungsvoll erhalten, ſo wird er die Kriſe deſto leichter überſtehen. Sorge, Gram und Kummer vermehren die Gefahr, und machen oft aus minder ſchweren Krankheiten, tödtliche. Ein troſtreicher Arzt, der das Zutrauen ſeiner Kranken beſitzt, und es, um ihre Hoffnungen zu nähren, nützt, heilt weit mehr gefährliche Krankheiten, als ein anderer, der um ſein bischen Ruhm zu vermehren, aus jedem Flußfieber eine gefährliche Krankheit macht.

Doch was kann man ſchöneres und wichtigeres darüber ſagen, als von dem ſo würdigen Hufeland geſagt iſt: „Nicht bloß durch

Handlungen, sondern durch Worte und Aeußerungen, kann das Leben eines Kranken verkürzt werden, und ohne die mindeste böse Absicht, kann der Arzt dazu Veranlassung geben. Darüber sorgfältig zu wachen, und alles zu vermeiden, was den Kranken niederschlagen oder muthlos machen könnte, ist seine heilige Pflicht. Er vergesse daher nie, daß nichts, gar nichts von ihm ausgehen dürfe, was nachtheilig, oder Leben verkürzend auf den Kranken wirke; jedes Wort, jede Aeußerung, sein ganzes Betragen muß belebend seyn. Er bedenke wohl, daß der Kranke in ihm den Richter über Tod und Leben erblickt, und daß er ängstlich in dem Blicke seiner Augen, in der heitern oder finstern Miene seines Gesichts, Urtheile forscht. Ist es nicht entschieden, daß Furcht, besonders die vor dem Tode, Angst und Schrecken, die gefährlichsten Gifte sind, und die Lebenskraft unmittelbar lähmen; Hoffnung und Muth hingegen die größten Belebungsmittel, die oft alle Arzeneien an Kraft übertreffen, und ohne welche die besten Mittel ihre Kraft verlieren? Der Arzt muß sich also vor allen Dingen angelegen seyn lassen, Hoffnung und Muth beim Kranken zu erhalten, lieber die Sache leicht machen, alle Gefahr verbergen, und je mehr sie zunimmt,

deſto mehr Heiterkeit und frohen Muth auf der Stirne tragen; am allerwenigſten aber ihm Ungewißheit oder Unentſchloſſenheit merken laſſen, wenn ſie auch da wäre. Vor dem Verdachte, die Sache zu leicht genommen oder verkannt zu haben, kann er ſich dadurch ſchüzzen, daß er den Angehörigen die wahre Lage ſchildert, und zwar im Fall des Leichtſinns und der Nachläſſigkeit bedenklicher, als zu unbedeutend. — Man ſieht hieraus, wie höchſt tadelnswerth das Betragen der Aerzte iſt, welche kein Bedenken tragen, dem Kranken die Gefahr, ja wohl den Tod anzukündigen, und wie unrecht die Angehörigen handeln, die den Arzt dazu auffordern. Niemand iſt befugt, dem Arzte einen ſolchen Auftrag zu geben, und nie braucht ein Arzt ſich ihn geben zu laſſen. Den Tod verkündigen, heißt den Tod geben, und das kann und darf nie deſſen Geſchäft ſeyn, der blos da iſt, Leben zu verbreiten."

Jezt werden unſere Aerzte menſchlicher denken, und nicht ohne allé Einſchränkungen dem Kranken den Troſt, die einzige Erholung, die ihm ein vernünftiger Krankenbeſuch gewähren kann, ſchändlicherweiſe rauben, ich ſage ein vernünftiger Beſuch, denn freilich muß der geſchickte Arzt auf dergleichen Beſuche ein

wachſames Auge haben, freilich muß man darauf ſehen, „daß dieſe Beſuche aus geſetzten und ſtandhaften Perſonen beſtehen, die den Kranken aufmuntern, nicht aber zu ſeinen Füßen ſitzen, und ſchon im Voraus ſeinen Verluſt beweinen," wie Struve ſagt.

Jetzt ſind unſere Aerzte menſchlicher, und werden die Grauſamkeit nicht begehen, ohne die geringſte Veranlaſſung ein allzuängſtliches Verhalten zu verordnen, eingedenk deſſen, was ſchon Sydenham empfiehlt, wenn er ſagt: „Da die Natur insgemein nur zu ſehr ihre Kräfte anſtrengt, ſo ſollte man die Kranken öfters aufſtehen und friſche Luft ſchöpfen, auch oft Limonaden oder Tiſanen aus mehligen Früchten, ſogar ſchwaches Bier mit Waſſer vermiſcht trinken laſſen *)," wie er denn überhaupt wenige und ganz einfache, aber wohl erprobte Arzeneien gab. Die Ausnahmen, die hier ſtatt finden, wird ſich wohl ein jeder rationeller Arzt zu machen wiſſen.

---

*) Das damalige Schwachbier muß wohl etwas anders, als unſer ſogenanntes Halbbier geweſen ſeyn, denn zu dieſem dürfte wohl ſchwerlich der Zuſatz von Waſſer nöthig ſeyn, wenn man nicht aus Halbbier ganz und gar Waſſer machen will.

Jetzt werden die Aerzte menſchlicher denken, und nicht aus übertriebener Sorgfalt, oder gar aus jener ſchändlichen Abſicht, den Kranken in Anſehung der Reinlichkeit verwahrloſen, ihn im Schmutz umkommen laſſen. Welch eine Wohlthat die mit gehöriger Vorſicht geſchehene Wechſelung der Wäſche und Bettüberzüge dem Kranken iſt, weiß man jetzt ja wohl; es bedarf des ekelhaften und nicht ſelten ſehr ſchädlichen Gebrauchs nicht, wo man ſolche Wäſche nimmt, die ſchon Jemand getragen, den Ueberzug, worin ſchon ein Anderer geſchwitzt, dem Kranken zu geben, was ihm oft nachtheiliger werden kann, als wenn er die ſeinige von ſeinem eigenen Schweiß behielte. Es bedarf nur Vorſicht, und man kann ihm dreiſt weißes Zeug geben, wenn dieſes nur nicht an einem feuchten Orte gelegen hat, oder auch, wenn es nur gehörig durch eine Wärmflaſche erwärmt wird, freilich nicht über Kohlenfeuer; auch bedarf es der Durchräucherung nicht, wenn beim Ankleiden nur gehörige Hülfe da iſt, daß es nicht allzulange dauert, daß der Kranke ſich dabei nicht anzuſtrengen nöthig hat, daß man ihn vor Zugluft ſchützt. Bei ſolcher Vorſicht wird man nicht nur keinen Nachtheil zu befürchten haben, ſondern erfreulichen großen Vortheil be-

wirken. Ich erinnere Aerzte hierbei, daß man sich doch in neuern Zeiten das Begießen mit kaltem Wasser erlaubt. *)

Die Zeiten sind vorbei, wo man das Publikum dadurch äffen konnte, daß man überall seine Wunderkuren erzählte, z. B. hier einen ungeheuren Magenkrampf, dort einen St. Veitstanz geheilt zu haben; man wird sich durch diesen Kunstgriff nur lächerlich machen, und man wird in Gefahr seyn, daß nicht Einer oder der Andere folgenden Brief aus Unzer seinem Arzt, dem Herrn Doctor, ins Gedächtniß zurückruft:

„Mein Herr, Sie verstehen nicht, was „zur Praxis gehört. Sie sagen, man soll „durch kein anderes Mittel, als durch erwie„sene Verdienste, in Ruhm zu kommen su„chen. Aber wer, zum Henker, würde mich „rühmen, wenn ich auch der gescheuteste Kerl „wäre, wenn ich nicht auf den Kaffeehäusern „erzählte, wie viele Leute ich kurirt habe, was „meine Arzeneien für Wunder thun, was „meine Herren Collegen für Fehler begangen, „und worin sie es bei dem Kranken versehen „haben, die ihnen gestorben sind? Ich hätte „nimmermehr den großen Kaufmann — —

*) Nach Reich, selbst beim Scharlachfieber.

„in die Kur bekommen, wenn ich ihm nicht „einst auf dem Kaffeehause ins Ohr gesagt „hätte, daß Werlhoffs Methode nichts „tauge, und daß van Swieten ein purer „Stümper sey. Als Madame — — die Blat„tern bekam, wollte sie noch einen Arzt au„ßer mir zur Hülfe nehmen. Wäre ich nicht „verlohren gewesen, wenn ich hätte beschei„den seyn wollen? Gut! antwortetete ich, „aber welchen wollen Sie nehmen? A. oder „D.? Das sind Leute, die mit der Zeit gut „werden können; allein sie sind noch jung. „M — ist alt und baufällig, und ist auch „nur ein Barbier. Die übrigen Herren, Ma„dame — — ach Gott! sie haben kaum das „liebe Brod im Hause, inzwischen nehmen „Sie, wen Sie wollen. — Dieses fruchtete „so viel, daß mich die Dame allein behielt; „indessen verlohr sie doch das rechte Auge, „welches ihr ausschwor u. s. w."

Die Zeiten sind vorbei, wo man hoffen konnte, durch Heuchelei in der Religion, sich in Ruf zu bringen, selbst Aerzte von jüdischer Religion würden sich damit lächerlich machen, wenn sie übertriebene Religiosität heucheln wollten; sie würden sich nur lächerlich machen, wenn sie z. B. einen solchen erbärmlichen Be-

griff von dem höchsten Wesen hätten, daß sie es dadurch zu beleidigen glaubten, wenn sie am Sabbath ein Recept verschrieben, und sich daher selbst in die Apotheke hinbegeben, um ihre Formel zu diktiren, oder wenn sie Bedenken trügen, am Sabbath zu ihren Kranken hinzufahren, um nicht ihre Seligkeit zu verfahren. *)

Obgleich wohl auch noch jetzt der Philosoph im Arzt vom Publikum nicht genug geachtet werden mag, so wird doch sicher der gänzliche Mangel an Philosophie in jedem Stande, besonders aber beim Arzte, getadelt werden. Ich muß gestehen, daß ich mir einen guten Arzt ohne alle Philosophie nicht denken, am allerwenigsten mir einen Begriff davon machen kann, wie der ein geschickter Arzt seyn kann, der sich überall und nicht selten öffentlich als einen Narren produzirt, und seine Narrheit in widersinnigen Behauptungen zur Schau trägt.

Auch sind die Zeiten vorbei, wo man durch

---

*) Man kann jetzt den frommen Kirstenius affektiren, oder es wirklich seyn, man nimmt keine Notiz davon; man will nicht den frommen, sondern den geschickten Arzt, der wird man aber aus keinem Gesangbuche.

den Uebergang von einer Religion zur andern sich in Ruf, oder vielmehr ins Gespräch bringen konnte. Man weiß jetzt nur allzugut, daß der Jude durch die bloße Taufe nicht nur nicht mehrere Kenntnisse erhält, und untauglich zu hohen Aemtern bleibt, wenn er es vor der Taufe war, sondern man weiß auch, daß er durch die Taufe kein besserer moralischer Mensch wird, als er es etwa vorher war; *) niemand nimmt mehr Notiz davon, man läßt den Ueberläufer laufen.

Mir fällt hierbei Kaiser Constantinus Chlorus ein; der ein Freund der christlichen Religion, doch aber selbst noch ein Heide war. Er hatte an seinem Hofe viele Christen, und da er deren Redlichkeit einst prüfen wollte, so befahl er, daß alle diejenigen, welche sich nicht dem Götzen zu opfern entschließen würden, seinen Hof und seine Dienste meiden sollten; es fanden sich von denen, die es zu thun bereit waren, eine größere Anzahl, als er vermuthet hatte. Alle diese mußten aber seinen

---

*) Eine Wahrheit, die in neuern Zeiten durch einen Telegraphen der Welt kund gemacht wurde — wie Lange — bekannt ist.

Keine Regel ohne Ausnahme, muß ich hier aus eigener Erfahrung bemerken.

Dienſt verlaſſen; allein die ſich ihre Religion zu verändern geweigert, behielt er nicht nur, ſondern belohnte ſie noch mit Ehrenſtellen. Anders dachte darüber der General von Königsmark unter Ludwig XIV.; er ſchlug einen Marſchalsſtab aus, der ihm angebothen wurde, wenn er ſeinen proteſtantiſchen Glauben verändern wollte.

Und endlich, da es doch nicht möglich iſt, alle die damaligen Schleichwege zu erſchöpfen, ſo will ich nur noch einige in Erinnerung bringen, die ſo ſehr gäng und gäbe waren, die ich wie alle andere nicht ſowohl um die damaligen Aerzte, noch um das damalige Publikum zu tadeln erwähnt habe, ſondern vielmehr, um das jetzige aufgeklärte Zeitalter und die beſſern moraliſchen Geſinnungen unſerer Aerzte in ein höheres Licht zu ſetzen.

So ſind denn auch die Zeiten vorbei, wo man durch mediciniſche Vorleſungen ſich einen Schwung zu geben vermochte. Vorbei ſind die Zeiten, wo man ſich durch öffentliche Blätter in Gedichten und Proſa loben ließ, um berühmt zu werden, wo man ſich durch Protection eines am Hofe lebenden Mannes empfehlen laſſen konnte, oder durch die Protection eines in großem Rufe ſtehenden Arztes, beſonders wenn man es dahin gebracht hatte,

daß man von ihm zu Kranken geschickt wurde, bisweilen wohl gar in dessen Equipage glänzte, oder wo man noch glaubte, die Verdienste eines berühmten Mannes ließen sich auf dessen Sohn vererben.

Jetzt weiß man, daß zu Vorlesungen kein so großes Licht gehört, besonders dann, wenn sie im strengsten Sinne Vorlesungen sind, indem man wörtlich abliest, was auf dem Papiere steht, gleichviel wie es dahin gekommen ist, gleichviel, ob man es verdauet hatte oder nicht. *)

Jetzt will man, daß in der Arzneikunst nur Aerzte von langer und wohl bewährter Erfahrung zum öffentlichen Vortrag gelassen werden sollen, indem die Vernünftigsten unter ihnen selbst zugestehen müssen, daß Lehren und Ausüben in dieser Kunst himmelweit von einander verschieden sey. Ja ehemals war es genug und hinlänglich, in öffentlichen Blät-

---

*) Daher mag es wohl gekommen seyn, daß die Zuhörer damals nichts besseres thun zu können glaubten, als die Vorlesungen nachzuschreiben; wer nun diese im strengsten Sinn wörtlich hatte, der war auf einmal so gelehrt — als sein Lehrer selbst: man dachte nicht daran, daß es ganz etwas anderes sey, etwas im Kopf, als mit Kopf zu fassen.

tern Vorlesungen anzukündigen, wenn sie übrigens auch nie zu Stande kamen. So verlangt man jetzt auch etwas mehr, als einen schönen Vortrag, wie jetzt etwa das Publikum etwas mehr als eine schöne Predigt hören will.

Man denkt an v. Helmont, der schon als ein 17jähriger Jüngling über die Wund-Arzeneikunst gelehrt hatte, weil es ihm mehr darum zu thun war, zu lehren, als zu lernen, er gestand aber auch selbst, daß er sich unterfangen habe, Andern zu lehren, was er selbst nicht verstand. Jetzt kennt man den Werth des Ruhmes, den öffentliche Blätter ertheilen; man weiß, daß die Menge der Sylben bezahlt wird, sey es Lob oder Tadel, und daß das eine nicht mehr kostet, als das Andere. — Jetzt weiß man, daß es mit dergleichen Empfehlungen von bedeutenden Männern im Staate nicht viel zu bedeuten hat, oft brauchen sie den Arzt selbst nicht, den sie zu empfehlen geruhen. Man fragte einst, ich weiß nicht mehr wen, warum er seine Tochter seinem ärgsten Feinde zur Frau gegeben habe? Weil ich ihm nichts ärgeres geben, mich nicht besser rächen konnte, war seine Antwort. Unter der Protektion eines andern berühmten Arztes in Ruf zu kommen, dazu gehört

— wer weiß es nicht? — leider etwas anderes, als wirkliche Verdienste haben, unter andern, die Kunst den Speichellecker zu machen.

Ein eben so vortrefflicher Arzt als Schriftsteller *) sagt über diesen Punkt: „um diesen Zweck zu erreichen, kann und muß sich der angehende Arzt in manche unangenehme Launen seines Mentors fügen.“ Dieses geschieht unter allen Ständen, und vielleicht am wenigsten auffallend unter Aerzten. Und endlich, daß der Vater ein wirklich verdienstvoller Mann, sein Herr Sohn aber, wenn er gleich dasselbe Fach ergriffen hat, eine Null seyn könne, soll ebenfalls die Erfahrung gelehrt haben, und dies mag nun genug seyn von allen den Schleichwegen und Misbräuchen, die so alt wie die Welt selbst seyn mögen.

Denn daß es nie an Menschen gefehlt habe, welche durch unerlaubte Wege in die öffentlichen Aemter und Ehrenstellen zu kommen gesucht, noch an solchen, welche ihnen hülfreiche Hand dazu geleistet haben, beweißt der Umstand, daß schon Julius Cäsar ein eigenes Gesetz zu geben bewogen wurde, in welchem er aufs schärfste verbot, daß Niemand sich bei den Comitiis durch Gunst oder Geld in

*) Joseph Franck.

die öffentlichen Aemter einzudringen suchen sollte.

Sehr natürlich und der Sache ganz angemessen waren daher auch die damaligen Begriffe von Aerzten und Medizin sehr entehrend. Ein jeder entwarf sich ein Bild von einem guten und schlechten Arzte nach eigenem Belieben. Dem war der ein guter Arzt, der einem Andern ein schlechter war. Das Schicksal des Arztes, wie wir bald hören werden, war blos der Willkühr und Laune überlassen, und der rechtschaffene, thätige, mit Kenntnissen versehene, und daher auf sich und seine gerechte Sache sich verlassende, war am schlimmsten daran. Er blieb verlassen, ihm war es nicht möglich in Ruf zu kommen, denn ihm war es ja nicht möglich, sich dergleichen Taschenspielerkünste zu bedienen.

So war es daher in jener Zeit etwas sehr gewöhnliches, in öffentlichen Gesellschaften bei allen nur denkbaren Zusammenkünften über Aerzte urtheilen, sie loben und tadeln zu hören. Sehr schön und wahr äußert sich Herr Hofrath Schäffer über diese Unart in einer Vorrede zu jener Uebersetzung der Kinderkrankheiten, woraus hier eine Stelle folgt: „da „man bei Tafeln und Assembleen von politi-

„schen

„schen Angelegenheiten nicht sprechen will, und „zuweilen auch nichts zu sprechen hat, die „Unterhaltung aber ihren Fortgang haben muß, „so wird sie auf die vornehmen Krankliegen„den der Stadt geleitet. Es wird ihre Un„päßlichkeit untersucht; zuweilen werden Heil„mittel vorgeschlagen, man fragt nach dem „Namen des Arztes, der den Kranken zu be„handeln hat, und wenn jener unglücklicher„weise nicht in großem Rufe steht, oder nicht „Hausarzt eines oder des andern Anwesenden „der Gesellschaft ist, so wird jeder seiner „Schritte hämisch getadelt, und der Ausgang „der Krankheit mit bedeutungsvollem Achsel„zucken, als tödlich vorausgesagt. Kommt „der Kranke ohnerachtet dieser schiefen Pro„gnose dennoch davon, so denkt Niemand „daran, dem verkannten Arzt und seiner Wis„senschaft, Gerechtigkeit wiederfahren zu las„sen; stirbt er aber, dann sind diese falschen „Propheten auf ihre zufällig eingetroffene Weis„sagung noch stolzer, und sie sprechen öffent„lich mit Verachtung von dem Arzte."

Wir wollen aber die Art und Weise, wie man beim Lob und Tadel verfuhr, hier flüchtig durchgehen, und den vorzüglichsten einiger Bemerkungen würdigen z. B.

1) Doktor N. hat zu viel zu thun; er

hört daher niemand recht an, und kann nicht, wie es sich gehört, seine Kranken abwarten.

2) Der hat zu wenig Praxis, möchte an meinem Bart sich scheeren lernen.

3) Der ist zu alt.

4) Jener zu jung.

5) Er ist zu gelehrt, daher mehr Theoretiker als Praktiker.

6) Er hat zwar viele praktische Kenntnisse, es fehlt ihm aber an aller Theorie.

7) Der ist beim alten Schlendrian geblieben, ist mit dem Zeitalter nicht fortgeschritten.

8) Der ist zu sehr für das neueste System, künstelt zu viel; ich bin nicht für das Neue, die Alten waren auch keine Narren.

9) Er ist mehr Philosoph als Arzt.

10) Es fehlt ihm an aller Philosophie, er ist ein bloßer Empiriker.

11) Dem fehlt es an allen übrigen Kenntnissen, er verstehet kein Latein, ja er spricht ein sehr schlechtes Deutsch, und nicht einmal französisch.

12) Das ist ein auffahrender Mann, besitzt nicht die mindeste Artigkeit.

13) Der ist kaum da, so eilt er schon wie-

der weg, kommt oft in mehreren Tagen nicht wieder.

14) Der bleibt Einem auf dem Hals ſitzen.

15) Der iſt gleich mit der Feder bei der Hand, ſtürmt gleich darauf los;

16) Dem wird es ſchwer, etwas zu verſchreiben, iſt zu ängſtlich, giebt gar nichts, bis es denn oft zu ſpät iſt.

17) Der verſchreibt lauter theure Medizin, iſt ein koſtbarer Arzt.

18) Der lauter wohlfeile, etwa Hausmittel, man kann hübſch lang für ſein Geld krank ſein.

19) Der wechſelt gar zu ſchnell mit ſeiner Medizin, oft mehrere in einem Tage.

20) Der bleibt immer bei einerley, daß es zum Ekel wird.

21) Er macht gleich alles gefährlich.

22) Er nimmt alles auf die leichte Seite, iſt gar zu dreiſt.

23) Der kurirt ſehr ſchnell, man läuft Gefahr wieder einzufallen. (Das wird wohl mit Beiſpielen belegt).

24) Bei dem wird man gar nicht fertig, wird gequält mit Nachkur und unausſtehlicher Diät.

25) Der iſt gar zu ſtreng, er verbietet alles, läßt ſeine Kranken verſchmachten.

26) Der verbietet seinen Kranken gar nichts, er erlaubt zu viel, seine Kranken essen und trinken sich von neuem krank.

27) Er ist schon zu reich, macht sich nichts aus dem Gelde, es liegt ihm nicht daran, ob er Kranke hat oder nicht.

28) Der ist zu arm, und zieht den reichen Kranken dem armen vor.

29) Er ist kein Kinderarzt, oder auch: er ist kein Weiberarzt.

30) Der hat kein Glück. Und endlich zum Schluß, da es doch keine Möglichkeit ist, alles Ungereimte dieser Art zu erschöpfen, das so verschieden ist, als die Köpfe und Gehirne sind, nur noch einen drolligten Einfall, wenn es auch nur bloß Anekdote sey, so karakterisirt sie doch. Es tadelte nehmlich jemand an einem Arzte, daß der Apotheker, um seine Vorschriften zu verfertigen, nie die Leiter braucht, um die Medizin etwa zu langen, sondern sie schon immer unten bei der Hand hätte, da müste also nicht viel daran seyn.

Daß von gleichem Schlage und von gleichem innern Gehalt auch das Lob war, versteht sich von selbst; denn was war wohl natürlicher, als daß der, welcher niedrig genug war, sich in die Laune solcher Menschen zu

ſchicken, der ſich nicht nur ſehr weislich hütete, ihre Vorurtheile anzutaſten, vielmehr ſolchen huldigte, ein gar charmanter, lieber, freundlicher, intereſſanter Mann genannt und geehrt wurde. Beſonders warf das ſchöne Geſchlecht mit dergleichen gehaltvollen Namen um ſich, wie denn überhaupt, in allen Ehren geſagt, viele Aerzte ihr Anſehn dem weiblichen Geſchlecht allein zu verdanken haben, vielleicht auch daher der Name Weiberarzt.

Man weiß übrigens aber wohl, daß dergleichen Kraftausrufe bei ihnen wie die Mode und Kleidertracht wechſelten. Es waren Zeiten, wo es herrſchender Ton war, bei jeder Gelegenheit Potz zu ſagen. Dies mußte weichen, und charmant kam an die Tagesordnung. So erzählte eine Dame vom Lande in Geſellſchaft, daß ſie eine charmante Sau hätte, die 12 charmante Ferkel gebracht, welche charmant niedlich wären; die Sau ſäuge auch charmant, und die kleinen charmanten Ferkel würden charmant fett, ſie hätte auch einen charmanten Schweineſtall u. ſ. w. Wer mehr von dergleichen abwechſelnden Modewörtern leſen will, der ſehe: Sammlung moraliſcher und ſatyriſcher Schriften, aus dem Engliſchen überſetzt.

Ein ſolcher ihnen alles nachgebender Mann

war derjenige, von dem man zu ſagen pflegte: man wird ſchon geſund, wann er Einen nur beſucht, wenn man ihn nur ſprechen hört, das war der Mann, den man jedem ſeiner Bekannten empfehlen zu müſſen glaubte, das war der Mann, den man in allen Geſellſchaften aufs Tapet brachte, von dem man tauſend Artigkeiten, noch unendlich mehrere Wunderdinge zu erzählen wußte: der und der, die und die, waren von allen anderen ſchon aufgegeben, der und der war ſchon halb, jener ſchon ganz todt, dem mit einem einzigen ſehr wohlfeilen Pulver geholfen, etwa wie ein Thomas Bovius, der von ſich ſelbſt ſagte, er habe ein Univerſalmittel, wovon vier Tropfen die Peſt, Petechien, bösartige Fieber und die Luſtſeuche heilten, er nannte dies Mittel Herculus; dieſem wieder war geholfen durch ein anderes Kunſtſtück, immer mußte es etwas Wunderbares ſeyn, und das ſchaffte natürlich, ſo wie die Menſchen damals geweſen ſeyn ſollen, um ſo leichter Eingang, denn es iſt ja bekannt, daß der Menſch Vorliebe für das Wunderbare hat.

Auch hierüber ſagt unſer würdiger Hufeland ſehr ſchön: „die Welt will betrogen „ſeyn, man will durchaus etwas Neues, „Wunderbares, Glänzendes haben; die ge-

„wöhnliche Medizin ist ein langweiliges übel-
„launiges Wesen, unverträglich mit dem
„Schmetterling unserer Tage, und so wagt
„es denn dies Heer von Ignoranten, Betrü-
„gern und Schiefköpfen, immer neue, immer
„vielversprechendere Sachen auszuposaunen, und
„unsere Gesundheit und unsere Beutel auf die
„jämmerlichste Art zu mißhandeln.“ Man pflegte in jener Zeit der Finsterniß und des blinden Glaubens dergleichen Wundermänner so zu vergöttern, wie die Einwohner in Neu-Albion die Engländer, die sie für Götter hielten, weil ihnen dieselbe, wenn sie ihre Wunden zeigten, Pflaster gaben, wodurch sie wieder hergestellt wurden.

War ihr oben erwähnter Tadel absurd und albern, so war es noch mehr ihr Lob, auch, wie es sich von selbst versteht, von weit größerem Nachtheil, denn an ihrem Tadel, so ungereimt er auch immer gewesen seyn mochte, war doch nicht selten etwas Wahres, ihr Lob aber bloßes Hirngespinst, in tausend und aber tausend unbedeutenden Kleinigkeiten gegründet, die alle herzuzählen, mir hier nicht der rechte Ort zu seyn scheint, besonders da manche dieser Gründe eine gänzliche Immoralität verrathen.

Beleuchten wir die oben angeführten vor-

züglichsten Ausstellungen etwas mehr, so wird es sich ergeben, wie fern man dazu befugt war; oder nicht.

Er hat zu viel zu thun, er hört daher Niemand recht an, führten wir, als den ersten Tadel auf.

In diesem Vorwurfe mag wohl viel Wahres gelegen haben, denn in der That gab es solche Bothenläufer des Aeskulaps wie sie de la Mettrie nennt, die ihr ganzes Leben damit zubrachten, von ihren Kranken nur die Thüre und Treppe kennen zu lernen. Ihnen war es allerdings, da sie mehr Kranke annahmen, als sie abwarten konnten, nicht möglich einen Kranken recht zu hören, nicht selten fuhren sie daher den Kranken an, der sie länger aufhielt, als es ihre Zeit erlaubte. Philipp von Macedonien wurde durch ein armes Weib von diesem Fehler geheilt; sie trat ihn öfters an, und bat ihn zu verschiedenenmalen, sie anzuhören. Ich habe keine Zeit, antwortete er ihr. So menge dich auch nicht in das Königl. Regiment, rief ihm die Frau zu! — — Wunderbar genug, daß sich nicht oft alte oder junge Weiber finden, die den vornehmen und zeitkargen Aerzten, welche kuriren, aber nicht anhören wollen, zurufen: nun so menget euch auch nicht in das Göttergeschäfte, wenn ihr

Unmenſchen nicht Zeit dazu habt. Doch iſt kaum zu glauben, daß ein ſolcher Zuruf unſere vornehmen Aerzte beſſern würde, wie jener den König beſſerte, denn es ſoll kein Stolz über den Doktorſtolz und Doktordünkel gegangen ſeyn, weil keiner ſo reichlich genährt wurde, wie dieſer, und weil es keine höhere Macht gab, als über Leben und Tod, welche bekanntermaßen den Aerzten von Gott gegeben iſt.

Daher denn auch alle die niedlichen Anekdötchen, die man ſelbſt von wirklich verdienſtvollen Aerzten erzählte, weil man gute und ſchlechte nicht zu unterſcheiden verſtand. So zum Beiſpiel, wenn Folgendes auch eine bloße Erdichtung ſeyn ſollte *); ſo iſt das Verdienſt des Erfinders doch ungezweifelt, weil es die Sache trefflich karakteriſiret. Ein Arzt, der zu viel zu thun gehabt haben ſoll, und daher in einigen, ja mehreren Tagen nicht herum kommen konnte, fuhr einſt vor einer ſeiner Patientinnen vorbei, erblickte ſie im Fenſter, ließ halten, und ſchrie herauf: Na, wie gehts meine g . . Fr? Sie war nicht unbeſcheiden genug, und antwortete wirklich, klagte über üblen Geſchmack, und gänzlichen Mangel an Appetit. Weiſen Sie einmal Ihre Zunge, rief der ge-

*) Wofür ich es ſelbſt halte.

flügelte Arzt. Das heißt doch ein praktisches Auge haben, denn, nicht zu vergessen, es soll die zweite Etage gewesen seyn; und er fand sie doch, nehmlich die Zunge, allerliebst. Fahren Sie fort, rief er, und der Kutscher glaubte, sein Herr wäre auf einmal gegen ihn höflich geworden und fuhr fort. Mehrere dergleichen sind theils nicht unbekannt, theils gehören sie nicht hieher, auch sind exempla odiosa.

In unsern Zeiten denken die Aerzte menschlicher, sie nehmen lieber nicht mehr Kranke an, als sie abwarten können, sie suchen sich nicht mehr dadurch in Ansehen zu setzen, daß sie bei ihren Kranken erzählen, sie wüßten selbst nicht mehr, wie viele Kranken sie zu behandeln hätten *).

---

*) Es wäre zu wünschen, daß dies blos Prahlerei gewesen sey, weil, wie man zu sagen pflegt, Hämmern zum Handwerk gehört. Aber leider soll es in der That nicht anders gewesen seyn, so lange bis ihr Kutscher wieder anspannte, hatten sie eben so wenig Zeit, als Lust, an ihre Kranken, und noch weit weniger an Krankheiten zu denken. Man springt in den Wagen hinein, und da, wo der Kutscher anhält, wieder heraus, daher mag man ihnen oft gar sehr unrecht gethan haben, ihnen die Schuld aufzubür-

Sie handeln um so moraliſch beſſer, da ſie zugleich dabei beabſichtigen, das Leben und Leben laſſen. Ich meine, daß ihre Collegen nicht Hungers ſterben möchten. Sie werden ſolche Schleichwege, wodurch ſie alles an ſich zu reißen vermochten, für viel zu entehrend halten. Sie bringen ſich daher nirgends auf, laſſen ſich nicht etwa in allen nur möglichen gro-en und kleinen Reſcourcen aufnehmen, drängen ſich nicht in alle gelehrte und ungelehrte Geſellſchaften ein, um das Prädikat Mitglied zu erhalten, und ſich dadurch die Wege zu bahnen, verdrängen ihre Collegen nicht aus irgend einer Anſtalt.

Sind ſie willens, ſich zugleich als Accoucheur zu produciren, ſo werden ſie, wo man ſie zu dieſem Behuf herbeihol't, nicht ſogleich darauf bedacht ſeyn, den gewöhnlichen Arzt zu verdrängen, daher ſich hüten, noch lange nach der Niederkunft ihre Beſuche fortzuſetzen, werden nicht der Mutter, dem Kinde oder der Amme ohne Noth etwas verſchreiben, dann

---

den, wenn ſie ihre Kranken manchen Tag, zu beſuchen vergeſſen, nicht der gute Doktor — wohl aber der böſe Kutſcher war Schuld daran, weil er vergeſſen hatte, da oder dort, anzuhalten.

wieder die Besuche erneuern, um zu sehen, wie die Medizin gewirkt u. s. w.

Doch solch ein Muster von Großmuth haben wir schon aus den ältern Zeiten aufzuweisen, und ich glaube, sie können nicht oft genug aufgeführt werden. Ich schreibe daher folgendes aus einem alten Schriftsteller. Er sagt: „Wir haben schon in einer der vorigen Bemerkungen gesehen, daß kein Neid und keine Eifersucht so merklich und in so hohen Grad statt finde, als der, welchen die Aerzte gegen einander hegen *); es kann solches aber nur von den Aerzten der niedrigsten Gattung, nehmlich von solchen gesagt werden, die von dem geheimsten Verdruß genaget werden, wenn sie sehen, daß einer ihrer Mitbrüder durch solche Mittel, deren sie sich selbst bedienen, nehmlich durch die feinste Charlatanerie sein Glück macht. Was sich in einem niedrigen und schmutzigen Geitz gründet. Aber wahre Aerzte sind nicht so gegen einander gesinnt; diese folgen in dem Betragen gegen ihre Kunstgenossen, den Gesetzen der Ehre, der Redlichkeit, wie es großen Seelen geziemt.“ Hier folge eine Schilderung

*) Traurige Wahrheit! Die traurigen noch, dadurch wird, daß sie schon so alt, und noch so neu ist. —

der Großmuth, Freundschaft und Erhabenheit der Seele, welche der Menschheit Ehre macht. Sie betrifft den vortrefflichen Mead, einen berühmten englischen Arzt, der im Jahre 1754 gestorben ist, und seinen Freund, den berühmten Freind, welcher erster Leibarzt bei der Königin von England war, und im Jahre 1728 gestorben ist. Freind wohnte im Jahre 1722 dem Parlamente als Mitglied bei, und redete sehr hitzig wider das Ministerum. Dieses Verfahren verursachte, daß man ihn des Hochverraths beschuldigte, und im Monath März in den Tower zu London gefänglich in Verwahrung brachte. Ungefähr 6 Monath nach diesem wurde der Minister krank, und schickte nach Mead. Mead kam, und versicherte dem Minister, nachdem er sich nach der Beschaffenheit der Krankheit erkundigt hatte, daß er für seine Genesung Bürge seyn wollte, vermeldete ihn aber auch zugleich dabei, daß er ihm kein Glas Wasser eher geben würde, bevor ihm sein werthgeschätzter Freind aus dem Tower gelassen worden sey. Als der Minister nach einigen Tagen sah, daß sich seine Krankheit verstärkte, ließ er beim Könige um Freinds Befreiung Ansuchung thun. Nachdem der Befehl hierzu ausgefertigt war, glaubte der Kranke, daß ihm Mead einige für seinen

Zuſtand ſchickliche Mittel verordnen würde, allein der Arzt wollte nicht das Mindeſte eher geben, als bis ſein Freund in Freiheit wäre. Nachdem dieſer des Verhaftes entlaſſen war, ſo unternahm Mead die Kur des Miniſters, und beförderte in kurzer Zeit ſeine vollkommene Geneſung. An eben dieſem Abend überbrachte er Freind ungefähr 5000 Guineen, die er für ſeine Rechnung eingenommen hatte, da er Freinds Patienten während ſeiner Gefangenſchaft behandelt hatte, und nöthigte ihn, dieſe Summe anzunehmen, ob er ſie gleich mit gutem Rechte hätte behalten können?? weil ſie die Frucht ſeiner Arbeit und Bemühungen waren *)??

Ein nicht minderer Beweis und Muſter von edler Großmuth aus noch älteren Zeiten erlaube man mir noch hierher ſetzen zu dürfen. Ich ſkizzire ſolche aus einem berühmten Werke des würdigen Doktor Möhſen.

Democedes, von Croton gebürtig, Leibarzt des Polycrates, wurde mit dem ganzen Gefolge des Polycrates zum Sklaven gemacht und nach Suſa gebracht. Zu eben der Zeit traf es ſich, daß Darius, König der

*) Ich habe mir erlaubt, einige Fragezeichen hinzuzuſetzen.

Perſer, auf der Jagd vom Pferde ſprang, und den Fuß unterwärts ſo verrenkt hatte, daß der Knochen aus der Pfanne trat. Er überließ anfänglich die Kur ſeinen Aerzten, die aus Aegypten waren. Sie brauchten bei dem Einrichten des Fußes viel Gewalt, ſo daß Darius in ſieben Tagen und Nächten nicht Ruhe hatte; den achten Tag ward ihm Democedes, der Sklave war, als ein guter Wundarzt angerühmt; er wurde aufgeſucht, und erſchien in ſeinen Ketten, mit Lumpen bedeckt, und verleugnete daß er ein Arzt wäre, aus Furcht, wenn er ſich zu erkennen gäbe, möchte er niemals in ſein Vaterland zurückgehen dürfen. Darius wußte ihn jedoch durch Drohungen zu zwingen, daß er die Kur übernahm. Er gebrauchte lindernde Umſchläge, verhalf dem Darius zum Schlaf, und in kurzer Zeit zur völligen Geſundheit. Da Darius vorher alle Hoffnung verlohren hatte, daß der Fuß jemahls wieder gerade werden würde, ſo kam Democedes durch dieſe Kur bei dem Könige in große Gnade und Anſehn. Er ließ ihm die eiſernen Feſſeln abnehmen, und beſchenkte ihn mit zwei Paar goldenen Fußketten. Als ein Merkmal einer beſondern Gnade, wurde er durch Verſchnittene, zu den Frauen des Darius hingeführt, damit ſie den Mann ſehen ſollten, dem er ſeine Geſund-

heit zu danken hätte. Eine jede von dieſer ſchenkte ihm eine goldne Schaale mit goldenen Staters oder Münzen angefüllt, die von Verſchnittenen oder Sklaven getragen wurde. Die Schaalen waren ſo voll, daß viele Staters oder Münzen herausfielen, ſo daß ein Bedienter, der hinterherging, und die fallende Münze auflas, ſich eine anſehnliche Summe ſammelte. Der König gab ihm überdem einen groſſen Pallaſt zu Suſa und die Erlaubniß an ſeiner Tafel zu ſpeiſen. Durch dieſen Vorzug erhielt er die Würde eines Fürſten, die zu damaliger Zeit nur ſelten waren, und niemand anders durfte mit dem König ſpeiſen. So gnädig, wie Darius gegen den Democedes war, ſo grauſam und hart fiel ſeine Ungnade auf die egyptiſchen Aerzte, die ihn nicht ſo bald, wie er es verlangt hatte, kuriren konnten. Sie ſollten zur Strafe gekreuzigt werden. Democedes aber rettete ihnen durch ſeine Fürbitte das Leben. Er wagte es lieber, die Geſchenke und alle Gnadenbezeugungen des Königs zu verlieren, als daß er zugeben wollte, daß die egyptiſchen Aerzte ein ungerechtes Urtheil ausſtehen, und eine unverdiente Strafe leiden ſollten.

Es giebt öfters Kranke, die, wie Darius, ungeduldig werden, und die Zeit nicht erwarten können, welche die Umſtände und Zufälle

der

der Krankheit nothwendig erfordert, ehe ſich die Beſſerung zeigen kann. Man giebt die Schuld dem Arzte, ſetzt ihn zurück, und hofft ein Anderer werde geſchwinder helfen können. Trifft es ſich, ſo wie hier, daß der neuangenommene Medikus oder Chirurgus zu einer glücklichen Stunde gerufen wird, da die Krankheit ſich ohnedem ändert, und er nur mit wenigen lindernden Mitteln zu Hülfe kommen darf, und der Kranke bald darnach beſſer wird, ſo hat er die größten Lobeserhebungen und Dankſagungen zu erwarten. Werden aber dagegen die vorhergebrauchten Aerzte verdammet, und mit übeln, jedoch unverdienten, Nachreden beleget, ſo findet man ſelten einen Demokedes, der wie ein ehrlicher Mann ſpricht, und die Unſchuld ſeiner Amts-Genoſſen vertheidigt u. ſ. w.“

In großen und kleinen Städten galt ſonſt derjenige Arzt am meiſten, der immer auf der Straße war, und Stadt und Land durchkutſchierte; man hielt ihn für nicht viel weniger, als einen Zauberer, wenn dagegen von dem, welcher ſich auf ſeine geſunden Füße verlaſſen mußte, nicht ſelten geſagt wurde: er gehet umher wie ein brüllender Löwe, und ſuchet, welchen er verſchlinge. Jetzt ſoll unſer aufgeklärtes Publikum einen beſſern Maaßſtab haben,

wornach es den Werth des Arztes bestimmt, und daher sehen wir oft auf einmal denjenigen in den Wagen steigen, der Jahre lang mühselig die Fuß-Praxis exercirt hatte. Der Mann hat viel zu thun! heißt es dagegen von manchem, der die Kunst des geschäftigen Müßiggehens inne hat, und wohl zu üben versteht. Er hat viel zu thun, denn er ist nimmermehr zu Hause, und kaum, daß er des Nachts in seinem Bette zu finden ist. Aber das Vielzuthunhaben ist etwas sehr relatives bei einem Arzte, denn man kann ja selbst bei vielen Kranken wenig, und bei wenigen Kranken viel zu thun haben. Einmal kömmt dies auf die Krankheiten, und anderntheils auf den Arzt selbst, auf sein Benehmen und auf eine Menge Nebendinge an, die alle der Nichtarzt nicht zu beurtheilen versteht.

Eben so wenig verlangt man jetzt, daß der Arzt stundenlang am Krankenbette bleiben soll, weil man ihm zutraut, daß er es, wenn es nöthig seyn sollte, wohl von selbst thun werde. Man hat sich jetzt auch bemüht, mehr Kenntnisse von seinem Körperbau überhaupt zu erlangen, seitdem man in unseren Schulen wenigstens Skizzen von Anatomie, Physiologie, Pathologie u. s. w. etwa aus jener Schrift: „Vorlesungen für die mittlere Jugend über den

„menſchlichen Körper," vorträgt; dies hat das Gute, daß die jetzigen Kranken dem Arzt weit beſſer und kürzer den Ort ihres Leidens beſtimmt angeben können.

Der Arzt kann jetzt ſchon dem Kranken trauen, wenn er vorgiebt, Schmerzen im Magen zu haben, daß es nicht etwa Schmerzen in der Lunge ſind. Er wird nicht über Schmerzen in der Lunge klagen, und auf die Stelle, wo eine Niere liegt, hindeuten. Man eilt damit dem Arzt ſehr zu Hülfe, man faßt ſich kürzer, und glaubt nicht, wie ehedem, ſeine gegenwärtige Krankheit von der Wiege her beſchreiben zu müſſen.

Der Arzt braucht jetzt nicht mehr als ein Inquiſitor beim Kranken-Bette zu erſcheinen. Der Kranke weiß, was dem Arzt zu wiſſen nöthig iſt, er wird nicht das Unwichtige herſagen, und das Wichtige hingegen verſchweigen, daher denn auch unſer Kranken-Examen kein ſolches Quodlibet mehr iſt, als es ehedem war, und nur ſelten der ſogenannten peinlichen Frage des Criminalrichters ähnlich wird.

Man traut es jetzt dem Arzte zu, daß er ſeine Beſuche gewiſſenhaft, und nicht nach Willkühr einrichte, oder nach ſeiner Laune ſie verringere oder vervielfältige, oder wohl gar aus Eigennutz ſie verdoppele.

Man weiß jetzt, daß der rationelle Arzt bei den vielen oder wenigen Besuchen, ja selbst, daß er bei der Zeit, in welcher er die Besuche macht, etwas sehr Wesentliches beabsichtige, besonders da die jetzigen Aerzte mit einer solchen Klugheit und Vorsicht zu Werke gehen, daß der Kranke es nun nicht mehr als ein Todesurtheil betrachtet, wenn er den Arzt zweimal im Tage erscheinen sieht, und sich nicht mehr am Rande des Grabes glaubt, wenn er täglich mehreremal besucht wird; wie gesagt, der Scharfsinn und die Menschen-Kenntniß der heutigen Aerzte ist so groß und durchdringend, und ihre Philosophie so gesund, daß sie mit päbstlicher Untrüglichkeit wissen, wie sie sich in jedem Falle zu benehmen haben, und was zu thun oder zu lassen sey.

Und alles dieses geht auch sehr natürlich zu, da die Sachen sehr oft zur Sprache kamen, und die Geißel der Satyre über niemand so unbarmherzig geschwungen ward, als über den Arzt. Hier eine naive Stelle, die dergleichen Misbrauch rügt, aus einem alten Schriftsteller her zu setzen, kann ich mich nicht enthalten. Er sagt: „Nächstdem pflegt der unverständige Pöbel diejenigen Medikos für anderen zu erheben und herauszustreichen, welche in Besuchung ihrer Patienten eine sonderbare

Aemſigkeit ſehen laſſen. Es iſt ein gemeiner Wahn, als ob die Kraft, Kranke geſund zu machen, in den Arzeneyen ſtecke, und der glückliche Erfolg einer Kur bloß von dem Mediko dependire, da doch die Natur das Meiſte dabei thut. Es iſt dahero das Urtheil derjenigen nicht älzuwohl gegründet, welche meinen, daß derſelbige Medikus, der immer bei den Kranken ſitzet, oder ſie fleißig beſucht, mehr zu eſtimiren ſey, als andere, ſo hierinnen keine ſo große Aemſigkeit bezeugen. Ob nun zwar einem Mediko allerdings zukömmt, auch nöthig und nützlich iſt, abſonderlich im Anfang einer Krankheit, Art und Beſchaffenheit genau zu erforſchen, und zumal, wenn es eine hitzige iſt, auf deren Lauf, Wachsthum und Veränderung wohl Achtung zu geben, ſo ſetzt doch die übermäßige Dienſtfertigkeit und öftere Beſuchung der Patienten in ſolchen Krankheiten, da keine Gefahr vorhanden, und zu einer ſolchen Zeit, da keine Veränderung vorgeht, einen honetten Medikum billig in Verdacht, als ob er entweder dem Patienten Wind machen, und von ihm mehr Geld ziehen, oder ſich bei ihm in ſonderliche Grace dadurch ſetzen wollte, Zum öftern geſchieht ſolches auch ohne Betrug und aus Unwiſſenheit des Medici ſelbſt, indem derſelbe mit dem Kranken ſich einbildet, der Me-

dikus sey ein Meister über die Natur und Krankheiten, und durch Medikamente könnte man einzig und allein alles ausrichten, da doch vielmehr die Natur hierin den Meister spielt, und in Abwendung der Krankheiten, sonderlich wenn es hitzige sind, ordentlich verfährt, und ihre gewisse Zeit haben will, wobei nur wenige Arzeneien von Nöthen sind. Auf diese Ordnung der Natur muß ein Medikus wohl Acht haben, und dieselbige abwarten, niemals aber durch unzeitigen Gebrauch der Arzenei, die Natur in ihrem heilsamen Unternehmen zu stören suchen."

„Darum sehe ich nicht ab, warum man von solchen Gassenläufern mehr Rath und Hülfe sich zu versprechen habe, als von andern, die ihr Amt ehrlich abwarten, und ihre Patienten nur alsdann besuchen, wenn es nöthig ist. Und daher warnet Sidonius Apollinaris nicht ohne Grund für solchen Medicis, wenn er also spricht: Einige Medici sind in ihrer Kunst gar schlecht beschlagen, doch dabei sehr ämsig, und ermorden viele Patienten, auf das allerdienstfertigste. Hiermit stimmt auch Verulanius überein, welcher sagt: Ob man gleich aus den täglichen Bemühungen der Medicorum, welche sie durch öfteres Besuchen und Recepte verschreiben, erweisen,

ſchlieſſen ſollte, daß ſie ihre Kur nicht obenhin verrichten, und in Anordnung derſelben, den rechten Weg gingen; dennoch, wenn einer dasjenige, was ſie zu verſchreiben und zu verordnen pflegen, etwas genau einſieht, ſo wird er befinden, daß ſie in ihrer Sache ganz ungewiß ſind, und was ihnen ungefähr einfällt und in die Gedanken kömmt, ſo hinſchmieren, ohne vorher zu überlegen, was bei der Kur ſich am beſten ſchicken möchte."

Eben ſo, nicht um ein Haar beſſer, ſah es mit dem Tadel aus, den ich unter Nr. 2. aufgeſtelit habe. Denn, wie ſchon geſagt, der Rechtſchaffene, der nicht niedrig genug war, dergleichen Schurkenſtreiche zu machen, um in Ruf zu kommen, wurde auch nicht geſucht, über ihn wurde nun der Stab gebrochen.

Er hat nichts zu thun, hieß es, alſo verſteht er auch nichts, möchte er an meinem Bart ſcheeren lernen. Ein Schluß, der aus Machiavels Logik genommen zu ſeyn ſcheint. Denn könnte man nicht ein ganzes Buch von lauter Namen ſchreiben von allen geſchickten und berühmten Männern, die in Armuth ſterben? Es giebt wohl ſchwerlich eine Kunſt oder eine Wiſſenſchaft, in welcher nicht Männer, trotz ihrer Geſchicklichkeit, gedarbt hätten, und in Armuth geſtorben wären, wogegen

Andere von weit geringern Verdienſten in Vollem lebten und reich geſtorben ſind. Das beruht auf tauſend und abermal tauſend Nebenumſtänden, die ich hier nicht berühren mag. Nicht jeder, der arm und unglücklich iſt, verdient es zu ſeyn *).

Hat man nicht ſelbſt in neuern Zeiten, zum Tadel und zum Ruhm ſey es geſagt, für die Familien ſolcher Männer, weil ſie in Armuth ſtarben, zu ſorgen geſucht **)? Man ſahe ein, daß der ehrliche Mann mit ſeiner Praxis nur nicht zu prahlen wußte, noch wiſſen wollte, daß er jeden Schleichweg verachtete. Doch hat es auch zu allen Zeiten nicht an einſichtsvollen Menſchen gefehlt, die eben darum für ſich und ihre Familie den Mann zu ihrem Arzt erwählten, der ohne Geräuſch

---

*) Das äußere Glück ſteht ſehr ſelten mit dem Verdienſt in Verhältniß, beſonders mag dies nicht ſelten bei Aerzten zutreffen. Ein ſcharfſinniger Beobachter (ſagt ein Schriftſteller) der die Begebenheiten der mediziniſchen Welt ein halbes Jahrhundert mit angeſehen hätte, müßte ein ſehr merkwürdiges Buch über Glück und Fortkommen der Aerzte ſchreiben können.

**) Welchem Arzt fällt hiebei Brown's Schickſal nicht ein? —

umhergieng, und um ſolchen Preis lieber nicht geſucht, nicht gekannt ſeyn wollte.

Die Thorheit, dem Arzt bald um ſeines Alters, bald um ſeiner Jugend willen ſein Vertrauen zu entziehen, iſt kaum einer Rüge werth. Was das Alter betrift, ſo wird es an einem Arzt eben nicht ſo häufig getadelt, wohl aber pflegt man dem alten Arzt großen und oft zu großen Werth beizulegen. Man erwartet von ihm einen Schatz von Erfahrung, die er vermöge der Länge der Zeit ſich verſchafft haben müßte; doch die Erfahrung hat leider bewieſen, daß dem nicht immer ſo ſey; man hat Künſtler geſehen, die in der Unwiſſenheit gelebt, und darin grau geworden ſind. Wenn man es eingeſehen hätte, daß, um Erfahrung zu machen, überhaupt, und beſonders in der Arzneikunſt, etwas ganz anders erfordert werde, als einige Dutzend Jahre und einige Dutzend Krankheitszufälle von derſelben Art, ſo würde man auch hierüber wahrſcheinlich ganz anders und beſſer geurtheilt haben.

Wie oft iſt aber nicht ſchon geſagt und wiederholt worden, daß nur ſehr Wenige dazu beſtimmt ſind, Erfahrungen zu machen, wenn man nicht eine jede Seifenblaſe eine Erfahrung nennen will. Sehr wahr ſagt irgend

ein Schriftsteller: „Arme Erfahrung! wie grausam mußt du dich hudeln lassen, von Menschen sogar, die kaum angefangen haben deine lehrreiche Bekanntschaft zu machen, von Menschen, die noch nicht einmal mit dir umzugehen wissen, deine Sprache vielleicht nur halb verstehen, vielleicht aber ganz und gar mißverstehen, und am wenigsten in dein Inneres geschaut haben; weil ihre mannigfaltige und glänzende Hirngespinste ihr Auge so sehr beschäftigen, daß sie ihnen die Aussicht zu dir völlig verschlossen." (Liebsch.)

Aber eben so falsch und unverantwortlich war es, an einem mit seiner Zeit fortgegangenen thätigen und einsichtsvollen Manne zu tadeln, daß er nicht mehr jung sey. Wenn es wahr ist, daß vieles Sehen den Blick schärft, so muß ja wohl derjenige Arzt den richtigsten Blick haben, der schon viele hundert Kranke gesehen, und nicht bloß gesehen, sondern beobachtet hat. Freilich denken wir hier nur an solche, die nicht bloß mit dem leiblichen Auge sehen.

Hieraus ergiebt sich auch schon von selbst, daß es nicht weniger ungereimt sey, die Jugend des Arztes als Tadel und Vorwurf aufzuführen; als ob man darum einen gesunden Kopf haben müßte, weil man einen weißen

Kopf hat; der Arzt braucht kein Alter, mit ans Krankenbett zu bringen, wohl aber die Erfahrungen und Belehrungen der Alten *).

Es giebt Menschen, die mit allen den Eigenschaften, welche nur die Erfahrung geben kann, geboren zu seyn scheinen, aber freilich sind diese nur selten.

Sehr wahr sagt daher Struve in seinem Krankenbuche: „Ein funfzigjähriges Herumlaufen zu Kranken giebt an sich dem Arzte nicht den mindesten Werth; er wird ein Quacksalber bleiben, wenn er nicht mit den Kenntnissen der Kunst ausgerüstet ist. Was ist ein halbes Jahrhundert, wenn anders ein solcher ungebildeter Kopf Beobachtungen zu machen fähig wäre, gegen das Studium von dem, was seit Jahrtausenden von Aerzten gethan und gedacht wurde; was ist es gegen das Genie eines vielleicht noch jungen Arztes, der sich alle diese Kenntnisse zu eigen macht? Laßt diesen Geist in seine Kunst bringen, und in welcher erbärmlichen Gestalt steht der Alte, sich selbst genugsame Praktiker neben ihm! u. s. w.

---

*) Cicero sagt: nicht graues Haar oder Runzeln, sondern eine mit Erfahrung verbundene Wissenschaft muß die Weisheit geben.

Andere von mir oben angeführte Vorwürfe, die man dem Arzt macht, und womit man seinen mediciniſchen Unglauben zu rechtfertigen ſucht, ſind größtentheils von der Art, daß ſie ſich ſchon von ſelbſt, wenn man nur einiges Nachdenken darauf verwenden will, widerlegen. Ich werde daher, um nicht zu weitläuftig zu ſeyn, auch nur noch einige, die mir der Mühe nicht ganz unwerth ſcheinen, berühren.

Ohne einen gehörigen, oder auch nur oberflächlichen Begriff von Philoſophie zu haben, tadelte man den Philoſoph im Arzte, ja was noch mehr, ſelbſt Aerzte thaten dies. So fragte einſt jemand einen Arzt nach einem ſeiner Collegen in Rückſicht ſeiner mediziniſchen Kenntniſſe, und dieſer ſagte, ſeiner Meinung nach um jenen recht herabzuſetzen: er iſt ein philoſophiſcher Arzt! Sehr ſchön rügt dieſen argen Vorſtoß der ſcharfſinnige Platner. „Ein Arzt," ſagt er, „der ſich mit der Seelenlehre, oder mit der ſpekulativen Weltweisheit, welches der Grund von jener iſt, noch beſchäftigt, nachdem er die zu ſeinen künftigen Abſichten erforderliche Magiſterwürde erkauft hat, iſt bei uns faſt in Gefahr für einen Abtrünnigen gehalten zu werden, wenigſtens doch für einen Mann, der ſich beſſer auf das Katheder

ſchickt, als vor dem Krankenbette. Mit einem Worte, ich glaube, daß die Verbindung, in welcher die Arzneikunſt noch mit der Philoſophie ſteht, und die Lobſprüche, welche dieſe zuweilen von den Aerzten erhält, mehr politiſch als aufrichtig ſind."

In einer andern Stelle ebendaſelbſt ſagt er: „Dieſe Vorurtheile ſind in das gemeine Leben übergegangen, oder vielleicht ſind ſie aus der Thorheit des Pöbels entſtanden, welcher die Verwandſchaft der Wiſſenſchaften, deren wahre Verhältniſſe er nicht kennt, nach zufälligen Aehnlichkeiten beurtheilt. Vielleicht würden manche Aerzte mehr Philoſophie lernen, wenn der Pöbel ſo zu ſchließen gewohnt, oder vielmehr fähig wäre: dieſer iſt ein guter Arzt, denn er iſt ein Philoſoph."

„In Deutſchland," ſagt ein alter Schriftſteller, „ſind wenigſtens 2000 Aerzte, aber man zähle die philoſophiſchen Köpfe und die Beobachter darunter, ſo werden nur blutwenige ſeyn, und, was gar nicht unſeren Zeiten zur Ehre gereicht, iſt, daß die ſeichteſten Köpfe den mehrſten Beifall haben, wie die Klagen unſerer genievollen Aerzte beweiſen."

Mit dem erwähnten Tadel hat der hier folgende das gemeinſchaftlich, daß an ihm Aerzte ſelbſt Theil nahmen, oder daß er gar

von diesen auf Nichtärzte verpflanzt worden ist, denn mit einem großen Theil dergleichen Raisonnements ist es der Fall, daß sie vom Hörensagen von einem auf den andern übergegangen sind, einmal weil diese Methode hübsch leicht ist, man braucht da nicht erst lange zu untersuchen, und zweitens fühlt man es sehr wohl, daß es mit manchen Schwierigkeiten verbunden seyn möchte, dergleichen Untersuchungen anzustellen, ja man erkennt seine Schwäche hierin, und glaubt daher lieber, was man hört.

Es giebt ja überhaupt nur sehr wenige Menschen, welche die Neigung, die Eigenschaften und die dazu erforderlichen Kenntnisse besitzen, ein eigenes gesundes Urtheil zu fällen. Geht es doch mit mehreren nicht minder wichtigen Dingen nicht besser. Aerzte selbst pflegten sich untereinander vorzuwerfen, daß dies oder jenes in der Theorie richtig seyn möge, aber nicht in der Praxis sich anwenden ließe; daraus wurde nun der Vorwurf gebildet, daß dieser mehr Theoretiker, jener mehr Praktiker sey. Was Aerzte sich dabei gedacht haben, und zu denken hatten, hätte nie so allgemein bekannt werden sollen, um, wie man zu sagen pflegt, das Kind nicht mit dem Bade aus zu schütten.

Theorie und Praxis sind die beiden Beine,

worauf die Kunst steht, sagt irgendwo sehr wahr ein alter Arzt. Mich dünkt, daß Theorie zur Praxis, wie die Seele zum Körper sich verhält, doch mit dem Zusatze, wenn Praxis das ist, was sie seyn sollte. Es leuchtet ein, daß dieser Tadel eben wie der vorhergehende in dem Munde dessen, der nicht Sachverständiger ist, sich eben so schlecht ausnimmt, wie der berühmte Tadel des Schusters, der das Werk des Apelles zu beurtheilen wagte.

Wer wird es nicht loben, wenn der rationelle Arzt neben seiner Kunst auch noch eine Menge Nebenkenntnisse, seltene Talente und Geschicklichkeiten aller Art in sich vereinigt. Die Geschichte der Arzneikunst hat uns solche Muster aufbewahrt, Aerzte z. B., die in der Zeichenkunst eben so groß, als in ihrem eigenen Fache waren. Wer wird es nicht loben, wenn er außer den ihm nöthigen Sprachkenntnissen noch einen Schatz anderer Kenntnisse besitzt? Ich schenke diesem Manne meine Achtung, ich würde mich tadlen, einen solchen Mann nicht zu loben.

Aber ich würde mich mit eben so vielem Rechte tadeln, wenn ich dem Mann, der nicht so glücklich ist, dies alles zu besitzen, und doch ein rationeller Arzt ist, der in der eigentlichen Kunst selbst das leistet, was er leisten soll,

meine Achtung versagt hätte. Denn es ist doch wahrlich nichts Geringes, ein Arzt zu seyn, wie er seyn soll; gewiß, man kann dem, der es ist, alles andere erlassen, und darf ihm sein Zutrauen darum nicht versagen, weil er kein Polyhistor ist, und nur medizinische Kenntnisse besitzt.

Nur müssen ihm keine solche Eigenschaften und Talente abgehen, welche de la Mettrie geschildert hat *), wenn er sagt: „ein Doktor der Arzneikunde ist ein verwahrloster Doktor, wenn er nicht dreist und unverschämt ist, er ist ein Mann, der, vermöge seines Standes, reden soll; wenn er nur schwätzt, so ist es gleichgültig, ob es gut oder schlecht ist, vernünftig oder unvernünftig u. s. w. Man muß sich also ernstlich mit jedem andern Dinge, nur nicht mit unserer Wissenschaft beschäftigen, denn diese führt zu nichts weniger, als zur Praxis; Geschmack, Empfindung, Artigkeit sind Dinge, die man besitzen muß. Am Tische kann der Arzt als auf einer Schaubühne sich sehen lassen. Man wird von ihm sagen: er besitzt viel Geschmack für einen Arzt, er ist angenehm und

*) Schilderung der Aerzte, oder die Aerzte wie sie sind und wie sie seyn sollen.

und verbindet Lebhaftigkeit mit Geschicklichkeit. Wolltet ihr höher fliegen, und mit wenigen Kosten wirklich gelehrt scheinen? so leset Wochenblätter, und bekümmert Euch nicht um die Originale. Dies ist hinlänglich, um von allem zu sprechen, ohne nöthig zu haben, viele Sachen zu wissen u. s. w.

Alle die andern schönen Talente sind meistentheils gut für ihn, selten für den Kranken, nie aber für die Krankheit. Ja, ich gehe noch weiter, und sage: ist er sonst nur der Arzt wie er sein sollte, vernachlässigt er nichts, thut er alles, oder nichts, was nicht mit dem Gewissen eines rechtschaffenen Mannes bestehen kann, betrachtet er jeden seiner Kranken, sey er reich oder arm, nicht nur als seinen Nebenmenschen, sondern als seinen eigenen geliebten Bruder, so ist er mein Mann, und soll mein Arzt seyn, und sagte er auch meinetwegen als gebohrner Deutscher: zeigen Sie mich ihre Zunge. Weit lieber wählte ich diesen, als einen Hieronymus Rossellus, der sich rühmte, alle Sprachen zu verstehen *).

*) Gelehrsamkeit ohne ein gutes Herz, ist wie der Blitz, der die Werke der Natur zerschmettert und durch seine ausserordentliche Kraft tödtet.
Gruner.

Nichts kann aber ungerechter und unbilliger seyn, als vom Arzte zu fordern, daß er immer bei einerley guten Laune, und aufgeheitert seyn soll. Wäre es nicht billiger, daß man sich vielmehr in die Laune des Arztes, sie sey auch welche sie wolle, zu schikken suchte, als daß man verlangte, der Arzt soll sich in die Laune eines Jeden zu finden wissen, da doch in der Regel jeder Kranke nur einen Arzt, aber jeder Arzt mehrere Kranke hat.

Wem sollte man es billiger Weise wohl mehr und williger zu Gute halten, wenn er mürrisch, auffahrend und hitzig ist, als dem Manne, dessen ganzes Daseyn ein einziges Athmen in einem ununterbrochenem Elende ist; der in diesem Augenblick oft herzzerreißende Seufzer verläßt, um in dem andern sie zwiefach wiederzufinden. Von dem Manne, dem sich bei seinem besten Willen unzählbare Schwierigkeiten entgegenstellen, welche zu heben, so sehr es auch sein innigster Wunsch wäre, er doch nicht immer im Stande ist.

Es giebt ja weder eine Kunst noch Wissenschaft, weder ein Gewerbe noch irgend ein Geschäft, wo man auf so viele Hindernisse in jedem Augenblicke stößt, in so viele Collisionen kömmt, und mit so vielem Ungemach zu kämpfen hat, als bei der ausübenden Arzeneiwissenschaft,

und ſich hier immer gleich zu bleiben, heißt aufhören Menſch zu ſeyn.

Selbſt der große Stoll, der in Mehrerem als Muſter aufgeſtellt zu werden verdient, beſonders aber in ſeiner liebreichen Art mit den Kranken umzugehen, ſagt: „Es iſt freilich etwas tröſtliches darin, Arzt zu ſeyn aber es iſt auch niederſchlagend für einen Mann, der über unſer Seyn und über unſere Beſtimmung nachdenkt, wenn er ſein ganzes Leben hindurch nur die Schattenſeite der Menſchen, immer nur Elend, Jammer, Schmerzen, Thränen, Leiden und Zerſtöhrung ſieht.“

Von dem immer heitere Laune zu verlangen, dem vielleicht ſo eben einer ſeiner Kranken, an dem er alles, was in ſeinen Kräften ſtand, gethan hat, in die Ewigkeit gegangen iſt, ja oft wider ſein Erwarten, und wohl gar durch einen unvorhergeſehenen Zufall, oder, wie es wohl bisweilen geſchehen mag, durch die Vernachläſſigung der Krankenpfleger; ihm ſollte man es nicht zu Gute halten, wenn er ſich bisweilen nicht über ſich ſelbſt erheben kann? Ihm wollte man es verargen, daß ihn ſo harte Schläge, die ihn bei allen ſeinem Fleiß, Mühe und Arbeit täglich treffen können, niederſchlagen und ihm üble Laune machen? Der beſte Mann iſt auch in üblen Stunden ſich

ungleich; denn wir alle liegen krank an diesem Wechselfieber sagt Pope.

Ihm, dem fast in jeder Krankenstube Dinge aufstoßen, die ihm Schwierigkeiten über Schwierigkeiten in den Weg stellen, und die er wegzuräumen nicht im Stande ist, ihm, der so oft den bittern Verdruß hat, daß er das, was er freundlich untersagt, oder streng verbietet, doch immer wiederfindet, ihm soll seine Geduld nicht ausreißen? Und wenn dies geschieht, soll man ihn tadeln, verschreien und wohl gar verfolgen?

Wie oft hat nicht dies Auffahren des Arztes in dem Kranken oder den ihn umgebenden seinen Grund. Es ist z. B. nicht selten, daß man, wenn es etwa bei Krankheiten nicht sogleich so geht, wie man es wohl wünscht, dem Arzt seine Unzufriedenheit und Empfindlichkeit merken läßt. Oft kann der Arzt bei seinem Eintritt schon merken, ehe er noch einmal den Kranken sieht, daß es nicht nach Wunsch gehe, denn man begegnet ihm mit einer finstern höchst verdrüßlichen Miene, wenn sich auch oft die Unzufriedenheit nur in einer unruhigen Nacht, die der Kranke gehabt, oder verursacht hat, gründet, und daher der Zustand des Kranken nur in ihren Köpfen sich verschlimmert hat.

Man denke sich den Mann, der in allem Betracht seine Schuldigkeit thut, ja selbst mit Hintansetzung seiner eigenen Ruhe, Gesundheit u. s. w. und man denke sich eine Krankheit, die von der Art ist, daß sie durchaus Zeit erfordert, oder von der Art, daß die Kunst sich vergebens erschöpft, welches unangenehme Gefühl muß sich des thätigen und rechtschaffenen Arztes hier bemeistern, und dabei soll er noch die Unfreundlichkeit und Unzufriedenheit, die sich in allen Gesichtern ausdrückt, ertragen! Kann dies dem Arzte eine frohe Laune geben? Sollte man ihn hier nicht mit Schonung, ja selbst mit Theilnahme behandeln? Eben da, wo es nicht so geht, wie es gehen soll, da muß man den Arzt nicht noch mehr irritiren, eben da braucht er vielmehr eine Aufmunterung und Stärkung, die ihm wahrlich unfreundliche Gesichter nicht geben können.

Entweder ein sehr grosser oder sehr niedriger Geist wird dazu erfordert, unter erwähnten Umständen sich immer gleich zu bleiben. Der Erste ist eben so zu beneiden, als Letzterer zu verachten; es ist eine seltene Gabe, die der Himmel jedem Arzte sowohl seiner selbst, als besonders der Kranken wegen hätte zu Theil werden lassen sollen. Ein guter Schriftsteller sagt hierüber: „viele Aerzte haben

ihr Glück mehr durch ihre aufgeweckte Laune, als durch Geschicklichkeit gemacht. Fast alle Gesunde und vor allen die Damen vergessen ihr Leiden, wenn man ihnen eine Neuigkeit zum Besten giebt, oder sie durch eine angenehme und unterhaltende Erzählung zerstreut." De la Mettrie sagt im oben schon angeführten Werke, (es versteht sich satyrisch.) „Ein beliebter lebhafter Arzt voller Artigkeit, Annehmlichkeit, lustiger Einfälle, und dessen Geist ein beständiges Prasseln macht, richtet er nicht mehr durch sein aufgeräumtes Wesen, durch die Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit seiner Einfälle aus, als ein schwerfälliger Pedant durch seine niederschlagenden Unterredungen? Ein solcher Arzt, der gleich einer Kokette vor ihrem Spiegel alle Morgen im Innern einer geistreichen Einbildungskraft, die Geberden und Annehmlichkeiten zubereitet, die er den Tag über gebrauchen will, das ist, der überdachte Einfälle lernt, die er für zufällige ausgiebt, ein solcher Arzt wird für einen witzigen Mann gehalten und man wird ihn um die Wette aufsuchen, weil er durch Quodlibets belustigt. Der Großvater des Marschall d' Etree, der 100 Jahre alt wurde, brauchte keine andere Arzeney; er ließ nur eine große Menge Aerzte zusammenrufen, worunter er die lustigsten

ausſuchte, um ihn lachen zu machen ꝛc. ꝛc.“ Und in der That, der Arzt würde in manchen Fällen ſeinen Kranken geſund lachen, wie man ſich zuweilen krank lacht, wenn er es dahin bringen könnte, daß der Kranke recht herzlich mitlachte, oder würde er nicht geſund, ſo erfolgte vielleicht die ewige Geneſung, und es gäbe gar ſchöne Beyträge zu dem bekannten Buche: von Menſchen, die im Lachen geſtorben ſind.

Iſt der Arzt ſo, wie er ſein ſoll, verſteht er ſeine Kunſt, übt er ſie als ein rechtlicher ehrlicher Mann, und iſt ihm dabei die ſchöne Gabe vom Himmel verliehen, immer holdſelig, freundlich, und munterer Laune zu ſein, ſo will ich es an ihm von Herzen loben, ja ſelbſt beneiden will ich ihn.

Von Börhave weiß man zu ſeinem Lobe, daß ſein Geiſt, ſo thätig er auch immer war, immer ruhig ſchien, und von allen heftigen Leidenſchaften und Gemüthsbewegungen frey war. Girtanner erzählt, als einen Beweis von Gelaſſenheit und Sanftmuth folgendes von ihm: „Während einer ſeiner chemiſchen Vorleſungen trat der Bediente ins Laboratorium, legte Kohlen auf das Feuer, und warf zugleich ein in Digeſtion ſtehendes gläſernes Gefäß um, welches zerbrach, ſo daß alles, was darin

war verlohren ging. Börhave sah sich um, ward einen Augenblick vor Unwillen roth im Gesicht, und sagte dann zu seinen Zuhörern in lateinischer Sprache: eben jetzt habe ich die Arbeit von 20 Jahren verlohren. Darauf wendete er sich zu dem Bedienten, sagte zu ihm: „Sey ruhig mein Freund, ich kann nicht von dir eine unaufhörliche Achtsamkeit fodern, deren die menschliche Natur nicht fähig ist;" und endigte nachher die, durch diesen Vorfall unterbrochene Vorlesung. *)

Ist aber dieses alles nicht, und gründet

---

*) Auch unter den jetzt lebenden Aerzten, findet man hier und dort Männer, die sich hierin auf eine sehr lobenswerthe Art auszeichnen. Man kann hier unsern so würdigen und verdienstvollen Formey als Muster aufstellen; unter dem Druck der überhäuften Geschäfte findet sich bei ihm Gelassenheit, Sanftmuth und ächte Theilnahme mit reellen Kenntnissen in hohem Grade vereinigt. Ich verkenne zwar meine hier begangene Unbescheidenheit nicht, glaubte aber der Wahrheit dies Zeugniß schuldig zu seyn.

Eben so verdient der Dr. Bing wegen seines Fleißes, Thätigkeit und ächten Theilnahme bei seinen Kranken; und besonders im Betragen gegen seine Collegen, als Muster aufgestellt zu werden.

ſich die Freundlichkeit des Arztes, ſein Holdſinn und ſeine muntere Laune in ganz etwas anderem, um etwa, was ihm an reellen Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten abgeht, dadurch zu erſetzen, nützt er die Schwäche der Menſchen, um ſich den Weg zum Ruf zu bahnen, macht er überall den Rabelais, von dem es heißt: ob er gleich ein berühmter Leibarzt war, ſo gab er zu ſeiner Zeit einen vortrefflichen Hofnarren ab; iſt er der Mann, der auf ſolche Art ſich einzuſchleichen, und das Zutrauen zu erpreſſen ſucht, iſt er Rabelais nur als Spaßmacher ähnlich, ohne ihm in ſeinen Kenntniſſen gleich zu kommen; ſo kömmt er mir vor, wie ein Scharfrichter, der ſeinem Deliquenten mit der einen Hand die Bakken ſtreichelt, ihm Muth zuſpricht, indem er ſchon mit der andern das Schwert zuckt, womit er ihm den Kopf vor die Beine legt; doch mit dem kleinen Unterſchiede, daß dieſer in ſeinem Berufe mordet, den Staat von einem ſchädlichen Mitgliede befreit, jener aber dem Staate nicht ſelten ſcherzend und ſpaßend ein ſehr nützliches raubt.

Ja das iſt der Mann, auf den das paßt, was Tiſſot ſagt: Ein Straßenräuber, der die Leute auf der Landſtraße ermordet, läßt einem Menſchen ein zweifaches Mittel zu ſeiner

Rettung übrig; sich zu vertheidigen, oder geholfen zu werden. Der Vergifter hingegen, welcher das Zutrauen des Kranken mißbraucht und ihn tödtet, ist tausendmal gefährlicher, und eben um so strafbarer. Dies mag genug seyn über das Lob der Freundlichkeit, munteren Laune u. s. w. wie über den Tadel der Ernsthaftigkeit und des Auffahrens.

Weder aus den häufigen noch aus den wenigen Besuchen, noch aus der Länge oder Kürze der Besuche, wie wir schon gesehen haben, sollte auch nicht das Mindeste weder für, noch wider den Arzt geschlossen werden. Nicht zu wiederholen, was schon zerstreut darüber gesagt ist, daß nehmlich dies Dinge sind, womit nicht selten das Publikum betrogen wurde, so hätte man auch wissen sollen, daß der rationelle Arzt, so wohl bei der Quantität als Qualität der Besuche, ja selbst bey der Wahl der Tageszeit hinlänglich vernünftige Absichten haben kann; der Arzt darf eben so wenig, und weniger noch, als jeder andere Künstler, zu anhaltend den Gegenstand, den er bearbeitet, vor Augen haben. Es ergiebt sich daher das Ungereimte in diesem Lob und Tadel nicht nur von selbst, sondern man wird auch das Lächerliche darin finden, dem Arzt etwa die Zeit und Stunde zu

beſtimmen, wenn er ſeine Beſuche machen ſoll, das Unſchickliche will ich nicht einmal in Anſchlag bringen.

Wer überhaupt das Thun und Laſſen eines Arztes, mit dem Thun und Laſſen eines Andern vergleicht, um daraus Lob oder Tadel zu bilden, oder wer einen und denſelben Arzt nach dem beurtheilt, was er bei dem einen Kranken thut, und bei dem andern läßt, wohl gar darin Widerſprüche aufſucht, der iſt in großer Gefahr, ſich zu betrügen, oder betrogen zu werden, ja der Arzt kann ſogar im Widerſpruche mit ſich ſelbſt zu handeln ſcheinen, dies oder jenes bald erlauben, bald verbieten, heute etwas ſagen, und es morgen widerrufen, ohne daß daraus etwas Nachtheiliges weder für ihn, noch für die Kunſt, geſchloſſen werden darf, da der Unkundige die Motive, die er dazu hat, nicht einzuſehen vermag, auch nicht alle dieſe Motive von der Art ſind, daß ſie ſich demonſtriren laſſen.

Dies alles könnte mit einer Menge Beiſpiele belegt werden, die mich hier aber zu weit ableiten würden. Doch nur eins, was am häufigſten vorkommt, und was am meiſten dazu geſchickt zu ſeyn ſcheint, das ohnehin wankende Zutrauen zur Kunſt und zum Künſtler noch mehr zu erſchüttern.

Es kann nehmlich von allem dem schon angeführten für den Kranken sowohl, als die ihn Umgebenden nichts so anstößig seyn, als die schnelle und plötzliche Abwechselung der Medizin. Ich habe dies im Vorbeigehen in einer andern Rücksicht schon berührt, hier aber ist die Gelegenheit, das Falsche darin aufzudecken. Nicht zu gedenken, daß unübersehbare zufällige Dinge, die auch dem allergeschicktesten Arzt vorauszusehen nicht möglich sind, es oft nöthig machen, die kaum zur Hälfte gebrauchte Flasche oder Pulver stehen zu lassen, und etwas anders an der Stelle zu verschreiben, so kann es auch der einsichtsvollste Arzt durchaus nur so, und nicht anders machen.

Wer weiß es nicht, was der natürliche Widerwille (Idiosyncrasie) gegen dies oder jenes Mittel für nachtheilige Wirkung hervorbringen kann, so daß der Arzt sich nothgedrungen fühlt, das sonst hier völlig passende Mittel gleich auf der Stelle aufzugeben. So ist es der Fall bei dem einen mit dem Kampher, bei dem andern mit Rhabarber, Moschus, Assa foetida, Valeriana, selbst China, und so fast mit allen auch noch so vortrefflichen Mitteln. Der Arzt kann aber diesen Umstand eben so wenig voraus wissen, als es der Patient einmal von sich selbst weiß.

Wenn ſich nun der Arzt, wie nicht ſelten der Fall iſt, zwar ungerne, genöthigt ſieht, damit einzuhalten, und etwas anders, oder es auch unter einer andern Form zu geben, was kann man ihm dabei zur Laſt legen? Wenn uns auf einem Wege, den wir tauſendmal gemacht, zufällige Hinderniſſe aufſtoßen, die wir im Voraus nicht wiſſen konnten, und wir daher genöthigt ſind umzukehren, oder einen andern Weg einzuſchlagen, was kann uns dabei zur Laſt gelegt werden?

Aber auch noch ein anderer Fall, der nicht weniger häufig vorkommt, und noch anſtößiger zu ſeyn pflegt, iſt der: daß man den Arzt durchaus nicht durchſchauen kann, nie es weiß, zu welchem Behuf er dies oder jenes Medikament giebt. Er verlangt nicht ſelten eine ganz andere Wirkung, als diejenige iſt, um welcher Willen man es zu geben pflegt, oder wovon es den Nahmen hat, und weswegen es in Ruf ſteht. So ſoll z. B. der Brechweinſtein, oder die ſogenannte Ruhrwurzel nicht immer als ein wirkliches Brechmittel dienen, der Rhabarber nicht immer als Abführung, die Opiata als ſchlafmachende Mittel, er ſucht vielmehr dieſe Wirkung zu verhüten, er will von dem erſten, daß es blos Ekel, aber nicht wirkliches Erbrechen hervorbringen

ſoll, ſo wie vom zweiten, daß es nur ein Antispasticum ſeyn ſoll. Er hört mit dem erſten auf, ſo bald er den Ekel oder Neigung zum Erbrechen erregt hat, und giebt etwas anders. So weiß man z. B. von der Scilla, daß man ſolche in gewiſſen Fällen zu geben hat, bis ſie Uebelkeit erregt, wenn ſie z. B. in der Waſſerſucht wirken ſoll; hat der Arzt nun dieſen Endzweck erreicht, ſo hört er damit auf, mag die Hälfte oder noch weniger davon gebraucht worden ſeyn, weil man dies nicht immer am Schnürchen haben kann.

Verſteht man dies nun nicht zu beurtheilen, ſo wird man ſich berechtigt halten, den Arzt zu tadeln. Er gab mir Medezin, wird man ſagen, wornach mir immerfort ſchlimm wurde; die Belladonna pflegt mit allem Bedacht der Arzt ſo lange zu geben, bis der Kranke davon Schwindel und Verdunklung des Geſichts verſpürt, dann bricht er ab, und giebt etwas anders.

Zum Schluß nur noch ein Beiſpiel. Niemand wird jetzt mehr das Queckſilber in der Abſicht geben, um einen Speichelfluß zu erregen, man wird dieſe Wirkung jetzt eher verwünſchen als wünſchen, und doch hat man kein beſſeres Kennzeichen, daß es genug in den Körper gebracht ſey, und daß man damit

aufzuhören habe, als wenn ſich der Speichelfluß einſtellen will. Hier wird man ſchnell abbrechen müſſen, und Mittel wählen, den in Anmarſch begriffenen Speichelfluß ſo ſchnell als möglich zu hemmen. Wer dies nun nicht verſteht, der wird nichts gewiſſeres, als einen großen Fehler des Arztes bemerkt zu haben glauben, und oft das Zutrauen zu ihm auf immer verliehren.

So giebt es faſt kein Medikament, das nicht ſeine unangenehme Nebenwirkung hätte, der man aber beſonders bei Subjekten, die man nicht kennt, nicht genug vorbeugen kann. Man erinnere ſich zu dem, welchen Einfluß die in der Krankheit ſo rege Einbildungskraft und Leidenſchaften, die doch der Arzt wohl ſchwerlich verhüten kann, auf die Wirkung der Medizin zu haben pflegen, und ſchnelle Abänderung nicht ſelten fodern, und daß dem Kranken, nach einem gehabten Schreck, die genommene Medizin Unannehmlichkeiten verurſachen, die vorher nicht da waren, und abgeholfen werden müſſen. Eben ſo durch Kummer u. ſ. w. Der Arzt, der um ſchlimmere Folgen vorzubeugen, gleich die Medizin verändert, wechſelt oder gar ausſetzt, verdient doch wohl eher Lob, als Tadel. Ja es werden hier oft ſolche Kunſtgriffe erfordert, die das wahre

Kunſtgenie karakteriſiren, und gar ſehr geſchätzt zu werden verdienen.

Dagegen hat der Tadel, daß mancher Arzt ſogleich mit Verſchreiben bei der Hand ſey, viel wahres, und iſt von größerm Gewicht, als der größte Theil derer, welcher ihn ausſpricht, einzuſehen vermag. Der Arzt ſelbſt ſtieß hier oft auf eine Kluft. Denn ſind wohl alle beginnende Krankheiten von der Art, daß man bei dem erſten Beſuch ſogleich die Symptome richtig erkennen und zum Verſchreiben ſchreiten könnte? Oder ſind denn auch alle Aerzte ſo feſt in ihrer Kunſt, daß ſie bei dem erſten Beſuch ſchon darüber mit ſich einig werden können, mit was für einem Feinde ſie zu kämpfen haben, um die Waffen darnach zu wählen *)? Allerdings muß es auffallen, wenn man bei dem erſten Beſuch drei bis viererlei aus der Feder fließen ſieht, obgleich unſere Diagnoſtik ſchwerlich ſo vollkommen war oder noch iſt; und es mag wohl nicht ſelten hiebei eingetroffen haben, was Plato von den Geſetzen ſagt, daß nehmlich die große Menge der-

*) Oder wie Cäſar ſich rühmen zu können: veni, vidi, vici?

derſelben, ein gewiſſes Kennzeichen eines verdorbenen Staats wäre.

Obgleich jenes Geſetz, nachdem es den Aerzten geſetzlich verboten war, nicht vor dem vierten Tag Medizin zu geben, mit Recht zu tadeln iſt, ſo iſt es auch hinwiederum nicht lobenswerth geweſen, daß man gleich vom Anfang der Krankheit mit Medizin ſtürmte. Wirklich große Aerzte thaten dies nie, wie wir von Sydenham ſchon oben geſehen haben; auch Stoll ging dabei ſehr behutſam; er ſagte: „ſo lange das Fieber noch unbeſtimmt iſt, ſoll man ſich aller heftigen Mittel enthalten, und das kaum beginnende Fieber nicht mit großen Mitteln, die größer als die Krankheit ſelbſt ſind, beſtreiten wollen.“ Werdet mißtrauiſch gegen einen Arzt, der immer die Feder in der Hand hat, um Euch Recepte zu verſchreiben, ſeyd verſichert, daß dieſer ein Störer der Arbeiten der Natur, und nicht einer ihrer Diener iſt, ſagt ein älterer Schriftſteller.

Von Werlhoff heißt es zu ſeinem Lobe unter andern: „Er zauderte lieber, als daß er in Krankheiten voreilig unwirkſame Verordnungen gegeben hätte, er gab auf alle Umſtände Acht, und erwartete von der Zeit und den Naturkräften die gehörige Hülfe, als daß

er die Arzeneimittel öfters ungeduldig abgeändert, oder die Krankheit zu hitzig angegriffen hätte, ob er schon ganz besonders erfahren war, und einen äußerst scharfen Blick hatte, so daß er die Beschaffenheit der Krankheit gleich bei der ersten Untersuchung erkannte; er war nicht furchtsam, sondern klug und vorsichtig."

Auch unser würdiger Hufeland sagt: „so lange der Karakter eines Fiebers nicht erkenntlich ist, sind es die Heilanzeigen noch weniger, und ein willkührlich Versuchen und heilen wollen ohne Anzeigen, wäre ein gefährliches Spiel." Die Königin Christine von Schweden sagt in ihren Mémoires: der Mensch kann auf zweierlei Art Held seyn, sowohl durch das, was er thut, als durch das, was er leidet. Ich sage: der Arzt kann eben so groß und größer noch seyn durch das, was er unterläßt, als durch das, was er thut.

Es läßt sich auch wohl schwerlich damit entschuldigen, daß man so zu handeln gezwungen sey, weil es die meisten Kranken und die Menschen überhaupt so haben wollen, daß der Arzt sonst das Zutrauen des Kranken verlieren, und in den Verdacht kommen würde, als wäre er seiner Sache nicht gewiß. So wahr dies auch immer seyn mag, so dünkt mich

doch, wenn es wahr iſt, wie ich ſchon erwähnt habe, daß es ſchwerlich ein ſolches Mittel giebt, von dem man ſagen kann: hilft es nichts, ſo ſchadet es nichts, es müßte denn aus jener Apotheke ſeyn, die dem Arzte in ſeiner Wochenſchrift träumte, wo er auf einer großen Flaſche Eſſenz die Worte fand: Für Nichts, und auf einer andern, die nebenbei ſtand: Für Alles.

So lange man noch im Finſtern tappt, glaube ich, ſey es beſſer und ehrlicher, lieber vor der Hand nichts zu thun, denn bei dem Gegentheil iſt man ja nicht weniger in Gefahr, das Zutrauen zu verlieren, und wo ich nicht irre, vielleicht noch eher, wenn man doch, wie es oft geſchehen muß, die Vorſchriften zu ändern gezwungen iſt, und bei dem Zaudern kömmt man weniger auf den Gedanken, daß der Arzt ſeiner Sache nicht gewiß iſt. Ich bin auch feſt der Meinung, daß wenn man es nur allgemein einführte, man ſich eben ſo ſchnell als gern daran gewöhnen würde, beſonders wenn man ſich an jene Grabſchrift erinnert: turba se medicorum perisse.

Daß es aber auch Menſchen giebt, bei denen man es ſich nicht einfallen laſſen darf, wie ein Asklepiades ohne alle Medizin heilen zu wollen, ſondern auf der Stelle nicht

nur verſchreiben, ſondern recht oft und viel verſchreiben muß, iſt etwas, was man mitunter auch noch jetzt erfährt, und dem ſich freilich der Arzt nicht ſelten zu ſeinem Nachtheil widerſetzt. Es läßt ſich dieſe Grille, daß nur Medizin heilen könne, und nicht auch Diät, Ruhe und Lebenkordnung, nur nach und nach aus den Köpfen bringen, denn die ehemalige Charlatanerie war es, die alle dergleichen Ungereimtheiten, woraus Lob und Tadel für den Arzt geformt wurde, hervorbrachte, denn die Kunſt und Stärke des Charlatans beſtand hauptſächlich darin, wie man zu ſagen pflegt, den Mantel nach dem Winde zu hängen; ſie richteten die Kunſt nach eines jeden Laune ein, ſchickten ſich in jede Zeit, denn ihnen war es mehr um ihr Glück, als um ihrer Patienten Geſundheit zu thun; man wollte, und ſie verſchrieben gleich und viel; man wollte, und ſie verſchrieben wenig und gar nichts *); denn das war ja auch nichts ſeltenes, daß man dem Arzte es zur Bedingung machte, nicht viel zu verſchreiben. Ich bin

*) Daher widerfuhr ihnen auch die wohlverdiente Ehre, eine Stelle in jenem Betrug-Lexicon einzunehmen, man ſehe dort die Rubrik: Aerzte.

kein Freund von Medizin, hörte man nicht selten sagen.

Ein gelehrter Schriftsteller damaliger Zeit, stellte die Aerzte mit den Projektmachern zusammen, er sagt: „die Projektmacher sind die Aerzte des Staates, sie muthmaßen, sie bekräftigen eine Sache, und lügen so gut dabei, als jene. Ihr Ruhm hängt bloß von ihren Naturgaben, dem blinden Zufall und den Vorurtheilen ab. Alle beide machen sich der Menschen Thorheit zu Nutze, und werden reich auf eben dem Wege, auf welchem tausend Andere arm geworden sind. Alle beide leben zwischen Furcht und Hoffnung, man spottet sowohl des Einen als des Andern, und kann ihrer dennoch nicht entbehren. Wenn man die Sache recht betrachtet, so frägt es sich, ob diese Leute mehr nützlich als schädlich sind. Ich glaube, daß es gut seyn würde, wenn niemals dergleichen gewesen wären; da sie aber einmal gewesen sind, so ist es auch hinwiederum gut, daß sie beständig verbleiben, wenn es auch nichts weiter seyn sollte, als um das Uebel, welches die ersten verursacht haben, wieder gut zu machen."

Ich nehme nicht den geringsten Anstand zu glauben, daß sich auch der Tadel: dieser verschreibt lauter theure, jener lauter wohlfeile

Medizin, darauf gründet, daß viele auch auf diesem Wege sich emporzuschwingen suchten, wenn nicht in dem einen Fall noch außerdem unmittelbarer Nutzen dabei beabsichtigt wurde, etwa die Gunst des Apothekers; denn die Neujahrs-Gratulation des Apothekers an Aerzte, war ja wohl damals — noch nicht eingestellt. Vielleicht eben daher das öftere Wechseln mit der Medizin. *)

Ich übergehe alle andere vorhin aufgeführte Vorwürfe, die man Aerzten macht, und die bald mehr, bald weniger nach der damaligen Verfahrungsart gerecht waren, und will nur über das Glück und Unglück, welches man in Erwähnung brachte, um daraus Lob und Tadel zu bilden, ein Paar Worte sagen.

Man dachte nicht daran, daß der Vorwurf des Unglücks die Kunst eben so gut, wie den Künstler treffe, aber oft auch weder in der einen, noch in dem andern, sondern allein in dem Kranken seinen Grund habe; man vergaß, und vergißt noch jetzt sehr oft, daß der Arzt

*) Des Herrn Hofrath Schultze Pharmacopoe zum Gebrauch für die Armenpraxis würde damals ihrem Endzweck nicht entsprochen haben, weil man keinen Gebrauch davon gemacht haben würde.

nicht selten bei seinen Kuren guten Wein in alte Schläuche füllen muß, und daß sich ein verdorbener Körper nicht so auffrischen läßt, wie ein altes Gemälde — man bedachte nicht, daß ein sehr guter Arzt eine Zeitlang, ganz ohne seine Schuld, lauter Unglück haben könne, wenn ihm nehmlich lauter abgelebte und abgestumpfte Wollüstlinge in die Hände fallen, an welchen nichts mehr auszubessern ist.

Ein alter ungenannter Schriftsteller sagt: „man muß selbst Arzt seyn, wenn man die Aerzte beurtheilen will, und zwar ist dabei wohl zu bemerken, daß man ein von aller Eifersucht, Neid und Partheilichkeit befreites Urtheil fällen muß. Das Publikum will sie aber so beurtheilen, wie es alle andere Dinge zu entscheiden gewohnt ist; allein mit Recht darf sich sehr oft der Arzt über seine Entscheidungen beschweren; da es bisweilen einen klugen und geschickten Arzt, dessen Bemühungen ein unheilbares Uebel nicht haben bezwingen können, seiner Rache aufopfert, und ein andermal seine Lobeserhebungen an dem Erfolge eines Unwissenden, den ein glücklicher Zufall begünstigte, verschwendet. Nur ein erleuchteter Kunsterfahrener kann und soll über ärztliche Geschicklichkeit und Ungeschicklichkeit urtheilen, und welche Vorsicht hat nicht auch

dieſer dabei zu gebrauchen? Es giebt glückliche Zufälle und ſchmeichelhafte Kuren, welche eben ſo wenig die wahre Geſchicklichkeit eines Arztes, als unvermuthete widrige Begebenheiten ſeine Unwiſſenheit beweiſen können.“

Es hat eine Zeit gegeben, wo man die Frage aufgeworfen, ob es Aerzte giebt, die nur dann zum Kranken gerufen werden, wenn man ihn ſchon dem Tode geweihet hat, und wieder Andere, wenn der Kranke aufkommen ſoll. Aus dieſen Zeiten mag es ſich wohl herſchreiben, daß man das Glück und Unglück als eine Eigenſchaft des Arztes bei ſeiner Beurtheilung in Anſchlag bringt.

Sehr weiſe ſagt, wo ich nicht irre, ein eben ſo großer Regent als Weltweiſer: „Glück und Zufall ſind zwei ſinnloſe Wörter, die allem Anſehn nach ihren Urſprung der tiefen Unwiſſenheit zu danken haben, worin die Welt damals lag, als man Wirkungen, deren Urſachen unbekannt waren, unbeſtimmte Namen gab.“

Es iſt daher eben nicht etwas ſchmeichelhaftes, was man von dem Arzte ſagte, was man auch jetzt noch hört, wenn man von ihm rühmt, er habe Glück. Glück iſt doch nichts anders, als ein Zuſammentreffen von günſtigen Umſtänden, das wir nicht be-

fordern und erwarten konnten, und das unsere Scharfsicht und Beurtheilungskraft nicht vorher berechnen kann, daher auch das gewöhnliche Sprüchwort: der hat mehr Glück als Verstand, sehr richtig und treffend ist. Es ist eben daher kein so großes Kompliment, was man dem Horstius damit machte, wie es überhaupt nichts schmeichelhaftes für die Aerzte ist, wenn es von ihm heißt: er besaß die drei Eigenschaften eines guten Arztes: die Redlichkeit, die Wissenschaft und das Glück.

Was die Redlichkeit betrifft, die sollte doch wohl ein jeder Mensch besitzen, sein Geschäft sey auch, welches es immer wolle, so wie es nicht mehr als Pflicht ist, die Wissenschaft, die man treiben will, auch zu besitzen, freilich beim Arzt vorzüglich, und so müßte sich Aeskulap beleidigt halten, wenn man ihn dieser Eigenschaften wegen, den deutschen Aeskulap nennte. Auch würde man sich schwerlich blos darum mit jemand in irgend ein Geschäft von Wichtigkeit einlassen, oder sich mit ihm verbinden, weil es von ihm heißt, er habe Glück. Man wird gewiß auf ganz andere Eigenschaften Rücksicht nehmen, als darauf.

Ist aber unsere Gesundheit, ja unser Leben selbst weniger der Vorsicht werth? Wehe

dem Kranken, der sich blos darum in die Hände eines Arztes wirft, weil es von ihm heißt, er habe Glück. Wehe dem Arzt, der sich mehr auf sein Glück, als auf seine Kenntnisse verläßt! Es ist daher etwas Ungereimtes, Abgeschmacktes und Albernes, das Glück eines Arztes als die Ursache anzugeben, warum man sich ihm anvertraut; das Glück der Aerzte besteht lediglich, nach einer alten richtigen Bemerkung, in ihrer Wissenschaft, so wie ihr Unglück von der Unwissenheit herkommt. *)

Ich glaube mit allen dem, was ich über die Gründe, warum man ehemals dem Arzte sein Zutrauen schenkte, und über das daraus entsprungene Lob und Tadel gesagt habe, genugsam gezeigt zu haben, wie widersinnig man sonst Lob und Tadel austheilte, was aber nach den damaligen Begriffen von Kunst und Künstler, von Gesundheit und Krankheit, und bei der von den Aerzten getriebenen Charlatanerie nicht zu verwundern war.

---

*) Oft mag es auch wohl sich bestätigen, was irgendwo über das Glück im Allgemeinen gesagt wird: „Das Glück hängt mehr davon ab, „daß man verstehe, was man weiß, an den „Mann zu bringen, als von dem Wissen „selbst.“

Unstreitig trugen die Aerzte das Meiſte dazu bei, die Menſchen wurden betrogene Betrüger; ſo lobte man den, der Tadel verdient hätte, und ſetzte das Leben ſeines Nächſten, ja ſeines beſten Freundes, auf's Spiel, ſo tadelte man den, der Lob verdiente, und beging eine zwiefache Ungerechtigkeit; der Kranke, der vielleicht Rettung gefunden haben würde, verläßt den getadelten, wirft ſich in die Hände des gelobten Arztes, wo er vielleicht auf Empfehlung ſeines Freundes, ſich den Tod holt. Ich will hierbei nicht einmal das gekränkte Ehrgefühl des Arztes mit in Anſchlag bringen, denn kränken wollte man ihn ja nicht, und dieſe Kränkung konnte auch gar nicht in Betracht kommen gegen das Gute, was man dadurch zu ſtiften glaubte.

Wer kann es den Unkundigen nach ihren Begriffen verargen, daß ſie dem Arzt am meiſten huldigten, der in ihrer Bekanntſchaft und Verwandtſchaft viele Kranke hergeſtellt hatte, der, wohl zu merken, ſich ſo fein, artig und anſtändig noch betrug, daß er ſich den Namen eines charmanten Mannes erworben hatte. *) Mußte man es nicht für Pflicht hal-

*) Ueberhaupt ſoll es mit dem Leichtſinn, einen Arzt zu empfehlen, damals ſehr weit gegangen

ten, ihn zu empfehlen? theils um sich gegen ihn erkenntlich zu zeigen, theils auch um sich bei ihm beliebt zu machen, und endlich, den so innigen Trieb der Theilnahme an den Leiden seines Nebenmenschen zu befriedigen?

Dieser Trieb wirkt ja so stark, daß, sobald nur Einer klagt, sogleich sich auch Räthgeber in Menge finden, wie wir weiterhin darüber ein Mehreres hören werden. Ich glaube, daß für diesen Trieb ein eigenes Organ, was Gall übersehen zu haben scheint, vorhanden seyn muß, denn wäre es sonst möglich, daß, wenn kaum jemand ausgesprochen, woran er leidet, er von allen Seiten mit Mitteln dafür überschwemmt wird; ich sage Mitteln dafür, weil sie nicht selten mit Recht so genannt werden, denn sonst müßte es wohl eigentlich Mittel dawider heißen; und dergleichen sogenannte Hausmittel, welche, so Gott will, den Arzt entbehrlich machen sollen, werden eben so kräftig

---

seyn. „Wissen Sie, meine Schöne! Sie machen Sich durch Ihre dringende Empfehlung verdächtig — und Sie, mein Herr! eben so lächerlich. Ein Arzt läßt sich nicht wie eine Putzmacherin, oder wie ein Mode-Kleidermacher und Maler, der so schön trifft, empfehlen" — sagt ein Schriftsteller irgendwo.

empfohlen, und ihre Wirksamkeit wird so bündig bewiesen, wie in einem bekannten Gedicht von Lessing die Gespenster.

Doch entgeht es dem Beobachter nicht, daß diese allezeit fertigen Rathgeber ihrem Rathe an und für sich keinen großen Werth beilegen, da sie weit eher den Rath, als einige Groschen einem Leidenden mittheilen. Knigge (in seiner Schrift über Eigennutz und Undank) sagt: „Nichts bieten die Leute lieber an, und geben es lieber, als was sie entweder nicht haben, oder nicht achten; der Verschwender Geld, der Schwachkopf guten Rath.“

Um so weniger konnte man es den Unkundigen verdenken, daß sie denjenigen Arzt tadelten und herabsetzten, sogar vor ihm warnten, von dem sie wußten, daß ihm viele Patienten gestorben waren, der vielleicht noch oben drauf von allen dem, was man von einem Arzt verlangt, und das oben zum Theil schon angeführt ist, nicht das Mindeste besaß, sie mußten es ja nach ihren Grundsätzen, für Pflicht halten.

Bisweilen mischten sich hier sowohl, als überall, Menschlichkeiten aller Art mit ein. So giebt es einige, die, wie sie überhaupt das Bezahlen nicht lieben, und nur ungern

von ihrem Golde sich trennen, den Arzt vorzüglich nicht gern bezahlen, (denn belohnen sollte man es überhaupt nicht nennen), besonders dann, wenn alle seine Kunst und Mühe vergebens war, und der Kranke dem Tode nicht entging, und wenn es geschah, so zahlte man eben so wenig als ungerne, und nicht selten unanständig, weil man für geleistete Dienste ein zu schwaches Gedächtniß zu haben pflegt *). Hatte der Arzt hingegen seine Patienten glücklich auf die Beine gebracht, so sah er sie laufen und fliehen; es ließ sich, gleich jenen undankbaren Aussätzigen, von zehn Genesenen kaum einer wieder sehen.

Knigge hat diesen Undank kräftig geschildert; er sagt: „Der Arzt, der alle seine Kräfte und seine Kunst aufbietet, um uns von körperlichen Leiden zu befreien, und ein Leben zu fristen, was nützlich für die Welt verwendet werden kann, das redlichen Freunden theuer ist, und wovon vielleicht der Wohlstand einer zahlreichen Familie abhängt, hat den gegründetsten Anspruch auf unsere Dankbarkeit, um

*) Man sehe Dr. Henning von den Pflichten der Kranken gegen die Ärzte. Auch Professor Elsner: Ueber die Verhältnisse zwischen dem Arzt, dem Kranken ꝛc.

so mehr, wenn er seinen Beruf ohne Eigennutz und mit wahrhaftig theilnehmender Menschenliebe erfüllt. Er hat dieselben Ansprüche auch dann, wenn seine Kunst nicht hinreicht, das Uebel zu heben, gegen welches er kämpft. Die mehrsten Menschen aber glauben, sich aller weitern Verbindlichkeit für so wesentliche Dienste überhoben, wenn sie dem Manne, der sie dem Tode entrissen hat, einige Goldstücke darreichen. Ihre Genesung schreiben sie übrigens der Stärke ihrer Natur zu, jede mislungene Kur hingegen setzt der große Haufen auf die Rechnung der Ungeschicklichkeit oder Nachlässigkeit des Arztes. Kränkliche Personen danken oft sehr schlecht, denen, welche ihrer warten und pflegen, aus Sorgfalt für sie sich jedes gesellige Vergnügen versagen, und allen ihren Launen nur Geduld entgegen setzen, für diese zärtliche Bemühung, verlangen noch immer größere Opfer, und kaum sind sie wieder hergestellt, so mishandeln sie dieselben Menschen, die so viel Nachsicht mit ihnen gehabt haben."

Sagt aber dem Arzt sein eigenes Gewissen, daß er nichts verabsäumt, nichts vernachlässigt habe, trotz dem, daß der Ausgang nicht der erwünschte war, und besaß er nicht die Kunst, zufrieden zu scheinen, wo er es nicht ist, äußerte er es gar, was freilich eigentlich

kein Arzt sollte, so wurde es eine noch größere Pflicht, vor ihm zu warnen, man war wohl gar boshaft genug, den Todesfall auf seine Rechnung zu schreiben *) und bei Menschen, die gewohnt sind, ohne weitere Nachforschung, blos nach dem Erfolg die Geschicklichkeit, oder die Ungeschicklichkeit des Arztes zu beurtheilen, fand man leicht Eingang. Das Publikum kann von dem Verdienste des Arztes nicht anders urtheilen, als von den Bildern einer magischen Laterne, das ist, durch die Sinne, sagt de la Mettrie.

Nichts war in jenen Zeiten der Unaufgeklärtheit und des Vorurtheils leichter und lustiger, als wenn man den, welchen man sagen hörte: ich habe einmal zu diesem Arzt mein Zutrauen, beim Wort hielt, und ihn aufforderte, zu erklären, worin denn wohl dies Zutrauen sich gründete? wenn er nun mit seinen Gründen angestiegen kam, die man ihm alle

*) Wer sich das Ansehn giebt aus Menschenliebe das Verfahren des Arztes als eine Ursache des Todes eines Kranken bezeichnen zu müssen, der verdient alle die Verachtung, die dem Heuchler oder dem Böswicht gebühret.

Reich, vom Fieber.

alle sehr leicht zerschlug; es war lustig, wie man einen solchen ins Gedränge bringen konnte, so daß er am Ende darüber weiter nichts mehr zu sagen wußte, als das, daß er nichts wisse.

So erwiederte einst ein solcher von einem Arzt in die Enge Getriebener, so sagen Sie mir denn, zu welchem Arzt ich eigentlich mein Zutrauen haben soll? oder welchem Arzt soll man sich anvertrauen? Das ist eine sehr große Frage erwiederte dieser, denn so wie jetzt die Begriffe von Arzt und Medizin, Krankheit und Gesundheit sind, kann ich Ihnen blos das Negative höchstens zeigen, das heißt, ich kann allenfalls sagen, wem Sie Ihres Zutrauens nicht würdigen, wem Sie sich nicht anvertrauen sollen, dann wissen Sie schon viel, wo nicht das Meiste.

Wenn Sie aber damit nicht zufrieden sind, und etwas Bestimmtes darüber wissen wollen, wem man sich unter solchen unaufgeklärten Begriffen dennoch anvertrauen soll, so werden Sie, wie und was ich darüber denke, was sich überhaupt darüber sagen läßt, in Tristram Schandis Leben und Meinungen finden, im ersten Theile S. 77 und 78 und im 3ten Th. S. 175 und 176 und im 6ten Theil des 6ten Bandes S. 155, im 9ten Theil S. 63 das

18te Kapitel, so wie S. 64 das 19te Kapitel deutsche Ausgabe, 1774. Er sah und dachte darüber nach *)

Wem es aber um ein Ideal von Zutrauen zu seinem Arzt zu thun ist, für den sey folgendes skizzirtes Geschichtchen hergesetzt **). Alexander war auf seinen Feldzügen wider den Darius nach vielen beschwerlichen Märschen bei Tarsus, einer berühmten Stadt in Cicilien, zur Mittagszeit angekommen, und hatte das Lager gleich vor der Stadt am Flusse Zydnus aufschlagen lassen. Dieser Fluß wird, wegen der unvergleichlichen Klarheit und Kälte seines Wassers, von den alten Schriftstellern öfters gerühmt.

Da Alexander sowohl durch den starken Marsch, als auch durch die in dieser Gegend heftig brennende Sonne erhitzt war, und sich vom Staub und Schweiß zu reinigen suchte, so verführte ihn die Klarheit des Wassers, daß

---

*) Vielleicht würden auch meine Leser nicht unbefriedigt bleiben, wenn sie nachzuschlagen sich bemühen wollten.

**) Nur für diejenige Leser, die diese Geschichte nicht wissen, habe ich solche hergesetzt, und sie kann daher von Manchen, wie manches Andere, überschlagen werden.

er ſich im Zydnus baden wollte. Er zog ſich gleich die Kleider aus und ſtieg noch mit erhitztem Körper in den kalten Fluß. So bald dies geſchehen war, überfiel ihn ein ſtarker Schauer und eine Erſtarrung in allen Gliedern. Er wurde über den ganzen Körper blaß und einem Todten völlig ähnlich, ſo daß man ihn ohnmächtig in ſein Gezelt zurücktragen mußte. Seine Jugend und die Stärke ſeiner Natur überwand die erſten Anfälle des Uebels. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, beunruhigte ihn der Gedanke, daß er jetzt im Gezelte ſein Leben beſchließen ſollte. Er unterredete ſich mit den herzugerufenen Aerzten und den Freunden die um ihn waren, und erklärte ſich, daß ihm bei den jetzigen Umſtänden, nicht langſame Mittel und behutſame Aerzte helfen könnten. Es wäre ihm beſſer, ſchleunig zu ſterben, als langſam geſund zu werden. Wenn er alſo Hülfe von den Aerzten bekommen könnte, ſo verlangte er ſolche, nicht ſowohl um dem Tode zu entgehen, als um den Krieg fortzuſetzen, und ihm durch den bevorſtehenden Sieg ein Ende zu machen. Das Anmuthen des Alexanders ſetzte ſowohl ſeine Generale und Freunde, als die Aerzte in beſondere Verlegenheit. Heftige Mittel waren ihnen alle verdächtig, und kein Arzt getraute ſich ſelbige

zu gebrauchen, denn wenn deren Wirkung unglücklich abliefe, so hatte derjenige, so sie gegeben, allemal zu erwarten, daß er als ein Verräther bestraft würde, indem der Verdacht auf ihn fiel, daß ihn Darius bestochen hatte; welcher schon lange vorher demjenigen, der den Alexander umbringen würde, 1000 Talente versprochen hatte. Philippus, der dem Könige mit aus Macedonien gefolgt, und dessen Treue sowohl dem Könige als der ganzen Armee bekannt war, ging der betrübte Zustand und die Lebensgefahr seines Herrn sehr nahe. Die anderen Aerzte hielten ihn für verlohren, und wollten ihm aus Furcht vor dem Verdacht keine Arzenei geben. Philippus sah zwar die Gefahr ein, in welche er sich begab, wenn er des Königs Heilung übernahm, allein da er des Königs Liebe und Vertrauen gegen sich kannte, so hielt er es für unanständig, wenn er jetzt bei der großen Gefahr nicht alles wagte, und selbst mit Gefahr seines eigenen Lebens und mit Verlust seiner Ehre alle nur mögliche Mittel anwendete, um ihn auf das Geschwindeste wieder gesund zu machen. Er versprach, daß er ihm den dritten Tag nicht sowohl ein heftiges, sondern ein wirksames Mittel geben wollte, damit er bald wieder

hergestellt würde. Weder die übrigen Aerzte, noch die Generale und Freunde des Alexanders waren mit diesem Versprechen zufrieden, indem sie für das Leben des Königs zu sehr besorgt waren. Alexander aber nahm das Versprechen mit Freuden an, und war bei sich selbst versichert, daß wenn er nur im Stande wäre, am Tage des Treffens sich vor der Armee zu zeigen, so würde ihm auch der Sieg gewiß nicht entgehen. Ehe noch die Zeit um war, daß Philippus ihm die Arznei geben wollte, erhielt Alexander einen Brief von seinem vertrauten Freunde und General, dem Parmenio, worin dieser ihn warnte, er möchte sein Leben nicht dem Philippus anvertrauen, der von dem Darius bestochen wäre, indem er ihm 1000 Talente zu geben, und seine Tochter oder Schwester zur Ehe, versprochen hätte. Alexander las den Brief nicht ohne Bewegung, und versiegelte ihn mit seinem Ringe und legte ihn unter sein Kopfkissen, ohne seinen Freunden von dem Inhalte etwas zu sagen. Als Philippus den andern Morgen kam, und ihm die Arzenei brachte, so richtete er sich auf, stützte sich auf den Ellenbogen und hielt den Brief des Parmenio in der linken Hand, nahm den Becher, worin die Arznei war, und trank ihn unerschrocken

aus. Darauf reichte er den Brief dem Philippus, und gab Acht, ob er etwas Befremdendes, oder Merkmale eines bösen Gewissens in seinem Gesichte verspüren würde. Philippus zeigte beim Durchlesen des Briefes mehr Unwillen und Verachtung, als Furcht, und als er ihn ausgelesen, nahm er in der Heftigkeit des Verdrusses über solche kränkende Beschuldigung seinen Mantel oder Oberkleid ab, und warf es zugleich mit dem Briefe zu den Füßen des Bettes, und sagte: König, mein Leben ist allezeit in Deiner Gewalt gewesen, nun aber wird von dem Mittel, was Du genommen, sowohl Deine Gesundheit, als mein Leben um so viel mehr abhängen. Die Beschuldigung des Königsmordes, den man mir aufbürden will, wird durch Deine Genesung widerlegt werden, und indem Du erhalten wirst, wird auch mein Leben und meine Ehre sicher seyn. Laß alle Furcht fahren, damit die Arzenei wirken könne, ermuntere Dein Gemüth, welches Deine treuen, um Dein Leben bekümmerten Freunde, durch ihre beschwerliche Sorgfalt zur Unzeit beunruhigt haben. Der König wurde durch diese Rede aufgemuntert, sicher und voller Hoffnung. Er gab dem Philippus die Rechte, und sagte zu ihm: wenn die Götter Dir hätten Gelegenheit geben wol-

len, mein Vertrauen gegen Dich auf die Probe zu ſetzen, ſo hätte es bei keiner beſſern Gelegenheit, als bei dieſer, geſchehen können. Ob ich gleich den Brief empfangen und geleſen, ſo habe ich doch Deine Arzenei ausgetrunken, und Du wirſt nun ſowohl für die Erhaltung Deiner Ehre und Treue, als für meine Geneſung beſorgt ſeyn. Alexander empfand bald nach eingenommener Arzenei die Beängſtigungen des Fiebers, die ſo heftig waren, daß er die Sinne verlor, und keinen Athem ſchöpfen konnte, er wurde ſo ſchlecht, daß es ſchien, als werde ſich die Beſchuldigung des Parmenio nur gar zu bald beſtätigen. Philippus ließ ihn mit warmen Tüchern reiben und bähen, und wie es bei den Griechen in ſolchen Fällen gebräuchlich war, an Wein und Brod riechen, um die Kräfte des Körpers zu unterſtützen, und da er merkte, daß ſein Gemüth durch den heftigen Anfall der Krankheit litte, ſo ſuchte er ihn, als er wieder zu ſich ſelbſt kam, mit dienlichen und aufmunternden Geſprächen zu unterhalten. Sowohl ſein Zureden, als die Arzenei that eine erwünſchte Wirkung. Alexander wurde ermuntert; die Kräfte des Körpers fanden ſich wieder ein, und zwar eher, als man es erwartet hatte, ſo daß er den dritten Tag darnach, ſich öf-

fentlich wieder vor der Armee zeigen konnte' u. s. w.

Diese Geschichte zeigt sowohl die Standhaftigkeit und das große Vertrauen des Alexanders, als auch die edle Art, wie er sich gegen seinen Arzt betrug. Er wagte gewissermaßen eher sein Leben, als daß er durch einiges Mißtrauen den Philippus beunruhigen und in seiner Kur zaghaft machen wollte. Zugleich aber hat auch Philippus bei der Nachwelt durch das Vertrauen, welches dieser große Monarch gegen ihn bezeigte, ein ewiges Denkmal erhalten, welches er durch die gründliche Einsicht in seiner Kunst und durch die Treue, mit der er auf Gefahr seines Lebens und seiner Ehre, seinem Könige beistand, gar wohl verdient hat."

Aber spät und vielleicht wohl allzuspät fällt es mir ein, daß man die Frage aufwerfen wird, warum ich bei dem Zutrauen besonders so weitläuftig geworden bin, und warum ich mir nicht selbst zugerufen habe: die Zeiten sind vorbei, wo man dies alles zu rügen noch nöthig hätte? Ich erkenne die Wichtigkeit — dieser Frage in ihrem ganzen Werth — ja ich gestehe es sogar ein, daß man mir mit eben so vielem Rechte — noch eine andere eben so wichtige Frage machen kann, nehmlich wozu

ich dieſe ganze Abhandlung ſammt und ſonders geſchrieben? Aber dem allen ohnerachtet, kann und will ich für jetzt nichts darauf erwidern, will es vor der Hand meinen Leſern überlaſſen, ſich dieſe Frage ſelbſt zu beantworten, und nur die Verſicherung hinzufügen, daß es einſt von mir, und wie ich hoffe, auf eine befriedigende Art geſchehen ſoll. Ich verlaſſe nun dieſen Gegenſtand und gehe zu den übrigen Anſprüchen über, die der Arzt an das Publikum zu machen berechtigt iſt, die ich ſo viel als möglich zuſammenziehen werde.

Es iſt ein falſcher Glaube, der aus Unwiſſenheit entſprungen iſt, daß man den Arzt nicht eher um Rath fragen müſſe, als bis man ganz von Kräften erſchöpft, und darnieder liegt; der Aufſchub iſt ein Dieb der Zeit, iſt eine Wahrheit, die beſonders hier anzuwenden iſt, denn wer weiß es nicht, daß ſelbſt die unheilbarſten langwierigſten Krankheiten, einen dem Anſchein nach unbedeutenden Anfang zu nehmen pflegen, und daß hier Zeitverluſt einen unerſetzlichen Schaden bringen kann, weil Zögerung, durch Anwendung der Mittel die Gefahr abzuhalten, ſchon die Mutter künftiger Gefahr iſt; man ſollte ſeinen Arzt, ſo wie ſeinen Beichtvater im Voraus kennen; ſo bald man ſich nur unpäßlich fühlt, ihn aufſuchen, nicht erſt,

wie es sonst geschah mit andern Aerzten, die man zufällig da oder dort traf, über seine Krankheit zu Rathe gehen, noch weniger erst an sich selbst eine Zeit lang pfuschen, oder Andere an sich pfuschern lassen, denn an Leuten, die sich eine Freude daraus machen, dem Arzt ins Amt zu fallen, hat es nie gefehlt, was der berühmte Gonelle durch folgenden Einfall bewies.

Gonelle, der Hofnarr bei Nicolaus von Este Marquis von Ferrara, entrirte die Wette, es zu beweisen, daß keine Handthierung so zahlreich sey, als die der Aerzte. Er begab sich früh in einer Nachtmütze, mit einem großen Huthe darüber, verbundenen Gesicht und umgeschlagenen Mantel auf die Straße. Jeder, der ihn antraf, fragte, was fehlt Dir? Die Antwort war, ich habe erschreckliche Zahnschmerzen; und jeder sagte ihm ein Mittel dagegen, welches er aufzuschreiben schien, aber statt dessen den Namen der Person anmerkte. Er kam nach Hofe zurück, spielte im Vorzimmer eben die Rolle, und erhielt von den Hofleuten ebenfalls Rathschläge. Endlich ging er nach dem Zimmer des Herzogs, der ihn aber, als er ihn kaum sah schon entgegen rief: was fehlt Dir? Der Herzog erhielt in den wehmüthigsten Ausdrücken eben-

falls die Antwort von den heftigſten Zahnſchmerzen, war auch ſogleich mit ſeinem Rath bei der Hand, und ſagte: ich weiß etwas, das Dir ſogleich die Schmerzen vertreiben wird, obgleich der Zahn hohl iſt. Mein Leibarzt hat niemals ein beſſeres Mittel gehabt, thue dies oder das, im Augenblick wirſt Du geſund ſeyn. Gonelle aber warf ſeinen Anzug und Binde ab, und ſchrie: Ew. Durchlaucht ſind alſo auch Arzt? Hier, fuhr er fort, iſt die Liſte der Namen meiner Rathgeber, es ſind deren 200, und ich bin nur eine Straße gegangen. Ich wette mehr als 2000 zu finden, wenn ich die ganze Stadt durchginge.

Es war daher auch ſehr weiſe, daß vorſichtige Aerzte ſchon voraus zu ſetzen pflegten, man habe ſie nicht zuerſt gefragt, ſondern ſchon ſo manches auf Anrathen Anderer gethan, ehe man ſie rufen ließ, und nachdem ſie dann die erſte Frage an ihren Kranken gethan hatten, was ihm fehle, oder wie man zu ſagen pflegt, worüber er klage, ſo war die zweite gewiß ſehr wichtige Frage die: und was haben Sie ſchon gethan, oder dafür gebraucht?

Einen noch ganz eigenen Vortheil gewährt es, ſich ſogleich an ſeinen Arzt zu wenden, den nehmlich, daß man ſich den Vorwurf erſpart, den man ehedem nicht ſelten von Aerzten ge-

hört haben will, daß man sie zu spät herbeigeholt habe, was nicht selten eine Schutzwehr gegen den besorgten schlimmen Ausgang gewesen seyn soll.

Und endlich habe ich als die letzte Forderung, die der Arzt machen kann und soll, aufgeführt, daß man ihn durchaus in allem, so wohl was er gebietet, als auch in dem, was er zu verbieten für gut hält, Folge leiste, ohne ein Warum oder eine Bedingung, sie sey denn in einer Idiosyncrasie gegründet.

Der Arzt muß als souverainer Herr über den Kranken betrachtet werden, so lange die Kur dauert, und der Kranke muß nicht die Rolle eines eigensinnigen oder ungehorsamen Kindes spielen, weil er sich dadurch nur selbst eine Ruthe bindet, die arge Striemen zurücklässt. Der Arzt hat bei alle dem, was geschehen, oder nicht geschehen soll, nicht erst Gründe anzuführen nöthig, noch kann er sie immer anführen, man muß ihm in der Zuversicht gehorchen, daß er alles genau erwogen habe, und daß er das Beste wolle. Daher ist es etwas Ungereimtes, den Arzt mit solchen Fragen zu quälen, die sich leichter thun, als von zehn Weisen beantworten lassen. Es gehören ja zur Beurtheilung der Kur Vorkenntnisse, die man nicht bei Laien voraussetzen kann.

Im Vorbeigehen gesagt: die Kranken, die dem Arzt am meisten das Leben sauer machen, sind die Gelehrten. Sie mögen so gern mit ihren Kenntnissen, die sie auch in der Medizin zu besitzen wähnen, prunken, was sich nicht selten bei dem ersten Examen zu zeigen pflegt; man erinnert sich hierbei wohl an die sogenannte Weinbergs-Krankheit des Doktor Bahrdts, von Juncker beschrieben, die ihn und seine Tochter ums Leben brachte *). Bahrdt hätte billig wissen sollen, was ein Schriftsteller bei solcher Gelegenheit sagt: „Eine jede Wissenschaft hat ihren besondern Zusammenhang, auch der geschickteste Kopf bleibt in einer Wissenschaft so lange ein Fremdling, bis er sich mit diesem Zusammenhang bekannt gemacht hat, und man wird gar nicht selten die größten Gelehrten, in dergleichen Dingen, thörichte Handlungen begehen sehen. Es läßt sich jene Wahrheit darauf anwenden: rara est societas doctrinae et prudentiae."

---

*) Ueberhaupt ist die Anzahl der eingebildeten Aerzte gar nicht unbedeutend, sie mag wohl mit der Anzahl der eingebildeten Krankheiten in gleichem Verhältniß stehen.

Ein guter Schriftsteller sagt sehr wahr: „Der Praktiker kann nicht immer von allem, was er thut, Rechenschaft geben, er stimmt nicht nur oft mit der Theorie nicht überein, sondern handelt nicht selten gegen sie.“ Besonders pflegt man an eine Nachkur nicht heran zu wollen, und den Arzt zu hören, so auch in Rücksicht der Diät, sowohl in, als nach der Krankheit, man pflegt diese Dinge, als etwas, was bloß von der Laune des Arztes abhängt, anzusehen; selbst von gebildeten Menschen hört man es auch nicht selten in allem Ernst behaupten, daß der Arzt dasjenige untersagt, was er selbst nicht gern genießt. Aber sollte es nicht auch der Unkundige begreifen können, daß eine Nachkur und strenge Diät weit wichtiger, als die Kur selbst seyn könne, da Rückfälle, die gewöhnlich gefährlicher, als die Krankheit selbst sind, täglich diese Wahrheit beweisen.

Man darf sich nur an die traurigen Folgen erinnern, die eine Vernachlässigung dieser Art beim Scharlachfieber zu haben pflegt. Der Kranke, der eine verkehrte Lebensordnung befolgt, vereitelt nicht nur die Bemühungen des Arztes, sondern macht sie sogar gefährlich, er kömmt um, wenn er auch die schicklichste Arzenei bekömmt.

Wie viele Vorurtheile hatte der Arzt nicht ehemals zu bekämpfen! Nicht selten glaubten die Pfleger des Kranken, wohl zu thun, wenn sie mehr mit dem Kranken, als mit dem Arzte harmonirten; sie bewogen daher den Kranken nicht, seinem Eigensinn zu entsagen, sondern bestärkten ihn vielmehr darin, weil sie selbst bald für bald wider eine Sache, die der Arzt gebietet oder verbietet, eingenommen waren, z. B. für einen Aderlaß, Blutigel, vesicator: Brechmittel, Klystire, Bäder u. s. w.; ja man hat oft Bedenken, die von dem Arzte verschriebene Medizin zu reichen, z. B. Opium oder Moschus; dieses letztere pflegt vorzüglich zu mißfallen, was wohl die ehemaligen Aerzte auf ihrem Gewissen haben, weil sie dies Mittel gewöhnlich zu spät gaben, wodurch der Mißkredit entstanden ist.

Andere sind in Todesangst, wenn der Kranke mehrere Tage verstopft ist, und wenn ihnen gleich der Arzt versichert, es habe nichts zu bedeuten, so glauben sie dennoch etwas Gutes zu thun, wenn sie wohl gar Hand anlegen, und sich dieses oder jenes sogenannten Hausmittels, die Oeffnung zu befördern, bedienen *),

*) Was nennt man nicht alles Hausmittel, oder

ja es wohl dem Arzt, um ihn nicht böse zu machen, verschweigen.

Eben so zweckwidrig und unnützes Mitleiden ist es, die Furcht zu äußern, der Kranke möchte vor Hunger umkommen, oder verschmachten, wie sie es nennen, weil ihrer Meinung nach, der Arzt zu streng ist. Man reicht ihm daher nicht nur sogenannte Labsale, Kraftsuppen, sondern selbst solche Dinge, die der Arzt durchaus untersagt hat; man pflegt sich damit zu beruhigen, daß Wenig auch wenig schade, was der Fall nicht immer ist, indem wenig oft viel schaden kann. Man bedenkt nicht, daß Essen ohne Verdauungskraft dem Körper weit nachtheiliger, als selbst der Hunger seyn könne, man bedenkt nicht, daß Speisen, die der Kranke nicht verdauen kann, nur Nahrung für die Krankheit sind. Die Speisen müssen auf die Art gegeben werden, daß sie der Körper zu überwinden im Stande ist, sagt Hippocrates schon: Ja man quält den Kranken wohl so lange und unaufhörlich, daß er nur etwas zu sich nehmen möchte, daß er sich am Ende, ohne allen Appetit, oft um gefällig zu seyn, dazu entschließt.

Ich

---

gelindes, unschuldiges, Oeffnung machendes Mittel?

Ich glaube, daß hier ein falſcher Schluß, wie in mehrern Dingen, die Menſchen irre geleitet hat, nehmlich man hat oft geſehen, daß der Kranke, wenn er nur erſt Appetit bekömmt, und zu genießen anfängt, der Geneſung nahe iſt; man war daher nur darauf bedacht, und eilte, ihn zum Genießen zu bringen, ohne zu bedenken, daß es ſich umgekehrt verhält: der Kranke bekömmt darum Appetit und fängt an zu genießen, weil es zur Beſſerung geht; der Appetit meldet ſich, wie der Hunger, wenn die Verdauungskräfte zu ihrer Funktion wieder fähig werden, dann ſind Speiſen auch wirkliche Nahrung. *)

*) Gar oft fand ich meinen Kranken, welcher bei dem Morgenbeſuche auf der Beſſerung war, Nachmittags mit neuen Zufällen, die eine gänzliche Zerrüttung droheten, überfallen. Als ich die Urſache dieſer ſo unerwarteten, ſo gänzlichen, manchmal gefährlichen Abänderung unterſuchte, ſo fand ich, daß man auf Anrathen dieſer oder jener naſeweiſen Frau Baſe, dem armen Kranken, troz dem Ekel, den er gegen alle Speiſen merken ließ, mit Kraftſuppen von Krebs- und Markknöpfen, mit zarten Blumenkohl und eingemachten jungen Hünchen, mit Kalbfleiſchdrüſen und gebackenen Füßen, wie eine Gans, ſo erbärmlich geſtopft hatte, daß er beſchwerlicher Athem holte, und mit einem

Man denkt nicht daran, daß es falsche Reize giebt, die einen falschen Appetit hervorbringen; wer weiß es nicht, daß dieß sogar verschiedenen Krankheiten eigen ist. Hypochondristen, Podagristen und so mehrere, pflegen vor jedem Anfall einen solchen falschen Appetit und Hunger zu bekommen. Man pflegt hier denselben Fehler zu begehen, wie bei Kindern, die noch die Brust nehmen, nehmlich, sobald diese schreien, müssen sie Hunger haben, und sie müssen an die Brust gelegt werden, als wenn sie nicht aus tausend andern Ursachen schreien könnten; ja wohl oft darum schreien, weil man ihnen den kleinen Magen zu voll gepfropft hat.

Es ist ein sehr großes und fast das größte Uebel, daß wenn sich der Kranke zu bessern anfängt, er gewöhnlich von allen Seiten vernachläßigt wird. Man wird saumselig, nicht nur in seiner Pflege und Wartung, sondern selbst in der Reichung der Medizin, und in den ärztlichen Vorschriften überhaupt, da es der Fall umgekehrt seyn sollte, die Pflege und Wartung, wie die Beobachtung der ärztlichen Vorschriften, sollte mit seiner Besserung vielmehr steigen.

---

neuen weit gefährlichern Fieber heimgesucht wurde.

Und endlich muß hier noch eine sehr üble Gewohnheit gerügt werden, die auf den Genesenden einen sehr unangenehmen Eindruck zu machen pflegt, nehmlich die, ihm, wenn er sich nach ausgestandenen Leiden wieder sehen läßt, ein klägliches: Mein Gott! wie sehen Sie aus! und dergleichen zuzurufen. Es ist wahrlich nicht selten mit dem größten Nachtheil für den noch sehr schwachen empfindsamen Genesenden verbunden, und kann ihm sehr leicht einen Rückfall und große Gefahr zuziehen, wenigstens wird der Fortgang in der Genesung nicht selten dadurch erschwert *), wie es denn an Beispielen dieser Art nicht fehlt; unter andern nur eins: Als Rabener krank wurde, bat er einen seiner Freunde, er möchte ihm versprechen, wenn der Arzt keine

*) Besonders sollte man aus Menschenliebe gegen denjenigen, der an Verstandesschwäche gelitten hat, mehrere Schonung beobachten, ihn nicht, wie es gewöhnlich geschieht, nachdem er wiederhergestellt ist, und sich sehen läßt, wie ein Wunderthier angaffen, ihm, wohin er sich drehet oder wendet, beständig nachsehen; doch hierzu sowohl, als zu dem Umgange mit solchen Wiedergenesenden, wird etwas mehr als Menschenliebe erfordert, und es ist hierbei das Bessere eher zu wünschen, als zu erwarten. —

Hoffnung zu seinem Wiederaufkommen mehr hätte, ihm einen Geistlichen zu schicken, was er ihm auch versprochen hatte. Rabener war bereits außer Gefahr, und auf dem Wege zur Besserung; sein Freund begegnete zufällig einem Geistlichen auf der Straße, und bat ihn, Rabenern zu besuchen; beim Anblick des Geistlichen wurde der Kranke so sehr erschüttert, indem er glaubte, es sey nun alle Hoffnung verlohren, was er sich auch nicht wieder ausreden ließ, daß er wirklich schlechter wurde und starb. *) Wenn dies einen Mann, wie Rabener war, treffen konnte, so ergiebt es sich wohl von selbst, wie vorsichtig man mit schwächern Geistern umgehen sollte.

Hiermit will ich nun vor der Hand meine medizinische Kleinigkeit abbrechen, und mit folgenden Bemerkungen schließen.

Es ist unleugbar, daß man weder vernünftige noch reelle Motive hatte, Kunst und Künstler bis zum Himmel zu erheben, noch weniger sie herabzuwürdigen. Es ist gewiß, daß Letzteres besonders durch Leidenschaften bewirkt wurde, wie man z. B. von Moliere

*) Gleichsam als die letzte seiner Satyren zu betrachten, die aber mit dem Leben eines solchen Mannes viel zu theuer bezahlt ist.

ſagt, deſſen Frau an ihrer Ehre gekränkt wurde, und zwar im Hauſe eines Arztes, bei welchem ſie wohnte, und daß ihn dieß bewogen haben ſoll, die Aerzte auf's Theater zu bringen, oder von manchem andern erzählt, der ſich durch ſeine unordentliche Lebensart einen ſolchen ſiechen Körper zuzog, wovon ihn bloß das Grab, aber kein Arzt befreien konnte, und ſeinem reuevollen Herzen durch Schimpfen auf die Aerzte, ein wenig Luft macht; ein Dritter, um ſeine Witzſucht zu befriedigen, oder um ſchmutziger Habſucht zu fröhnen, ſich die niedrigſten Blasphemieen gegen Aerzte und Arzneikunde erlaubte, oder die chronique scandaleuse ſchlechter Aerzte ſchrieb, um die ganze Zunft herabzuſetzen; denn dem hungernden Schriftſteller von Profeſſion iſt nichts ſo heilig, was er nicht um jeden Preis unter ſeine giftige Feder zu bringen ſuchte.

Wenn man immer nur von Pflichten des Arztes, und nie von ſeinen Rechten ſprach, und ihn nicht bloß der Sünde Scharfrichter, ſondern auch einen Würge-Engel nannte; wenn man nur ſolche Krankengeſchichten erzählt, die ſich mit dem Tode endigen, und von ſolchen ſchweigt, in welchen die Kunſt ihren Triumph feiert, wie iſt es dann wohl möglich, daß das

Verdienst des Arztes richtig von dem großen Publikum gewürdigt werden kann?

Wenn man überhaupt von Volksaufklärung in medizinischen Gegenständen nur sprach, aber wenig dazu that, oder solche nur einseitig wünschte, um die Charlatanerie auszurotten, als wäre dies der Hauptzweck; wenn die Menschen es nicht der Mühe werth hielten, die innere Beschaffenheit ihres Körpers nur einigermaßen kennen zu lernen, wie konnten sie richtig über Krankheit und Heilmittel urtheilen?

Wenn man mit eintretender Gefahr erst an Rettung zu denken anfing, aber dennoch nicht gleich einen Arzt aufsuchte, weil man ihn vorher nicht kannte, sondern erst an sich selbst pfuscherte, oder pfuschern ließ, und wenn man ein andermal auf gerathewohl sich einem Arzte anvertraute, dennoch ihm weder ordentlich folgte, noch lange genug bei der Kur aushalten wollte; wenn das Zutrauen eine bloße Chimäre war, was sich auf nichts, als auf Absurditäten gründete, wie war es möglich, daß der Arzt seinen Zweck erreichen, und seine Kunst wohlthätig wirken konnte!

Wenn nie die häusliche Lage dazu eingerichtet war, Arzt und Medizin gehörig benuzzen zu können, sich überall Steine des Anste-

ſes fanden, weil man an alles andere eher dachte, als an ſeine Geſundheit, dieſe allem andern hintanſetzte.

Wenn man, ſobald es trotz allen dieſen Schwierigkeiten beſſer mit dem Kranken gieng, ihn nun auch ſogleich vernachläſſigte, wie konnte der Arzt Muth genug haben, eine ſo herkuliſche Arbeit zu übernehmen, oder Kraft, ſie zu vollbringen?

Wenn man den Geneſenden durch unzeitige Stärkung und unbedachtſame Behandlung Rückfälle verurſachte, wie konnte endlich der Arzt, der doch kein Wundermann iſt, ſeinen Zweck erreichen?

Wenn man ſich an alles das erinnert, was von den ehemaligen Aerzten geſagt wurde, ergiebt es ſich wohl von ſelbſt, auch ohne dieſe Wenn's (die noch gar ſehr vermehrt werden könnten, befürchtete ich nicht, damit zu ermüden), daß die Meiſten nichts von der Kunſt, krank zu ſeyn, verſtanden, daß ſie ſich nicht einmal eine ſolche Kunſt träumen ließen.

Unter ſolchen Umſtänden konnten die Sachen nicht anders ſtehen, als ſie wirklich ſtanden, und die Kunſt geſund zu ſeyn, ſo vortrefflich ſie auch immer abgehandelt iſt, konnte

das nicht wirken, was sie sollte, und wie mich dünkt: die Kunst krank zu seyn, muß der Kunst gesund zu seyn, vorausgesetzt werden.

Anhang.

Man glaube nicht, daß ich der Meinung bin, alles Ungemach, was den Kranken sowohl, als die Kunst und die Künstler betroffen hat, erschöpft zu haben, noch weniger, daß ich glaube, daß wir in unsern Tagen nicht mehr Beschwerden über dergleichen zu führen nöthig hätten, darüber nicht mehr zu seufzen brauchen. Ich bin vielmehr fest überzeugt, daß entweder vieles gar nicht berührt, oder doch nur oberflächlich, gleichsam im Vorbeigehen, mitgenommen worden ist, daß ferner wohl nicht wenig der erwähnten Uebel aller Arten, auch noch jetzt hier und da angetroffen werden, die, wie jene Art Schlangen, wenn gleich in Stücken gehauen, noch eine Zeit lang, selbst theilweise, ihr Leben fortsetzen. Ich bin sogar zu glauben geneigt, daß bei einer Fortsetzung meiner medizinischen Kleinigkeiten, wo-

rin die Rede mehr von gegenwärtigen Zeiten seyn dürfte, es mir an allem andern eher, als an Stoff fehlen würde. *)

Ein solches selbst in unsern Zeiten noch gar großes Uebel würde man mir mit Recht vorwerfen, ganz übergangen zu haben, besonders da es gewiß keinen unbedeutenden Theil der Kunst, krank zu seyn, abgiebt; ich meine das große Uebel, das sowohl dem Kranken, als der Kunst und dem Künstler widerfährt, wenn die Krankenpflege und Wartung, durch besoldete Krankenwärter, wie sie waren und noch sind, gehandhabt wird. Wie oft mag die Bösartigkeit einer Krankheit, die Unzulänglichkeit der Kunst, Charlatanerie und Pfuscherei, die fehlerhaften Apotheken und schlechte Medikamente, wie oft mögen alle die Vernachlässigungen, die ich erwähnt, und deren Vermeidung ich die Kunst krank zu seyn genannt habe, als die Ursachen verunglückter Kuren angeklagt worden seyn und ganz unschuldig den schlechten Ausgang über sich nehmen, der doch einzig und allein in der übeln Pflege und Wartung, in gänzlicher Ver-

*) Wie ich denn in der That auch schon die Materialien dazu liegen habe.

nachlässigung der Ordnung in der Darreichung der Medizin und im Verhalten, und in der Verwahrlosung des Kranken seinen Grund hatte? Weil dieses Uebel einerseits weniger in die Augen fällt, und daher nicht genug als Uebel anerkannt wird, und anderntheils, weil man es nicht zu ändern wußte, so mußte der Kranke sterben, als ein Opfer unverständiger oder gewissenloser Pflege und Wartung.

Ich weiß es sehr wohl, daß hierüber in älteren und neueren Zeiten so manches, sowohl in eigenen, diesen Gegenstand betreffenden Abhandlungen, als auch in medizinischen Zeitschriften, gesagt worden ist; ich weiß es, daß selbst verdienstvolle Männer es der Mühe nicht unwerth gehalten, in ihren Schriften Erwähnung davon zu thun, wie z. B. in folgender Stelle unser würdiger Reil. Er sagt: „Die Wahl eines guten Krankenwärters ist bei Krankheiten nicht unbedeutend. In Jamaica, sagt Hunter, warten die nächsten Verwandten dem Kranken auf, ob ich gleich dieß aus andern Gründen nicht billige, so finde ich es doch äußerst unrecht, wenn die Verwandten unter dem Deckmantel zu großer Zärtlichkeit, den sinn- und hülflosen Kranken nahe vor dem Tode verlassen, und ihn Dienstboten

und gedungenen Krankenwärtern übergeben. Ich habe die gefühlloſeſten Behandlungen ſolcher Perſonen geſehen. Ein entſchloſſener Menſch ſoll ſich nicht fürchten, dem Tode gerade ins Geſicht zu ſehen, und ſeinem ſterbenden Mitbruder, mit dem er die Freuden des Lebens theilte, ſeinen letzten Dienſt nicht entziehen. Der Krankenwärter muß redlich, leutſelig, beſcheiden, reinlich, ſtandhaft ſeyn, und ſeinen Dienſt verſtehen. Durchgehends iſt Einer für einen Kranken genug.“ *)

Ich erkenne auch das Verdienſt des Herrn Doktor May in Mannheim, der dieſem Gegenſtande mehr Aufmerkſamkeit, als vor und nach ihm jemand geſchenkt hat; ich kenne ſeinen Unterricht für Krankenwärter zum Gebrauche öffentlicher Vorleſungen. Ich weiß, daß er ſelbſt ein ſolches Inſtitut geſtiftet hat, wovon er in ſeinen vermiſchten Schriften, im erſten Bande Seite 300 und im zweiten Seite 374, ſelbſt Nachricht giebt, demnach es von gutem Erfolge war. Es verdient noch beſonders zu ſeinem Lobe erwähnt zu werden, daß er Zöglinge ohne Unterſchied der Religion aufnahm, ſelbſt jüdiſche Glaubensgenoſſen waren

*) Reil über die Fieber; I. Theil S. 409.

nicht ausgeschlossen; er nennt sogar von diesen letztern einige Krankenwärterinnen namentlich, die sich ausgezeichnet hatten.

Es ist nur nicht entgangen, daß einige Jahr später, ein ähnliches Institut vom Doktor Schweikhart in Carlsruhe etablirt; eben so vom Dokter Röber noch später zu Dresden eine solche Anstalt unternommen wurde; ich kenne Doktor Pfählers Schrift unter dem Titel: „Die vollkommene Krankenwärterin, oder Unterricht, wie kranke Personen gut zu pflegen und abzuwarten sind, aus dem Französischen übersetzt;" ein ähnliches aus dem Französischen, unter dem Titel: „Handbuch zur Krankenpflege von Herrn Carrere, beide in Straßburg 1787 erschienen;" und es würde kein großer Schaden gewesen seyn, wenn ich des Herrn Caplan Mangolds Catechismus für Krankenwärterinnen, der zu Würzburg 1806 erschienen ist, mit anzuführen vergessen hätte.

Dem allen ungeachtet scheint es mir nichts weniger, als überflüssig zu seyn, diese Sache wieder zur Sprache zu bringen, und ihr hier einen Platz zu gönnen, nicht nur, weil, wie schon gesagt, der Gegenstand hierher gehört, sondern besonders aus dem Grunde, weil ich glaube, daß die Wichtigkeit des Gegenstan-

des einer abermaligen Unterſuchung wohl werth ſey. Denn, wie mich dünkt, hat man der guten Sache dadurch geſchadet, daß man ſie ſchwieriger, als ſie wirklich iſt, gemacht hat, indem nicht ſelten mehr gefordert wurde, als zu leiſten möglich war, ja man gieng ſo weit, daß man einen Krankenwärter verlangte, der auch allenfalls da, wo der Arzt nicht ſogleich zu haben iſt, deſſen Stelle erſetzen könnte, ſo wie etwa der Küſter auf dem Lande bisweilen den Prediger, aber freilich kläglich genug, erſetzt.

Das Subjekt ſollte nicht nur den Arzt, ſondern auch den Chirurgus und den Apotheker erſetzen, und wohl gar Medizin bereiten können. Solche wunderliche Forderungen enthält die Schrift: die vollkommene Krankenwärterin, iſt aber meines Erachtens eben daher etwas ſehr Unvollkommenes. Eben ſo ſieht es mehr oder weniger mit den andern angeführten Schriften aus, bald enthalten ſie zu viel, bald zu wenig, bald gar nichts weſentliches, und man findet dieſelben Fehler immer wieder.

Man ſehe nur in allen dieſen Schriften die Rubriken nach, und es wird Niemandem entgehen, daß da Dinge gelehrt und gefordert werden, die eben ſo wenig für den Krankenwärter gehören, als ſie von ihm geleiſtet wer-

den können, noch auch so höchst nöthig sind, als man sie vorgiebt. Ich werde daher, ohne auf das, was schon darüber gesagt ist, Rücksicht zu nehmen, meine eigenen Bemerkungen hierhersetzen, welche man nur als einen Entwurf zu einer solchen Abhandlung betrachten mag; ich werde erst die Krankenwärter einigermaßen schildern, wie ich sie seit 12 Jahren kenne, und wie sie sind; dann wie sie seyn sollten, seyn könnten, und gebe, dieses letztere besonders, auch für nichts anderes, als für ein Ideal aus, wiewohl für ein solches, dessen Ausführbarkeit keine absolute Unmöglichkeit involvirt.

I. Krankenwärter, wie sie waren und sind.

So wie sie sind, haben wir keinen Mangel daran, das heißt, dazu ist alles gut, denn was nennt man nicht alles Krankenwärter? Fast allgemein denkt man sich, und verlangt nichts anders, als bloß ein Subjekt, was die Nächte hindurch beim Kranken wacht; bei der jüdischen Gemeinde belegt man daher auch ein solches Subjekt mit dem der Sache anpassenden Namen Krankenwacher, was eigentlich Krankenbewacher heißen sollte. Da dies aber gar zu wenig für's Geld wäre, so werden

von ihm auch Bedienungen aller Art beim Kranken verlangt, ihn heben, legen, ſetzen, pflegen, waſchen, Medizin reichen, die natürlichen Bedürfniſſe des Kranken zu unterſtützen, den Unrath wegzuſchaffen, das Bette zu machen, Klyſtire zu geben u. ſ. w. Größtentheils ſolche Dienſte, die noch unter den gewöhnlichen Bedientendienſten ſtehen; daher ſah man ihn immer den Diener des Dieners machen, und ſchon hieraus ergiebt es ſich, was es für eine Art Menſchen ſeyn konnte, die ſich zu ſolchen Poſten verſtanden.

Was anders, als verlaufenes Geſindel, ohne das mindeſte Ehrgefühl, was anders als ſolche, die zu träge, zu faul, ſich ihren Unterhalt auf eine anſtändigere Art zu verſchaffen, und von der andern Seite, faſt allen Laſtern ergeben, und die nun, um ſolche, ohne geradezu zu ſtehlen, befriedigen zu können, ſich zu einem ſolchen bequemen Dienſte verſtanden, ich ſage bequemen Dienſte, denn was konnte dieſen Schlag Menſchen wohl hindern, mehr ihre, als die Bequemlichkeit ihres Kranken zu fördern, und jeden Augenblick, wo es thunlich iſt, dazu zu nützen? Etwa ihre Moralität? Der Kranke iſt ihnen nie Zweck, ſondern Mittel zu ihrem Zweck, ſie hintergehen und überliſten alle ſie Umgebende, den Kran-

ken und den Arzt; sie schmeicheln und heucheln bald dem Arzt auf Kosten des Lebens des Kranken, bald dem Kranken, und denen er angehört, auf Kosten der Ehre des Arztes und der Kunst, besonders wenn dieser es sich einkommen ließ, sie bessern und belehren zu wollen.

Stehe doch der Himmel dem Kranken bei, der einen Arzt braucht, welcher das Unglück hat, solchen Creaturen zu mißfallen, oder sich ihre Feindschaft zugezogen zu haben, aber auch dem Arzt stehe er bei! denn bei allen dem haben sich nicht selten diese verworfenen und niedrigen Menschen eine Art Zutrauen und Ruf zu erwerben gewußt, womit sie selbst über den Arzt triumphirten. Dies ist besonders dann der Fall, wenn diese Geschöpfe ihr Wesen schon lange getrieben haben, ihr Kopf bei diesem Gewerbe eben so grau, als ihr Herz steinern geworden ist, da berufen sie sich dann auf ihre gesammelte Erfahrung und verstehen nicht nur alles so gut als der Arzt, sondern nicht selten besser noch als er. Ist der Arzt ein noch angehender, der etwa nicht schon in großem Rufe steht, und ihnen nicht huldigt, so sind sie die Ersten, die all sein Thun und Lassen verdächtig machen, und wenn sie es auch nicht wagen, sich laut darüber

über zu äußern, ſo wiſſen ſie es doch ſo einzurichten, daß ihr Wille geſchieht, und nichts iſt ja leichter, als dies. Man darf nur von allem dem, was der Arzt will, nicht nur nichts thun, ſondern wohl gar das Gegentheil, nichts wird gehörig befolgt, nichts gehörig gereicht, und ſo iſt dann der beſte Arzt mit den beſten Kenntniſſen, und guten Willen nicht nur überflüßig, ſondern ſelbſt mehr ſchädlich, als nützlich.

Entweder waren zu Swifts Zeiten Krankenwärter nicht üblich, oder ſie waren beſſer, als ſie noch jetzt ſind, oder auch vielleicht ſchon ſo verdorben, daß er ſie ſeiner Satyre nicht werth hielt, ſonſt ſehe ich nicht ab, wie er ſich gegen ſie ſo verſündigen konnte, und ihnen nicht auch ſeinen ſo lehrreichen, als nützlichen Unterricht zu Theil werden ließ. Vergeſſenheit konnte es nicht ſeyn, denn das Kapitel für die Kinderwärterinnen müßte ihn offenbar daran erinnert haben, denen er folgende Lehre giebt: „Wenn ein Kind krank iſt, ſo gebt ihm von Speiſe und Getränke, was es gerne haben will, obſchon der Arzt ausdrücklich verboten hat, ihm dies oder jenes zu geben, denn alles, wornach einem Kranken gelüſtet, iſt ihm geſund; und die Arzeneien gießt zum Fenſter hinaus, das Kind wird Euch deſto lieber ge-

winnen; aber Ihr müſſet ihm einſchärfen, Niemanden etwas davon zu ſagen. Eben ſo macht es auch, wenn Eure Dame krank iſt, und nach etwas gelüſtet; verſichert ihr, daß es ihr wohlthun wird *)." Auch nicht eine Spur von Mitleidsgefühl in Rückſicht der Behandlung des Kranken darf man bei dieſen Miethlingen erwarten; es trift hier ganz ein, was ein Schriftſteller ſagt: „Das ſüße Gefühl des Mitleids iſt ihnen fremd, weil es nur im Herzen und nicht im Halſe brennt." Sie pflegen daher ſehr ruhig des Nachts zu ſchlafen, hören die ſchwache Stimme des Hülfloſen, hören ſeine Seufzer nicht, oder wollen ſie nicht hören, um nicht geſtört zu werden. Der bisweilen nach einem Trunk lechzende, oder nach einer andern Lage ſich ſehnende Kranke, muß ſich in ſein Schickſal geduldig finden; ja nicht ohne Grund traue ich es dergleichen Geſchöpfen zu, daß ſie, wenn der Kranke mehr, als es ihnen gefällt, heraufgerückt, gewendet, anders gelegt, oder, wenn er es noch kann, aus dem Bette gehoben ſeyn will, um dieſes oder jenes Bedürfniſſes halber; aus Verdruß darüber den Kranken recht vorſätzlich ſo anfaſſen, daß ſie ihm

*) Satyriſche und ernſthafte Schriften von Dr. J. Swift. 7r Bd. S. 409.

Schmerzen verursachen, damit er aus Furcht vor diesem Schmerz gar nichts mehr begehre, und jedes Ungemach, und jede Unbequemlichkeit ertrage.

Ich habe mehrere Nächte mit dergleichen Gefühllosen bei Kranken zugebracht. Ach Gott, so wirft man einen Kranken hin! hörte ich einst, mir das Herz durchbohrend, eine Kranke sagen, die von einer solchen Boshaften wieder ins Bette gebracht wurde, aus welchem sie sich Bedürfnisses halber, hatte herausheben lassen; der wehmüthige, und klägliche Ton machte es mir unmöglich, zu schweigen, und ich stellte ihr, freilich etwas zu hitzig, ihre Unmenschlichkeit vor. Sie blieb, wie sich von selbst versteht, keine Antwort schuldig, berief sich darauf, daß sie schon seit 30 Jahren dieses Brod gegessen, sie würde wohl wissen, einen Kranken hinzulegen; also 30 Jahre gehören dazu, um so gefühllos zu werden? sagte ich, das wäre noch Trost, wenn ich nur die Versicherung hätte, ob Ihr es nicht schon seit 20 Jahren seyd.

Ich weiß es wohl, daß es Menschen giebt, die, aller Vorsicht ungeachtet, wenn sie eine Zeit lang liegen müssen, sich durchliegen, ich weiß auch, daß die Natur bisweilen auf solche Art eine sogenannte Crisis zu Wege bringt, dies ist aber unter die seltenen Fälle zu zählen,

bei weitem häufiger, und faſt immer iſt dies in der That nicht kleine Uebel der Nachläſſigkeit eines ſolchen Geſchöpfs zuzuſchreiben, oder, wie ſchon geſagt, die Furcht des Kranken vor dem barbariſchen Anfaſſen eines ſolchen Ungeheuers, und des Widerwillens, mit dem ſie es zu thun pflegen, oder der Nachläſſigkeit, mit welcher ſie das Krankenlager bereiten.

Ich habe im Anfang, als ich dieſe Geſchöpfe noch nicht ſo kannte, und ihnen mehr Menſchlichkeit zutraute, auf ihr Wort es geglaubt, daß ſie die Lage des Kranken fleißig abänderten, habe ſolche arme Kranke fürchterliche Schmerzen ausſtehen ſehen, weil von allem dieſen nichts geſchah, und der Kranke ſich durchgelegen hatte, und, wie es häufig geſchieht, ehe ichs mir verſah, der Brand an mehrern Stellen erſchien, ohne daß ich es mit allen den gewöhnlichen Mitteln abzuwenden vermochte; und ſolche Menſchen nennt man Krankenwärter? warum nicht lieber Krankenmarter, oder Krankenmörder?

So wie dieſe Menſchen gewöhnlich ſind, wird durch ſie mehr Schaden, als Nutzen geſtiftet, theils dadurch, daß ſie es nicht im Mindeſten verſtehen, den Kranken zu warten, wenn es ihnen auch an Menſchengefühl nicht fehlte, anderntheils dadurch, daß der Arzt durch ſie

betrogen, und wohl gar irre geleitet wird. Frägt der Arzt, wie es die Nacht beim Kranken gegangen ist, so ist nichts natürlicher, als das, daß sie von nichts Rede und Antwort geben können, da sie selbst den größten Theil der Nacht ruhig durchschlafen, denn sie haben eine weit größere Routine im Schlafen, als im Wachen sich erworben. So erzählt man einen witzigen Einfall eines Kranken, der ein solches Subjekt immer sanft schlafen sah, da er selbst kein Auge zuthun konnte. Als sich jener ermunterte, sagte er ihm: Wenn Sie mich doch nur eine Stunde Krankenwärter wollten seyn lassen!

Da diese Menschen listig und vorsichtig genug sind, den Argwohn, als hätten sie schlafend ihren Dienst verwaltet, oder den Kranken durch den kräftigsten Schlaf mit einem guten Beispiele vorangehen wollen, von sich abzuwenden, so rapportiren sie das erste das Beste. Gewöhnlich, um ihre Wichtigkeit anzuzeigen, sind die Nächte des Kranken schlaflose; sie schildern seine Unruhe weit größer, als sie wirklich ist; wie oft mußten sie ihn nicht heraus, und herein heben, wie oft ihm nicht eine andere Lage, und zu trinken geben, wenn gleich von diesem allen nichts geschehen ist. Nicht selten, um den Arzt damit zu bestechen, pflegen

sie damit anzufangen: der Kranke habe sich, nach der genommenen Medizin, sehr wohl befunden, doch etwas mehr Ruhe bekommen, oder die Schmerzen ließen auf der Stelle nach u. s. w., wenn auch von allen dem gar nichts wahr ist.

Eben so wenig kann und darf sich auf solche Menschen der Arzt verlassen, daß sie der vorgeschriebenen Ordnung nachleben, besonders wenn es eine solche ist, worunter sie selbst leiden, z. B. die Nacht die Stube nicht zu warm zu machen, oder die Fenster zu öffnen, oder nicht zu öffnen, denn dies alles richten sie mehr nach ihrem, als nach dem Wohlbehagen des Kranken ein. Eben so wenig wird die Species zum Klystier, oder das Wasser zum Fuß- oder ganzem Bade nach Vorschrift bereitet, nicht nur, daß sie oft nicht einmal ein Klystier gehörig zu geben verstehen, sondern ihr Apparat dazu ist selten rein, und im gehörigen Stande, wovon ich viele Beispiele gesehen habe. Daher pflegen sie auch gewöhnlich Schmerzen damit zu verursachen, so daß sich der Kranke selten zum zweitenmale dazu bequemen will. So erfuhr ich noch kürzlich bei einem Kinde, wobei ich zwar nicht Arzt war, daß die von einem unserer besten Aerzte verordneten Klystiere nicht haften wollten. Der Vater

dieſes Kindes unterſuchte die Klyſtierſpritze, und fand eine ganz unſchickliche Röhre an derſelben, ſogleich ſorgte er für eine andere, verrichtete das Geſchäft ſelbſt, und dieſes blieb, aber freilich nur zu ſpät, denn es waren Species, einen tödtlichen Durchfall anzuhalten; das Kind ſtarb.

So fand ich ein andermal eine ſcharfe, ſtatt einer abgerundeten Spitze, an einer ſolchen Röhre; es läßt ſich denken, daß dieſe dem Kranken die empfindlichſten Schmerzen verurſachen mußte. Ja ich fand einſt, an einer ſolchen Röhre von Zinn, die wohl mehr von Bley geweſen ſeyn mag, offenbar Spuren von Grünſpan.

Nach dieſer Schilderung kann man ſich einen Begriff machen, was für ein Schlag von Menſchen dieſe Wärter gewöhnlich ſind. So gewiſſenlos, wie ſie ſind, ſo unverſchämt ſind ſie auch in ihrem Betragen, und in ihrer Unterhaltung. Ihr unſchickliches und unſittliches Betragen am Krankenbette muß dem Kranken ſeine ohnehin traurige Lage noch unerträglicher machen; ihre Familiarität geht gar bald in Unverſchämtheit über, ſie kennen keine gêne irgend einer Art, oder wollen ſie vielmehr nicht kennen.

Ich würde das Zartgefühl des Leſers be-

leidigen, wenn ich alle dergleichen Unanständigkeiten herzählen wollte, daher ich auch von ihrer gewöhnlichen Unreinlichkeit, schmutzigen Anzug, gänzlicher Vernachlässigung ihrer selbst ganz schweige *), aber wie gesagt, wie läßt es sich von dergleichen ungebildeten Menschen, die ihre Wohnung so zu sagen bei dem Kranken aufschlagen, anders erwarten? Schon dem gesunden Menschen muß es ja wohl eine Höllenpein seyn, wenn er sich genöthigt sähe, mit solchen Menschen eine Zeit lang zusammen leben zu müssen, um wie viel mehr muß es nicht dem empfindsamen Kranken seyn?

Was bleibt aber dem Arzt unter den er-

---

*) So ist es etwas sehr gewöhnliches, daß sie sich des Nachts, wenn der Kranke ein wenig schlummert, mit ihrem Kopf, auf sein Kopfkissen legen. Die Alten, die bei Krankheiten noch so unbedeutende Kleinigkeiten, der Beobachtung werth hielten, sahen es als ein gefährliches Kennzeichen an, wenn Läuse, wie sie es nannten, von Kranken wegkriechen, und allerdings kann in dieser Beobachtung etwas wahres zum Grunde liegen — — kennt man aber die famöse Gewohnheit unserer jetzigen Krankenwärter, wird man oft nicht nöthig haben, so sehr ängstlich darum zu seyn, und sich überzeugen, daß es keine Emigranten, sondern Eingewanderte sind.

wähnten Umſtänden anders übrig, da er doch nicht beſtändig um dem Kranken ſeyn, nicht alles durch ſich ſelbſt thun kann, da er ſich doch durchaus auf Andere verlaſſen muß, was anders, als entweder alles zu bezweifeln, was man ihm berichtet, und dies iſt, ſo traurig es auch iſt, doch immer das beſte, und darnach ſeine Kur einzurichten, oder alles zu glauben, und alſo ſich täuſchen zu laſſen, und auf gut Glück darnach zu handeln, denn man kann es nicht genug wiederholen, daß die Moralität ſolcher Menſchen allerdings es zweifelhaft macht, ob ſie die Geneſung des Kranken mehr fürchten oder wünſchen, wenigſtens ſehen ſie es wohl lieber, wenn ſich die Krankheit in die Länge zieht, ihr Vortheil heiſcht es ja ſo, und warum ſollen ſie daher denn nicht auch alles Mögliche dazu beitragen, um ihren Endzweck zu erreichen? Ob es aber ſelbſt unter dieſen Menſchen, ſo unvorbereitet ſie auch ein ſolches Amt übernehmen, nicht dennoch Ausnahmen geben, ob ſich nicht welche unter ihnen, auch ſo wie ſie jetzt ſind, finden mögen, denen es wenigſtens nicht an guten Willen fehlt, dieſe Fragen müſſen allerdings bejahet werden.

Ich habe ſelbſt ſolche kennen gelernt, bei denen nicht alles Gefühl der Menſchlichkeit abgeſtorben war, die wenigſtens nicht wiſſentlich

ſchadeten, die ſogar zu dieſem, in der That ſchweren Poſten gute Anlagen hatten; ſie befolgten wenigſtens dasjenige pünktlich, was man verlangte; man durfte ihnen daher ſchon etwas mehr auf ihr Wort glauben. Iſt es aber nicht traurig genug, daß dieſe nur als ſeltene Ausnahmen zu betrachten ſind?

So einleuchtend der große Nachtheil, den dergleichen Menſchen unmittelbar für den Kranken, und Arzt haben, auch immer iſt, ſo verdient dieſer Nachtheil doch noch von einer andern Seite betrachtet zu werden, der nemlich, mittelbar bewirkt wird. Was kann und darf man bei ſolchen unüberſehbaren Hinderniſſen von Beobachtungen, und daraus zu folgernden Erfahrungen an ſolchem Krankenbette wohl hoffen? Und iſt nicht ſchon durch dieſe zwar ſcheinbar geringen Hinderniſſe und Schwierigkeiten die Privatpraxis zu Beobachtungen und Erfahrungen gänzlich unbrauchbar?

Verwahrloſete Krankenpflege hat nicht nur dem Leben vieler tauſend Kranken ein Ende gemacht, welche die Kunſt im Bunde mit einer guten Natur gewiß gerettet haben würde, ſondern ſie hat auch von jeher, mehr als alles andere, die Arzneikunde und die Arzneikünſtler in üblen Ruf gebracht, wenigſtens das Vertrauen geſchwächt, und den Aerzten ein Ver-

dammungsurtheil zugezogen, wo sie sich hoch verdient gemacht, und den lebhaftesten Eifer bewiesen hatten. Dies ist unstreitig die Seite, von welcher der Beruf des Arztes, als der traurigste und undankbarste, seine Laufbahn als die dornenvollste, sein Schicksal als beklagenswürdig erscheint, und es gehört gerade so viel Apathie oder Leichtsinn, oder Seelenstärke dazu, als die alten Praktiker in der Regel haben, um solche Erfahrungen zu ertragen, und nicht zu verzweifeln, oder nicht Menschenhasser und Menschenverächter zu werden. Der Arzt von zartem Gefühl und Gewissen, kann und wird sich nie darüber beruhigen können, daß er sich auf diese Art durch die Gewissenlosigkeit oder Dummheit der Menschen, der süßesten Früchte seiner Arbeit beraubt sehen, und für eine fremde Schuld büßen muß.

Durch falsche Berichte wird auch der einsichtsvolle Arzt sehr oft in seinem Thun und Lassen zweifelhaft gemacht, da er von vielen Veränderungen, oder körperlichen Zufällen, die sich ereignet hatten, entweder gar nichts oder gar von allem das Entgegengesetzte, als es sich wirklich zugetragen hat, erfährt; der Kranke wird besser, wird schlechter, ja er stirbt, ehe man es noch erwarten konnte, und man sieht weder von diesem, noch von jenem Fall

den Grund ein; und Ereigniſſe, die der Arzt unter den erwähnten Umſtänden ſelbſt mit dem ſcharfſinnigſten Auge nicht im voraus ſehen konnte, geben ihm ſowohl, als ſeiner Kunſt, keinen kleinen Stoß.

Es würde mich zu weit führen, aus alten und neuern Zeiten Beiſpiele aufzuſtellen, wo der Arzt dem Kranken des Abends noch die beſte Hoffnung gab, und des Morgens zwar die Nachricht von deſſen Tode erhielt, aber nicht auch die von der Nachläſſigkeit, die ſich die Krankenpfleger hatten zu Schulden kommen laſſen. Der Kranke ſollte im gelinden Schweiß, und daher zugedeckt bleiben, der Wärter ſchläft ſanft, der Kranke wirft die Bedeckung von ſich, findet es behaglich, und zieht ſich nicht ſelten den Tod damit zu.

Freilich können ſolche Fälle auch ohne alles Verſehen, dem beſten Arzt widerfahren, denn nicht immer läßt ſich das Folgende aus dem Vorhergehenden im Voraus ſagen, unſere Einſichten haben hier keine ſolche wünſchenswerthe Vollkommenheit, weil man, um den ganzen Zuſammenhang der Dinge zu überſehen, oft mehr als Menſch ſeyn müßte. Aber auf der andern Seite denken auch viele ſorgloſe und leichtſinnige Aerzte gar zu wenig daran, der Unwiſſenheit und dem Unverſtande der Krankenpfleger durch Anweiſung und Warnung, durch

eingeschärfte Befehle, und durch eine genauere Vorschrift in Ansehung der Diät, der Temperatur der Luft, der Beschaffenheit des Bettes, und anderer Dinge, die dem Unkundigen Kleinigkeiten zu seyn scheinen, zu Hülfe zu kommen, und Schaden oder Unvorsichtigkeit zu verhüten. Sie erinnern nicht, daß der Kranke zu nahe an der Thür, oder am Fenster liege, und dem Zuge ausgesetzt, daß die Stube zu warm, oder zu dunstig sey u. s. w.

Ich kann aus neuern Zeiten mehrere Fälle anführen, wo Kranke offenbar das Opfer solcher schlechten Krankenpflege wurden. Männer in ihren besten Jahren, die noch viel hätten leisten können, wie z. B. der Doktor Daniel hier in Berlin, der in eine Melancholie verfiel, und von einem der besten Krankenwärter beobachtet werden sollte; dieser ließ sich einst von erwähntem Patienten des Nachts bereden, das Licht auszulöschen, und endlich gar, ihn allein zu lassen. Des Morgens frühe, als der Wärter wiederkam, war der Kranke nicht mehr zu finden, und man hat, so viel ich weiß, noch keine Spur von ihm auffinden können. Sehr wahrscheinlich hat er sein Leben im Wasser unterm Eise geendigt. Es war im Monat December 1807. Es ist um so unverzeihlicher, je bekannter es ist, wie

schlau dergleichen Kranke, diejenigen, die sie beobachten, zu überlisten pflegen; sollte dies aber ein Krankenwärter nicht wissen?

Der zweite war der Doktor Ziegler, der im Landshut im Militair-Spital als Arzt angestellt, und ein sehr brauchbarer thätiger Mann gewesen seyn soll. Er lag daselbst am Typhus in einem Anfall von Manie, da eben sein Krankenwärter sich entfernt hatte, weil er ihm zu schlummern schien, machte sich der Unglückliche auf, öffnete das Fenster, warf einen Huth voraus, stürzte sich gleich nach, und zerschmetterte sich den Kopf dergestalt, daß er nach einigen Minuten starb.

Aus ältern Zeiten ist mir ebenfalls ein Doktor Namens Hirschel bekannt, der sich durch mehrere medizinische Schriften berühmt gemacht hat, und in seinen besten Jahren auf solche Art sein Leben verlohr. Er lag nehmlich in einem hitzigen Fieber, und da sein Krankenwärter ruhig schlief, stand er auf, gieng nach dem Hofe an den Brunnen, und kühlte sich da mit Wasser recht ordentlich ab, worauf ebenfalls nicht lange nachher der Tod erfolgte.

Doch, wie schon gesagt, man könnte Bogen voll mit dergleichen Nachlässigkeiten aus allen Zeiten und Orten anfüllen. So lange unsere Krankenwärter noch sind, wie sie eben

beſchrieben wurden, darf man ſich nicht wundern, wenn täglich Opfer der vernachläßigten, oder der verkehrten Krankenpflege fallen, und die Kranken, wie es hier in Berlin mehrmals der Fall war, unter dem Fenſter, aus dem ſie ſich herausgeſtürzt hatten, oder im Schnee, in welchem ſie ſich herumwälzten, oder wohl gar auf dem Dache mit zerbrochenen Gliedern, oder, wie kürzlich, in der Schulſtube docirend, um Mitternacht gefunden werden. Zum Schluß nur noch etwas von der Gleichgültigkeit der Wärter bei Sterbenden.

Ein guter Schriftſteller ſagt: „Es giebt Beſchäftigungen in der Welt, die dem Menſchen auf ſeine Lebenszeit in eine gewiſſe Form kneten, wie ein Stück Papier, das man ſo, oder ſo, gefalzt hat. Der Bruch geht nie wieder heraus. Man muß in der That Augenzeuge geweſen ſeyn, man muß es ſelbſt mit angeſehen haben, um es glauben zu können, daß das menſchliche Herz je ſo ſteinern werden kann, wie es wirklich bei Krankenwärtern gefunden wird. Ich habe, wie ſchon geſagt, mehrere Nächte mit dergleichen Subjekten durchwacht. Gewöhnlich war dies bei ſolchen Kranken, bei welchen ich zweifelte, ob ſie die Nacht durchkommen würden; die meiſten waren Kinder unter zwei Jahren, und ob ich

gleich alle Hoffnung aufgab, so that ich es zu der Aeltern und meiner Beruhigung. Kaum konnten es diese Geschöpfe erwarten, daß der Tod erfolgte, ja sie schützten wohl ihr Mitleiden vor, das Kind so leiden zu sehen, und ich zweifle keinen Augenblick, daß, wenn man ihnen nicht auf den Hacken sitzt, sie alle die bekannten schreckliche Experimente machen würden, um den Tod zu beschleunigen.

Das erste, was sie thun, ist, daß sie sogleich unter oben erwähnten Vorwande, Medizin zu reichen sich weigern, wohl gar es sündlich nennen, jetzt noch etwas zu thun; man hält, sagen sie, damit den Sterbenden nur auf, und verlängert seine Qualen.

Ja wahrhaftig es empört sich mein Gefühl hier zu sehr, als daß ich darüber noch etwas sagen könnte; umsonst würde man ihnen zurufen: es ist nicht immer schon völlige Lähmung da, wenn der Kranke nicht mehr schlucken kann. So ein übles Zeichen es auch immer ist, wenn die Medizin oder Getränke nur mit vieler Schwierigkeit mit einem Hin- und Hergurgeln beizubringen sind, so braucht es dennoch nicht immer ein unfehlbares Kennzeichen des Todes zu seyn. Es ist bisweilen ein vorübergehender Krampf, und man muß nach einigen Pausen es wiederholentlich versuchen.

Eben

Eben so ist das sogenannte Röcheln mit der Brust zwar ein gefährlicher Gast, aber dennoch kein unfehlbares Kennzeichen des Sterbens, so daß man bei dem Eintritt desselben den Tod wohl gar zu befördern für Pflicht halten müßte, da die Erfahrung lehrt, daß, obgleich diese übeln Zufälle eintraten, die Genesung dennoch erfolgte, so wie umgekehrt der Kranke ohne alle dergleichen Erscheinungen sterben kann.

Wenn der Tod kaum erfolgt ist, sind jene Miethlinge bereit, unerlaubter Handgriffe sich zu bedienen, etwa die Unterkinnlade fest herauf zu binden, ja wohl sogleich den eben Hingeschiedenen aus dem Bette zu nehmen, und aufs Stroh zu legen, eine schwere zinnerne Schüssel auf den Unterleib zu setzen u. s. w. wenn man es ihnen nicht untersagte.

Ich sahe solche Gefühllose gleich nach der Küche hineilen, sich ihren Kaffee zu holen, den sie während des Sterbens, sich zu besorgen, keinesweges vergessen hatten, und ihn mit solcher Seelenruhe, und Zufriedenheit verzehren, nicht, als wenn der Kranke gestorben, sondern so eben genesen wäre. Dann legte man sich ein Stündchen, daß heißt, bis den andern Morgen, ruhig schlafen, und ich gestehe es, mich hat eine solche lebende gefühllose Creatur weit trauriger gemacht, als der

vor mir liegende Todte. Du bist, dachte ich, aller bittern Erfahrung überhoben. — Dies sey genug von den Krankenwärtern, wie sie waren und sind.

Eigenschaften eines guten Krankenwärters, oder der Krankenwärter, wie er seyn sollte.

Ein guter brauchbarer Krankenwärter zu seyn, ist wohl nicht so etwas leichtes, als man gewöhnlich glaubt. Es werden solche Eigenschaften dazu erfordert, welche nur selten gefunden werden, und so wie man jetzt vielleicht unter 100 Menschen nur einige ausstoßen zu dürfen glaubt, die dazu nicht taugen, so wird man bei genauer Untersuchung finden, daß man hundert ausstoßen kann, ehe man einige zu einem solchen Dienst taugliche Subjekte finden wird.

Ich übergehe hier, um nicht allzu weitläuftig zu werden, eine Frage, die vielleicht noch nicht entschieden, wenigstens noch nicht richtig entschieden seyn mag, nehmlich die, ob das weibliche Geschlecht zu einem solchen Dienst brauchbarer, als das männliche sey? Ich weiß, was man dafür, und was man dawider sagen kann. Stoll wollte das zweite

Geschlecht brauchbarer zu einem solchen Dienst finden. Unter Kaiser Joseph wurden in dessen Ländern bloß weibliche Personen zur Krankenpflege genommen; der Erfolg soll aber nicht günstig gewesen seyn, da die guten Sitten dabei gelitten haben sollen, besonders vertrugen die Wiedergenesenen die weibliche Bedienung nicht gut. *) Mir ist der Krankenwärter eben so willkommen als die Krankenwärterin, wenn ich nur die Eigenschaften so finde, als ich sie wünsche.

Man kann diese Eigenschaften in physische und moralische eintheilen. Physische sollten folgende seyn:

1) einen gesunden robusten Körper, weder zu stark noch zu schwach, weder zu groß noch zu klein, keine Fehler an den Gliedmaßen, oder sonst verborgene Fehler, als Brüche, aus dem Halse riechend u. s. w. Besonders müssen seine äußeren Sinne als: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Gefühl so vollkommen als möglich seyn. Eine deutliche angenehme Aussprache, nicht zu schnell oder [illegible] langsam,

*) Auch in dem berühmten Hospital zu Würzburg sind durchaus Krankenwärterinnen angestellt.

weder eine zu ſtarke, noch zu leiſe Stimme, am wenigſten eine ſtammelnde Ausſprache.

2) Eine gute freundliche Phyſiognomie. Ob ſich gleich hierüber ſchwerlich etwas beſtimmtes ſagen läßt, weil eine Phyſiognomie nicht für alle gleich behaglich ſeyn kann, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß mürriſche und verdrießliche Geſichter den wenigſten Menſchen behagen werden, am wenigſten aber einem Kranken.

3) Sein Alter nicht unter 20, noch viel über 50 Jahren.

4) Wachſam, raſch und doch behutſam.

Dies mögen die vorzüglichſten Eigenſchaften ſeyn, welche man unter die phyſiſchen zählen kann.

Dieſe erſt in einem Catechismus abzuhandeln, und zu erklären, warum Krankenwärter ſolche Eigenſchaften haben müſſen, ſcheint mir beſonders hier unnöthig, denn das ſind ja Dinge, die ſich weder lernen noch lehren laſſen. Wem die Natur mehr oder weniger dieſe Eigenſchaften verſagt hat, der iſt zu ſolchem Dienſte mehr oder weniger unfähig.

Zu den moraliſchen Eigenſchaften gehört zuvörderſt:

1) ein guter Karakter überhaupt.

2) Gelassenheit, Sanftmuth, Theilnahme, jedoch ohne Weichlichkeit, Gutmüthigkeit und Geduld, Festigkeit, beharrend und doch nachgiebig, standhaft und unerschrocken, Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes.

3) Religiös ohne Aberglauben, und tolerant dabei.

4) Ich werde unter dieser Nummer alles, was ich noch für nöthig halte, aufnehmen, wenn gleich nicht alles hierher gehören sollte, denn viele Eigenschaften eines Wärters sind von der Art, daß ihre Ermangelung wohl Laster heißen kann, wenn sie bei einem solchen Geschäft gefunden wird, als zum Beispiel die Nüchternheit u. s. w. Er muß sich nicht ekeln oder fürchten, etwa selbst angesteckt zu werden, sich selbst reinlich halten, damit der Kranke sich nicht scheue, sich von ihm anfassen zu lassen, er muß nicht schwatzhaft seyn und dem Kranken dadurch lästig werden, besonders muß seine Unterhaltung nicht etwa seyn, wie sie nicht selten bei Kranken zu deren Verderben statt findet, da man ihnen nehmlich Mordgeschichten oder schreckliche Krank-

heitsgeschichten erzählt, die ein trauriges Ende nehmen, und die Kranken in die heftigste Gemüthsbewegung versetzen, oder sie mit Klatschereien unterhält, und eine gedeihliche Aergerniß dadurch bei ihnen veranlaßt, die sie auf dem allerkürzesten Wege auf den Kirchhof befördert. Der Wärter muß verschwiegen, nicht geldgeizig, eigennützig, nicht näschig seyn, er muß wenigstens etwas schreiben und lesen können, so wie er überhaupt kein ganz roher und ungebildeter Mensch seyn darf, und selbst Menschenkenntniß besitzen muß.

Wer alle diese Eigenschaften mehr oder weniger besitzt, der ist ungefähr das, was er seyn muß, um ein guter Krankenwärter werden zu können. Hiernach wird man die Subjekte zu suchen haben, die man dazu machen will.

So wenig man schon ein Arzt ist, wenn man die dazu gehörigen Nebenkenntnisse, physische und moralische Eigenschaften besitzt, sondern, so wie man nun erst dem eigentlichen Studium sich ergeben, Fleiß, Theorie und Praxis haben muß, wozu der Unterricht unentbehrlich ist, so auch hier. Der Krankenwärter muß nun erst theoretischen und prakti-

ſchen Unterricht, vorzüglich den Letzteren erhalten.

Unter dem theoretiſchen Unterricht verſtehe ich:

1) daß man ihn mit der Wichtigkeit ſeines Geſchäftes bekannt mache, ihn nicht in dem Wahne laſſe, als wäre ſeine Hauptbeſtimmung, ein Diener des Kranken zu ſeyn, ſondern, daß er auf einer weit höhern Stufe ſteht, als die iſt, daß er im ſtrengſten Sinne ein Gehülfe des Arztes ſeyn ſoll; daß er daher

2) oberflächliche Kenntniſſe vom menſchlichen Körper, von der innerlichen Beſchaffenheit deſſelben, und von der Lage der Theile haben muß. Die Wichtigkeit dieſer wenigſtens oberflächlichen Kenntniſſe zu erweiſen, würde mich zu weit führen; ich erinnere nur an die Wichtigkeit einer oberflächlichen Kenntniß von der valvula coli in Rückſicht der Klyſtiere, und von denjenigen Stellen, wo die Brüche am häufigſten vorkommen.

Er wird die nöthige Behutſamkeit bei Applikation der Klyſtiere theoretiſch einſehen lernen, ſo wie er, bei eingeklemmten Brüchen, die Gefahr vorläufig durch ſchickliche Lage des Kranken, abzuwenden

wissen wird; eben so bei Beinbrüchen die schickliche Lage des Fußes einzusehen, und mehrere solche Fälle, die, wie schon gesagt, mich zu weit führen würden.

3) Eben solche physiologische und pathologische oberflächliche Kenntnisse, als besonders der sogenannten functiones vitales, von der Circulation des Blutes, vom Athmen, vom Chylo und Chylifikation, von der Absonderung des Urins u. s. w.; aus der Pathologie ließe sich etwas, von dem Wesen der Krankheit überhaupt ausheben, von den stadiis oder verschiedenen Perioden der Krankheit, als: Anfang, Wachsthum, Stillstand, Abnahme, von Symptomen oder Zufällen; von der Einwirkung der äußerlichen Dinge, besonders auch von der Wirkung der Leidenschaften, des übermäßigen Schlafens und Wachens, etwas vom sogenannten fehlerhaften Appetit; und so kann man sämmtliche Fächer der gesammten Arzneiwissenschaft durchgehen, und die für ein solches Subjekt wünschenswerthen oberflächlichen Kenntnisse ausheben, wie es denn unter andern auch nützlich seyn wird, ihm etwas über Crisis und critische Tage überhaupt, ganz vorzüglich aber das Nöthige aus

der Semiotik oder Zeichenlehre beizubringen.

Ich weiß recht wohl, man wird dies alles übertrieben nennen, ich fürchte daher auch noch hinzuzusetzen, wie wünschenswerth es wäre, wenn ein solches Subjekt oberflächliche Kenntnisse von den Medikamenten hätte, von ihrer Wirkungsart und ihrer Dosis, wenn es ein Recept lesen könnte. Aber ich stelle das alles auch nur als ein Ideal hin, jedoch als ein nicht unausführbares, und wenn sich jemand fände, der ein so wichtiges Institut zum Besten der Menschheit stiften wollte, der würde sich dadurch die Unsterblichkeit erringen. So denke ich mir auch, daß sich eine praktische Anweisung für Krankenwärter bald entwerfen ließe. Ich glaube nicht nöthig zu haben, hierbei zu erinnern, daß der Krankenwärter alle diese Kenntnisse blos dazu, und zu nichts anderem besitzen soll, daß er dem Arzt einen vernünftigen Rapport abstatten könne, und der Vorwurf fällt von selbst weg, den man gewöhnlich zu machen pflegt, daß dadurch Pfuscher gebildet werden könnten. Einmal ließe sich das bei Verlust ihres Postens verbieten, zweitens wird wohl das Publikum darüber aufgeklärter denken, und einsehen, daß

zum Arzt etwas mehr, als ſolche oberflächliche Kenntniſſe gehören.

Nach dieſem Schema könnte man vor der Hand 24 ſolche vollkommene Krankenwärter herſtellen, ich würde 12 männliche und eben ſo viel weibliche wählen, wo möglich von jedem Geſchlecht 6 Verheirathete und eben ſo viel Unverheirathete. Nächſt dieſen könnte man aus den Waiſenhäuſern, Subjekte zum Anlernen wählen. *)

Nach dieſem theoretiſchen Unterricht, ſollten ſie nun zur praktiſchen Uebung, ein Jahr lang in der hieſigen Charité zubringen. Was ich unter praktiſcher Uebung verſtehe, würde mich hier ebenfalls zu weit führen; ſo viel iſt gewiß, daß ich darunter etwas anderes, als die Kunſt, Klyſtire zu geben, verſtehe. **)

---

*) Bei dem theoretiſchen Unterricht dürfte beſonders nicht übergangen werden, ein Unterricht für ſolche Kranken, die mehr eine pſychologiſche Behandlung bedürfen; es iſt beſtimmt der wichtigſte und ſchwerſte Theil des Unterrichts; wozu ſich nur wenig Brauchbare finden möchten. Auch bedarf es wohl der Erinnerung nicht, daß dergleichen Krankheiten nicht immer zu den chroniſchen gehören.

**) Was läßt ſich bei dieſem Unterricht, von einem ſo unermüdeten thätigen Manne, als der Herr Hofrath Horn iſt, nicht erwarten!

Nach Vollendung dieses Jahres zur praktischen Uebung würden solche Subjekte, wenn sie sich brauchbar bewiesen, erst Krankenpfleger genannt werden, und in der Privatpraxis zu benutzen seyn; sie müssen beständig unterhalten werden, daß sie gemächlich leben können. Bei den Kranken, wohin sie zur Pflege gesandt werden, bekommen sie, außer ihrem Lebensunterhalt, nichts als höchstens ein freiwilliges Geschenk, wenn der Kranke besser wird, und der Wärter sich gut betragen hat, obgleich er sowohl als der Arzt mehr als blos seine Schuldigkeit gethan haben kann, und der Kranke dennoch stirbt, so müßte es doch hier wegfallen.

Ueberhaupt versteht es sich von selbst, daß ein solcher Krankenpfleger ganz anders behandelt werden müßte, denn man thut dem Kranken im Krankenwärter, wie etwa dem säugenden Kinde in der Amme wohl. *)

Die Bezahlung würde dem Vorsteher des Instituts übergeben, damit er es zur Unterhaltung und etwa zu einem Unterstützungs-

*) Wie man sich überhaupt bestreben muß, den Krankenpfleger, zum Besten des Kranken, in allem Genüge zu leisten, da er als Echo des Arztes anzusehen ist.

ſond, wenn die Mitglieder ſelbſt krank werden ſollten, oder Alters halber nicht mehr Dienſte leiſten können, auffammele.

Länger als einen Tag und eine Nacht, dürfte kein Krankenpfleger beim Kranken ſeyn, ſo müßte in der Regel gewechſelt werden. In dem Fall, daß der Kranke denſelben durchaus verlangte, müßten ihm des Tages 3 bis 4 Schlafſtunden und zur Bewegung in der freien Luft gegeben werden, doch verſteht ſich von ſelbſt, daß chroniſche Kranken keinen ſolchen Krankenpfleger bekommen können.

Es würde nicht nur ein ganz eigener Apparat, welcher alles aufs reinlichſte enthält, was zum Gebrauch beim Kranken nöthig iſt, in einem ſolchen Inſtitute gefunden werden müſſen; ſondern ich würde ſogar für die Mitglieder einen eigenen Anzug vorſchlagen; einen Anzug, den der Wärter, ſolange er um den Kranken iſt, braucht und behält. Da die grüne Farbe den Meiſten behagt, ſo dürfte es eine ſolche Jacke ſeyn, woran keine Knöpfe, ſondern Schleifen von Bändern ſind, um beim Heben und Wenden dem Kranken keine Schmerzen zu verurſachen. *) Seine Schuhe müſſen

*) Man muß die Anzüge der gewöhnlichen Krankenwärter, beſonders des Nachts, geſehen haben, um dieſen Vorſchlag zu billigen.

entweder von Filz, oder wenigſtens mit ſolchen Sohlen belegt ſeyn; eine Schürze mit mehrern Taſchen wäre für ihn ſehr gut.

Von allen dieſen Kleidungsſtücken müſſen mehrere vorräthig ſeyn, und die, welche etwa in einer bösartigen Krankheit gebraucht worden ſind, vor der Hand nicht wieder bei einem andern Kranken gebraucht werden, bis ſie gehörig gelüftet und gereinigt worden.

Entweder der Vorſteher des Inſtituts, oder ein Ober-Krankenpfleger, würde bisweilen bei Tage, und ſelbſt bei Nacht, den Krankenpfleger überraſchen, um zu ſehen, ob er munter, und ernſt ſey, oder ſich Nachläſſigkeit zu Schulden kommen laſſe, als etwa Unreinlichkeit, oder ſonſt Dinge, welche nicht in das Krankenzimmer gehören, dulde, und es an anderen darin nöthigen Dingen fehlen laſſe u. ſ. w.

Obgleich dieſer Plan in unſeren Tagen ein Entwurf zu einem babyloniſchen Thurme zu ſeyn ſcheint, ſo bin ich doch feſt überzeugt, daß er nicht unausführbar ſey, beſonders in großen Städten. Die Hauptſchwierigkeit ſcheint mir nur, einen Fond auf die erſten Jahre zuſammen zu bringen, wo dieſe Subjekte noch in der Lehre ſind, denn

nachher, wenn ſie erſt brauchbar geworden, dürften ſie ſich wohl in aller Rückſicht verintereſſiren. *)

*) Plinius ſagt: O! wie gut iſt es, wenn man zu dem Genuſſe des Glücks durch Unglück kömmt. Ich möchte dem ähnlich ausrufen: O! wie zufrieden wäre ich, wenn ich auch nur etwas dazu beigetragen hätte, daß man durch die Kunſt krank zu ſeyn, zu der Kunſt geſund zu ſeyn gelangte!

Verbeſſerungen.

Seite	10	Zeile	1	ſtatt Mai leſe man May
—	26	—	4	von unten ſtatt um leſe man und
—	84	—	5	— — — Arzeney leſe man Gegenanzeige
—	91	—	3	— — — ſchenkt leſe man ſchenkte
—	185	—	11	— — — ihn leſe man jenen

Himmlischer Vater!
Sehen Sie! Sehen Sie! wie wir sie finden.

7238,

Aus dem Leben eines reiſenden Schauſpieldirektors,

als

3tes Bändchen

meiner Streifereien.

Meyer's Buchhandl:

Aus

dem Spaniſchen überſetzt

von

Sabattja Joſeph Wolff, Dr. Med.

Preußiſche Staatsbibliothek Berlin

Mit einem Kupfer.

Berlin, 1821.

Gedruckt in der Joh. Fr. Ungerſchen Buchdruckerei.

1926.2928 ,10
Deutsche Lit. 10, 437 III b

Seinen Freunden

dem Herrn

Kriegs- und Domainenrath Grothe

und

dem Herrn

Hofrath Jochmus

widmet

diese Blätter

der Herausgeber.

Vorrede.

Dem Spinner ſeinen Flachs, dem Trinker ſeinen Wein, und mir als Umherſtreifer im Gebiete des Ernſtes und des Scherzes, führt der Zufall ein Manuſcript, in ſpaniſcher Sprache geſchrieben,

in die Hand, welches beim erſten Blick, den ich hinein werfe, mir ganz dazu gemacht zu ſeyn ſcheint, um als drittes Bändchen meiner vorhergehenden Streifzüge zu dienen.

Dies iſt aber auch alles in allem, was ich meinen geehrteſten Leſern von dieſem Bändchen zu ſagen habe: ja, ich weiß nicht einmal, wer der ſpaniſche Verfaſſer geweſen ſeyn mag, und noch weniger, ob der Held dieſer Geſchichte

wirklich einmal gelebt hat, oder ob der-
ſelbe eine bloße Hirngeburt iſt.

Frei und ungezwungen habe ich das Ganze überſetzt, und bin dabei mehr als zu ehrlich zu Werke gegangen, denn ich habe nicht nur das überſetzt, was da ſtand, ſondern auch, was im Manu-ſcript gar nicht zu finden war. Dies iſt zugleich ein klarer und deutlicher Be-weis, daß ich ganz zum Ueberſetzer ge-macht bin.

Es bleibt mir nur noch zu ſagen übrig, daß ich nichts mehr zu ſagen habe. Ergo vale!

Gruß des Erzählers
an
ſeine geehrteſten Leſer.

Ein Direktor einer herumreiſenden Schauſpielergeſellſchaft, als welchen ich Dich, mein lieber Leſer, begrüße, fällt ja wohl nicht, wie einſt der Manna, vom Himmel? — „Wer und was warſt denn Du „vorher? Wer und was waren Deine Eltern, Großeltern," und ſo weiter? höre ich Dich fragen. Zugeſtanden, Du haſt allerdings das Recht und die Befugniß, darnach zu forſchen, wenn ich mit einem Abſchnitte aus meinem Leben, vielleicht dem allerbedeutendſten, auftrete, und Dich damit unterhalten will; ſo erwarte ich doch wiederum von Deiner Billigkeit, wenn ich Dir die Verſicherung und meine Autorehre zum Unterpfand gebe, daß Dir Dein

Recht werden soll, das Geständniß, daß es lediglich von meiner Willkühr als Autor abhängt, ob ich Dich mit meinen Verhältnissen von der frühen Kindheit an, gleich beim Anfang meiner Erzählung, nach dem einmal so hergebrachten Schlendrian der Biographen und Romanfabrikanten, vertraut machen will, oder ob ich es für besser und vortheilhafter halte, von dem gewöhnlichen Gange abzuweichen, und mich und meine Eltern zu Ende der Erzählung Dir vorzustellen; besonders, wenn wir beide dabei gewinnen, oder doch wenigstens nicht dadurch verlieren. Wir haben ja einen und denselben Endzweck: Du lieseſt mich in der Hoffnung, Dich zu amüsiren, und eben deswegen schreibe ich, und würde meine Belohnung darin finden, wenn Dein Endzweck erreicht wird; gleichviel für uns beide, durch welche Mittel und auf welchem Wege wir unser Ziel erringen, wenn wir nur dahin gelangen.

Begnüge Dich, mein lieber Leser, vor der Hand zu wissen, daß ich in den drei ersten Jahren meines Daseyns schon ohne Eltern war, daß ich sie also nie gekannt habe. O! es wäre Balsam für

meine blutende Wunde, wenn es der Tod geweſen, der ſie mir entriſſen hat, aber der ſtets folternde Gedanke, ſie ſind vielleicht noch, und nur für mich nicht, iſt bei weitem martervoller. Meine Mutter kenne ich aus einem Gemälde, welches ich ſtets auf der Bruſt trage. Hat ihr die Kunſt nicht geſchmeichelt, ſo beſaß ſie eine höchſt einnehmende, liebevolle Phyſiognomie, ſo daß man es wohl wünſchen darf, ſie als Mutter beſeſſen zu haben. Das Gemälde ſelbſt verräth eines Meiſters Hand, und der Anzug, der ſie bekleidet, verbunden mit der künſtlichen, von ächten Steinen blitzenden Einfaſſung, deutet auf ehemaligen Wohlſtand. Von meinem Vater iſt mir aber auch nicht einmal dieſer ſchwache Troſt geblieben; von ihm beſitze ich nichts. — Verzeih', lieber Leſer, die Thräne, die hier von meinem Auge herabrollt für die Theuren, die ich nie gekannt habe, Du ſollſt bald durch den erſten Theil meiner Erzählung in eine andere und beſſere Stimmung verſetzt werden.

Noch magſt Du im Voraus wiſſen, was Du wohl ſchon von ſelbſt vermutheſt, daß ich ſchwerlich zum Schauſpieldirektor geboren bin. Dem ſey,

wie ihm wolle! Man nimmt die Menſchen nicht nach dem, was ſie waren, noch nach dem, was ſie werden können, ſondern nach dem, was ſie ſind. Dieſer Abſchnitt meines Lebens, wenn auch aus der Mitte deſſelben, bleibt der wichtigſte, und daher der ſchicklichſte, um damit zu beginnen.

Als Direktor einer ſolchen ziemlich kultivirten Geſellſchaft machte ich da, wo ich mich präſentirte, einiges Aufſehen, und befand mich ſehr wohl dabei. Meine ökonomiſchen Umſtände verbeſſerten ſich von Tage zu Tage, ſo daß ich mich bereits im Beſitz eines ziemlichen Kapitals ſah. Ob Glück oder wirkliches Verdienſt den meiſten Antheil daran hatte, bleibe dahin geſtellt. Einer Grille nur will ich erwähnen, die bei mir zur Leidenſchaft ward: ich hatte einen unwiderſtehlichen Hang, auf meinem Poſten durchaus etwas außerordentliches zu ſeyn und zu leiſten; das Gewöhnliche, Mittelmäßige, wollte mir nicht behagen. Ohne die gehörigen Kenntniſſe zu beſitzen, verfiel ich darauf, ſelbſt Theaterdichter zu ſeyn. Beſonders beherrſchte mich die Tragödie, und ich beſchäftigte mich mit Aufopferung alles Andern, eine Univerſaltragödie zu ſchrei-

ben. Der Name ſelbſt giebt wohl hinlänglich zu erkennen, wie exaltirt mein Geiſt geweſen ſeyn muß. Ich werde keinen Anſtand nehmen, mich zu ſchildern, wie ich war, als ein Beweis, wie weit ſich der menſchliche Verſtand, vom Eigendünkel geblendet, verirren kann. Von dieſem Stücke ſelbſt weiterhin ein Mehreres.

Durch Protektion (die leider zu Allem in der Welt gehört) verſchaffte ich mir ein Privilegium, in der Stadt N. jährlich mehrere Monate hindurch ſpielen zu dürfen. Der Oberbürgermeiſter der nicht unbedeutenden Stadt, dem ich ſchon vortheilhaft bekannt war, und den ich zu meinen Freunden zählte, hatte mir bei Nachſuchung der Erlaubniß, weſentliche Dienſte geleiſtet. Wir werden dieſen Edeln auch noch ganz ſo, wie er war, kennen lernen. Die folgenden Briefe an denſelben bitte ich, für das zu nehmen, was ſie ſind, d. h. nicht alles darin Vorkommende iſt mein ächter Ernſt, ſondern vielmehr abſichtlicher Scherz, von meiner damaligen guten Laune gewebt; wie z. B. das, was ich von meinen Talenten und übernommenen Rollen ſage. Den Scherz darin vom Ernſt abzuſondern, will ich

Dir überlaſſen, mein freundlicher Leſer, nur muß ich erinnern, daß alles, was von meinem Meiſterſtück, dem neuen Trauerſpiel, vorkömmt, ſo wie das, was ich von den dazu verfertigten Dekorationen, von der Muſik u. ſ. w. ſage, wörtlicher Ernſt iſt. Es war bei mir zu der Zeit eine fixirte Idee (daß ſie an Tollheit gränzt, ſehe ich jetzt ſehr wohl ein) durchaus ein Kraftgenie, ein Original ſeyn zu wollen. In der Kunſt zu übertreiben, war ich, wo nicht mehr, doch wenigſtens ein zweiter Shakeſpeare. Ich mag nicht anders erſcheinen, als ich wirklich war, am wenigſten auf Koſten der Wahrheit. — Behüte Dich Gott!

Schreiben
an
den Oberbürgermeiſter der Stadt N.

Ew. Wohlgeboren werden es höchſt wahrſcheinlich ſchon wiſſen, daß mir höheren Ortes die Erlaubniß bereits geworden, mich und meine Trabanten in Ihrer Reſidenz jährlich 3 Monate hindurch präſentiren zu dürfen. Was mich ganz beſonders dabei freut, iſt das Vergnügen, Ihren Umgang

und Ihre für mich ſtets lehrreiche Unterhaltung zu genießen. Ich hoffe, im kommenden Sommer, und aus guten Gründen, mit den eintreffenden Hundstagen, das Spectaculum zu beginnen, und zwar mit: „Je toller, je beſſer!“ in Gottes Namen den Anfang zu machen.

Ich habe es bereits ſo weit gebracht, daß das Publikum jedes beliebige Stück von mir fordern kann und darf, ſo wie es gegenwärtig in den berühmteſten Städten Deutſchlands üblich iſt, und das mit Recht — denn, das Publikum iſt ja nicht des Theaters willen, ſondern das Theater des Publikums willen da. — Meine Spießgeſellen ſind, wie man zu ſagen pflegt, mit allen Hunden gehetzt. Daher iſt es dem geringſten unter ihnen gleich viel oder gleich wenig, als Held oder Bandit, als Bramin oder Hanswurſt, als Andächtler oder Freigeiſt, als Fürſt oder Bettler, aufzutreten — heute Peter der Große, morgen Papageno, Hamlet oder Figaro, Biſchof oder der Teufel im Fauſt, alles iſt auf meiner Bühne ganz gleich: in allen Rollen muß der Schauſpieler brav und groß ſeyn, ja, er muß, wenn nicht anders Kabale mit im

Spiel iſt — wie es denn wohl bisweilen der Fall iſt — in jeder Rolle heraus gerufen werden, oder ich ſage ihn, der Teufel hole mich, zum Teufel.

Ganz iſt dies und in noch höherem Grade der Fall bei meinem weiblichen Perſonal, das bei einer reiſenden Truppe beſonders — den Ausſchlag geben, und gar ſehr nach dem Geſchmack des Publikums ſeyn muß. — Meine Maria Stuart läßt ſich auch als Milchmädchen gebrauchen — wird als Buhlerin in Miß Sara Sampſon herausgerufen, und als Hoheprieſterin in der Sonnenjungfrau oft genug beklatſcht. Die wahnſinnige Nina, die Ophelia, die Gräfin Eſſex ſpielt ſie ſo meiſterhaft, daß ein gebildetes Publikum toll ſeyn muß, wenn es ſie nicht für wirklich wahnſinnig hält und ihr das herzlichſte Mitleid ſchenkt. Den Taubſtummen führt ſie ſo natürlich durch, als wäre ſie in Eſchke's Inſtitut gebildet. Als Savoyard, als Page im Figaro, läßt ſie alles hinter ſich — ſpielt zum Entzücken; als kleiner Matroſe iſt ſie mehrmals geſtochen und vergriffen, weil ſie zum Sprechen getroffen war. Sie ſollen es zur Zeit erfahren, und

ſich ſelbſt überzeugen, daß ich nicht nur nichts übertrieben, ſondern viel zu wenig geſagt habe.

Vollkommen ſind auch, und trefflich beſetzt alle meine Luſtſpiele. Meine Tyroler Waſtel, ich ſage Ihnen, die giebt kein Theater ſo, wie das meinige; eben ſo wenig das Kraftſtück, Herodes vor Bethlehem. Auch dürfen es ſich meine Nymphen nicht verdrießen laſſen, an Einem Abend nach Umſtänden ſich zu mehreren Rollen herzugeben und gebrauchen zu laſſen; im Singen und Tanzen, im Weinen und im Lachen, müſſen ſie gefallen und das Herz ergreifen. Doch ich würde mich erſchöpfen, und wenn es nicht ſchon geſchehen iſt, Sie ermüden, daher mit einem Worte: meine Engel müſſen Teufel, und meine Teufel Engel ſeyn können!

Eine unzeitige Beſcheidenheit wäre jeder Anſtand, den ich nehmen würde, bei dieſer Gelegenheit ein Wörtchen von meinem eigenen Talente zu ſagen, da man ſich die Achtung eines Mannes, wie Sie, nicht früh genug erwerben kann. Wie wäre es auch möglich, Disciplin unter meinen Geſellen und meine Autorität aufrecht zu erhalten, wenn ich nicht Alles in Allem, und ſelbſt im kleinen groß

wäre. Ein nicht ungewöhnlicher Fehler der Schauspieler ist der, daß sie sich auf ihre Rollen verlassen, aber diejenigen, welche ich übernehme, können sich auf mich verlassen. Nicht das Kleid oder das Amt muß dem Manne, sondern der Mann muß dem Amte Ehre machen. Eben so verhält es sich mit der zu spielenden Rolle, nicht sie soll dem Schauspieler, sondern umgekehrt, der Schauspieler soll ihr einen Werth geben. Keine Rolle, sey es auch die schwerste, kann mich abschrecken, ich bin einer jeden gewachsen. Garrick, Talma, Schröder, Brockmann, Reinicke, Opitz, Fleck, Iffland und Devrient*) waren und sind stets Herren ihrer Rollen; man sah stets mehr auf ihr Spiel, als auf den Verfasser des Stücks, und dies ist vollkommen bei meinem Spiel der Fall. Meine ganze Aufmerksamkeit und Anstrengung verwende ich auf den Monolog überhaupt, worin man eigentlich und ganz vorzüglich den Meister erkennt. Die wenig

*) Im Original standen nur französische und italienische Künstler, die schon verschollen sind, ich wählte daher berühmte Künstler, die mir eben einfielen.

ſten Schauſpieler wiſſen es, was dazu erfordert wird, öffentlich ein geheimes Geſpräch mit ſich ſelbſt zu halten, denn der Zuſchauer ſoll ja nicht hören, ſondern fühlen, fühlen ſoll er, was im Innern des Schauſpielers vorgeht; dieſer ſoll gleichſam ſeine Seele präſentiren. Shakeſpeare hat uns in ſeinem Monolog: „Seyn oder nicht ſeyn," eine harte Nuß zu knacken gegeben, ich aber habe den rechten Sinn ertappt: ich deklamire, und zwar nach Schlegel, das „Seyn oder nicht ſeyn" ſo, daß das Publikum nicht weiß, ob es iſt oder nicht iſt. Jene Erzählung aus Fiesko: „Das Reich der Thiere kam einſt in bürgerliche Gährung," das Meiſterſtück, eines Schiller's würdig, trug ich neulich mit ſo vielem Feuer, mit ſolcher Würde und Anſtand vor, daß ein Aſthmatikus, der dabei vergaß, zu athmen, beinahe erſtickt wäre. Wenn ich mich als Romeo vergifte, wird mir jedesmal ein Bravo gerufen, daſſelbe widerfährt mir, wenn ich als Anton im Jean Calas mich aufhänge, und ein allgemeines Beifallklatſchen iſt mein Lohn, wenn ich als Franz Moor oder Othello mich erdroſſele. Dies iſt mir

eben ſo gewiß, als ein da capo, wenn ich als Eſſex die königliche Ohrfeige empfange.

Noch mehr werden Sie erſtaunen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich auch in weiblichen Rollen zu gebrauchen bin; doch dies iſt ja bei reiſenden Schauſpielern — nichts ſeltnes. — So hat meine Jungfrau zeither ſtets über Zahnſchmerz und beſtändige Uebelkeit geklagt, was zwar nach der Ausſage meines Theaterarztes (die, wie Sie wiſſen, in der Regel gar große Männer ſind) eine vorübergehende Krankheit ſeyn ſoll, und mir blieb nichts anders übrig, als mich als Jungfrau herzugeben. Ich deklamirte: „Lebt wohl, ihr Berge" zum allgemeinen Erſtaunen. Denken Sie, heute ſinge ich als Arſene mit ungetheiltem Beifall die Bravour-Arie „Kein irdiſches Glück iſt meinem gleich," und morgen als Caraſtro: „In dieſen heil'gen Hallen." Ließe es ſich thun, ich würde als Arſene und Kohlenbrenner zugleich auftreten. Und doch iſt dies nur Kleinigkeit gegen, daß ich auch faſt in allen meinen Balletten als erſter Tänzer Epoche mache. Leider werde ich es aber bald unterlaſſen müſſen, da ich an Korpulenz täglich zunehme, und mir einſt als Ludwig

der Springer, da ich den Sprung vom Felsen zu künstlich machte, einen Leibschaden zuzog. Beiläufig gesagt, thut mir das von meinem Arzt für dieses Malum vorgeschlagene Apfelsinen- und Ananasbad herrliche Dienste. Von meinen Weiberrollen muß ich Ihnen noch Folgendes erzählen. Neulich spielte ich die Gurly mit solcher Naivität, daß, als ich kaum die Worte ausgesprochen hatte: „ich will meinen Kater heirathen, ein zehnjähriges Mädchen vor Lachen beinahe erstickt wäre. —

Unter allen Rollen trete ich am liebsten als Abällino, oder als Spiegelberg in den Räubern, auf, weil ich, wie man mir sagt, solche sehr natürlich spiele. In ernsthaften Rollen mache ich bei den Damen kein Glück, wohl aber als Wildfang oder Schwätzer. Die meisten Eroberungen werden mir als Herkules in der Alceste zu Theil; ich weiß aber auch die Löwenhaut so umzuhängen, daß das geübte Auge einer Schönen an meinem wirklich Herkules ähnlichen Körperbau Augenweide finden kann. Daß ich im Lügner und Schwätzer unübertrefflich bin, will ich nur noch zum Schluß dieses Briefes bemerken.

Nächſtens ein Mehreres von Ihrem ganz ergebenſten Freunde und Diener

Mouriet.

Dieſer Brief konnte ſeine Reiſe kaum zur Hälfte zurückgelegt haben, ſo erhielt ich ſchon von dem Oberbürgermeiſter ein freundſchaftliches Schreiben, wodurch er mich zu überraſchen glaubte, mit der Nachricht, daß mir von der Regierung jene Erlaubniß zu Theil geworden, und mit einem herzlichen Glückwunſche von ſeiner Seite. Er forderte mich zugleich darin auf, meine Ankunft zu beſchleunigen, mit dem Bemerken, er ſei von der Regierung angewieſen, mich mit allem nur möglichen, jedoch mit Ausſchluß der Koſten, zu unterſtützen, und rieth mir, ſo bald als möglich in eigener Perſon zu erſcheinen, oder des Lokal's wegen einen Sachverſtändigen zu ſenden.

Hier ſtieß ich aber auf eine große Schwierigkeit. In völliger Arbeit nämlich mit meinem Univerſaltrauerſpiel ſelbſt und mit der Anfertigung der dazu erforderlichen gar kunſtvollen Dekorationen, konnte ich mich bei meinem Enthuſiasmus dafür, nicht davon trennen, und in dieſer Stadt ſollte es durchaus

zuerſt gegeben werden. Von der andern Seite war es aber auch allerdings ſehr nothwendig, das Lokal in Augenſchein zu nehmen, da die Dekorationen zu dem neuen Meiſterwerke demſelben angepaßt werden ſollten: ich ſchrieb alſo einen zweiten Brief folgenden wichtigen Inhalts:

Ew. Wohlgeboren Schreiben an mich muß mit dem meinigen an Sie auf dem Wege karamboliert haben. Ihre ſehr ſchmeichelhafte Aufforderung, ſobald als möglich mich einzufinden, wird ſich jedoch nicht leicht bewerkſtelligen laſſen. So dringend auch meine Gegenwart des Lokals wegen iſt, muß dieſe Nothwendigkeit doch einer bei weitem größeren weichen. Die Vollendung eines Meiſterſtücks, welches ich unter der Feder habe, und von dem die Welt in Alarm gebracht werden ſoll, kann ich wohl ſo nennen.

Ich habe (da ſich einem reiſenden Schauſpieler die ſchönſte Gelegenheit dazu darbietet) in Erfahrung gebracht, daß die Menſchen überall zu glücklich ſind, man erblickt ja in jeglichem Orte eitel Wohlhabenheit, ja ſelbſt Ueberfluß im Ueberfluß, dahingegen man das Ding, Nah-

rungsſorge genannt, kaum dem Namen nach mehr kennt. Alles hat ſein reichliches Brod, ohne darum zu arbeiten und es im Schweiße ſeines Angeſichtes zu ſuchen. Das ächte goldne Zeitalter iſt bereits eingetreten; daher lebt man auch allenthalben unter beſtändigem Schmauſen, Sauſen und Brauſen. Bälle und Feten aller Art, als da ſind: Blumen- und Roſenfeſte, Hutſchieben und Hahnenſchlag, Wurſt- und Gänſegreifen, Erpelſtechen und Pretzeltänze, Kirſchenfeſte und Sacklaufen, und wie dieſe großen Jubel ſonſt noch heißen, ſind etwas gewöhnliches. Picknicke, wobei man obendrein noch berühmte Sänger für wenig Geld hören kann, werden häufig gegeben, und an unſern Tagesblättern iſt man in Gefahr, ſich den Magen zu verderben, da ſie mit Paſteten und jungen Hühnern, Puten-, Enten- oder Wildbraten und Erbſen mit Pökelfleiſch überfüllt ſind, die aller Orten zum Abendeſſen angekündigt und ausgeboten werden.

Was könnte nun in einer ſolchen glücklichen Welt unſer einer mit ſeinen Luſt-, Schau- und Singſpielen für Glück machen, da jedermann, wer er auch ſey, dies alles im eignen Hauſe oder doch

für

für wenig Geld haben kann. Ich würde ja mit meinen Trabanten, wie man zu ſagen pflegt, Hunde nach Bautzen führen müſſen, wenn ich nicht dafür geſorgt hätte und mich in dem Zuſtande befände, das Publikum zur Abwechslung täglich mit einem oder dem anderen Trauerſpiel zu unterhalten; nicht etwa darum, weil das Trauerſpiel überhaupt die Krone der dramatiſchen Welt iſt, ſondern damit man ſich nicht, wie die Engländer, aus Ueberdruß und Langerweile aufhänge. Freilich iſt die allgemein erhobene Klage, daß es an Trauerſpielen, und beſonders an ſolchen fehle, die das Publikum noch zu Thränen bewegen können, ſehr gerecht, da dieſes gleichſam immer abgehärteter dagegen wird. So zum Beiſpiel habe ich ſelbſt in den Huſſiten vor Naumburg, die ich neulich gab, keine Thräne bemerkt, im Gegentheil, es ging ſogar ſo weit, daß bei der herzangreifenden Scene, wo die Kinder in Sterbekleidern erſcheinen, laut gelacht wurde. Daher gehe ich jetzt mit der Idee um, ganz neue Arten von höchſt rührenden Trauerſpielen zu verfertigen, und das will jetzt gar viel ſagen, da Meiſterſtücke dieſer Art nicht allein ſchon in Menge da ſind, ſon-

dern auch noch mitunter geliefert werden. Aber Sie werden es erleben, daß ich dem allezeit frohen Publikum dennoch die Thränen orhoftweiſe abzugewinnen wiſſen werde. Daß es ungeheure Arbeit koſten wird, zu einem Vorrath zu gelangen, will ich ſehr gerne eingeſtehen, allein man bekömmt, wie ich deutlich an mir ſelbſt bemerke, mit der Zeit immer mehr Fertigkeit im Schreiben. Ich habe es ganz falſch gefunden, daß, wie man behaupten will, das ſchlechte Schreiben vom zuviel Schreiben herrührt; gerade umgekehrt! Man forſche nur nach, und man wird finden, daß diejenigen, welche viel ſchrieben, das Beſte geliefert haben, und das Schlechtere nur von denen herrührt, welche federfaul waren. Ich habe mich in dieſes Fach ſo hineingearbeitet, daß ich mir das Gehirn aus dem Kopfe reißen, einen Ball daraus formen, und ihn zum Fangeſpiel gebrauchen will, wenn ich nicht jährlich wenigſtens drei Meiſterwerke dieſer Art hervorbringen kann.

Das Stück, welches ich zunächſt beendigen werde, ſoll ſelbſt Hottentotten und Barbaren zum Heulen bringen. Es iſt aber auch eine Arbeit, die mir den

Kranz verſchaffen ſoll. Unter dem einfachen Namen „Die Welt, ein Trauerſpiel“ ſoll es gleichſam ein Perpetuum mobile von Trauerſpiel ſein; eine ganz neue Idee, worauf ich mir wohl etwas zu gute thun kann. Die Zeit, wenn das Stück zu ſpielen anfängt, ſoll und muß unbeſtimmt bleiben, etwa vor 5580 Jahren; endigen ſoll es eben ſo unbeſtimmt, oder vielmehr gar nicht. An einem Abend können höchſtens zwei Akte ſpielen, die aber jedesmal als ein Ganzes anzuſehen ſind. Das Theater ſelbſt wird ſich im Ganzen genommen, bis auf einige kleine unbedeutende Veränderungen, immer gleich bleiben. Mitunter werden auch Ballette von völlig neuer Art gegeben, die das Ganze heben, und das Traurige noch trauriger machen ſollen. — Welche Idee! rührende Ballette, welche ſchwierige Aufgabe! Und denſelben Zweck haben alle von Zeit zu Zeit vorkommende Divertiſſements! Dergleichen ſind von meinem Balletmeiſter, einem ungeheuren Genie, bereits mehrere verfertigt; das erſte unter dem Namen: „die Kinderjahre und ihre Spiele“; das zweite: „die Einſegnung“; das dritte: „die Liebe“ — es kann aber auch erſt die Liebe, dann die Einſegnung

gegeben werden — das vierte: „die Hochzeit"; das fünfte: „die Kindtaufe" u. s. w. Alle sind aber bloß auf Täuschung berechnet, indem sie fröhlich und lustig beginnen, und desto trauriger enden. — Ein großes und ganz vorzügliches Ballet soll unter dem Namen „die Ehescheidung" dargestellt werden. Ganz vorzüglich mit Ruhm bedeckt hat er sich in einem herrlichen Produkt dieser Art, „der Krieg" genannt, dessen Fortsetzung den Namen „der Friede" führt. Der erste Theil beginnt komisch, über alle Maßen lustig, der Friede hingegen wieder desto trauriger. Zu alle dem, wie zu dem Trauerspiel selbst, ist der Stoff aus der wirklichen Welt genommen. In meinem nächsten Briefe (denn einen bekommen Sie wohl noch, ehe ich selbst werde aufwarten können) sollen Sie ein Mehreres von dieser meiner Riesenarbeit hören. Unterdessen verbleibe ich mit aller Achtung

Ihr ergebenster

Mouriet.

Um mit einer solchen Arbeit nicht fertig zu werden, darf man sich nur beeilen; es geht uns dann, sans comparaison damit, wie dem Steineſel,

der lieber gar ſtehen bleibt, wenn man ihn mit Gewalt antreibt. Ich ſtrengte mich übermäßig an, ohne einigen Erfolg zu ſehen, was ich geſtern gearbeitet hatte, ſtrich ich heute aus, und ein zu ſchnelles Anwachſen der Ideen führte mich weit von meinem eigentlichen Wege ab. Die Urſache davon war, daß ich mich übereilte, und meine erhitzte Einbildungskraft gleichſam überheizte. In meinem Kopfe lag gleich einem Depot, ein großer Schatz von Beleſenheit verborgen, der mir mehr Schaden, als Nutzen brachte, weil ich, voller Eigendünkel, für alle bei ſolchen Gelegenheiten mir aufſtoßende Ideen zu ſehr eingenommen war; keine wollte ich fahren laſſen, ſondern alle nützen und anbringen, und da ging es mir, wie dem guten Muſäus, der öfters um einen Spaziergang zu machen ausging, und nicht ſelten mit einer Fußreiſe endigte. So wollte ich einſt ſchon früher eine Abhandlung über die Unſterblichkeit der Seele ſchreiben — nicht etwa, um Mendelſohn's Phädon zu widerlegen, nein! darin hatte mir ſchon ein anderer Gelehrter vorgegriffen — und bemerkte endlich bei Durchſicht meiner Arbeit, die mir unter der Hand wie Unkraut angewachſen

war, daß ich von meiner Unſterblichkeit auf ei
Naturgeſchichte der Käſemilbe gerathen war, der ſi
ihrer Ausführlichkeit halber, Swammerdam in ſe
ner Bibel der Natur nicht zu ſchämen gebrauc
hätte, und daß meine Abhandlung mit einer R
zenſion des Prachtſtücks: „Harlekins Geburt" ſi
endigte.

Unfehlbar wäre es mir auch diesmal ſo erga
gen, und Gott weiß, ob ich die Bearbeitung me
nes Trauerſpiels nicht mit der Seelenwanderung d
Pythagoras beendigt hätte, wenn ich nicht noch z
rechter Zeit darauf aufmerkſam geworden wä
Ich machte daher lieber ganz und gar eine Pauſ
um die Flammen meiner Einbildungskraft z
dämpfen, und dieſe abkühlen zu laſſen, arbeite
dann höchſtens zwei Stunden täglich, und ſieh
ich kam beſſer dabei vorwärts, denn was ich he
vorbrachte, war gut. In meinem Kopfe lag je
das non plus ultra aller Trauerſpiele ganz volle
det da, ich ſah mich im Stande, den Tag mein
Abreiſe zu beſtimmen, und ſchrieb nun den folge
den letzten Brief an meinen Freund, den Oberbü

germeiſter, der eben ſo wichtig, als die vorhergehenden iſt.

Ew. Wohlgeboren beeile ich mich, die Nachricht zu geben, daß ich höchſtens in vierzehn Tagen eintreffen werde, mit der Hoffnung, in einem Zeitraume von etwa zwei Monaten die Einrichtung des Lokals, das, wie ich erfahren, in ziemlich gutem Stande ſeyn ſoll, zu beendigen. Ich bringe meinen Theatermaler mit, ein Genie vom erſten Range, ganz dazu gemacht, mich in meinen heroiſchen Ideen zu unterſtützen. Sie werden in ihm einen ſehr intereſſanten Mann kennen lernen, an dem ich durch die Gunſt des Zufalls eine große Eroberung gemacht habe. Ich liebe und ehre ihn wie einen Vater; er iſt mir ſo unentbehrlich, wie meine rechte Hand, hat ſich bereits durch Anfertigung der erforderlichen Dekorationen zu meinem großen Trauerſpiele unſterblich gemacht, und läßt dabei, ohne allen Anſpruch, nicht das geringſte von Eigennutz blicken. Nur für die Kunſt lebend, ſympathiſirt er auch hierin mit mir. Auf ſeiner Herkunft und ſeinen früheren Verhältniſſen ruht tiefes Dunkel, und

er ſelbſt beobachtet ein ſtetes Stillſchweigen darüber; ſoviel iſt gewiß, daß er einſt etwas anderes, als ein Theatermaler war. Auch als Soufleur leiſtet er mir vortreffliche Dienſte. Doch Sie ſollen ihn aus ſeinem Werke ſelbſt kennen lernen. Zu meinem neuen Trauerſpiele habe ich folgende Dekorationen vorgeſchlagen, die von ihm in kurzer Zeit ausgeführt ſind, und alles in Erſtaunen ſetzen werden.

In den erſten beiden Akten, die auf einen Abend berechnet ſind, präſentirt ſich ein Chaos, das ſich in einem unüberſehbaren leeren Raume verliert. Eine kühne Idee, die noch kein Künſtler mit dem Pinſel zu verſinnlichen gewagt hat, iſt in dieſem Chaos und leeren Raum, dem Auge die „Zeit" vorzuſtellen mit Licht und Finſterniß, Feuer und Waſſer, mit Sonne, Mond und dem ſämmtlichen Geſtirn, Trabanten, Planeten und Kometen, und zwar alles erſt im Begriff zu entſtehen, alles in- und durcheinander, und doch ſo lebhaft, klar und deutlich, daß man von Ehrfurcht und heiligen Schauern ergriffen wird. Die Bewegung der Sonne um die Erde iſt ein Meiſterſtück, größer als alle, die je

von der Kunſt hervorgebracht ſind, denn man erblickt ſchon deutlich darin das neuere Syſtem, das der Bewegung der Erde um die Sonne; wie hingezaubert ſteht das alles da! Selbſt von einem Logos, Kosmus, Prima Materia, Natura Naturans, von der platoniſchen Weltſeele, von den Atomen, und Monaden, vom Proton Kinum, Entelecheia und dem Abſoluten ſind Spuren vorhanden. Ein über dem Ganzen ſchwebender Hauch giebt die Idee vom Leben alles Lebendigen. Ich glaube durch dieſes große Werk die erſte Grundlage zu einem Welt-Panorama geſchaffen zu haben.

Von dem Stück ſelbſt kann ich Ew. Wohlgeboren keine ausführliche Beſchreibung mittheilen; denn ſie würde die Gränzen eines Briefes zur Ungebühr überſchreiten; daher will ich Ihnen nur eine Skizze der beiden erſten Akte zeichnen, woraus Sie auf das Ganze ſchließen mögen.

Zuvor aber noch etwas von meinem Orcheſter. Kein ſtehendes Theater kann es ſo vollkommen aufweiſen. Ein Virtuoſe übertrifft den andern, und der Kapelmeiſter iſt ein Genie, das in Deutſchland keimte, auf Reiſen ſich bildete, und in Italien

reiſte. Durch die zu meinem Trauerſpiele komponirte Muſik hat er ſich mit Ruhm bedeckt und unſterblich gemacht. Die Symphonie iſt nicht nur dem Stücke ſelbſt anpaſſend, gleichſam als Vorläufer der Dinge, die da kommen ſollen, und durch Spannung des Publikums, ſondern ſie ſteht auch ſelbſt mit der Dekoration im harmoniſchen Einklang. —. Dies iſt, wie mich dünkt, bis jetzt ganz überſehen worden, denn welch' ein Kontraſt iſt es z. B., in einer Dekoration, die einen Tempel vorſtellt, eine Bravourarie zu ſingen. — In dieſer meiſterhaften Symphonie wird das Chaos, der leere Raum, „die Zeit", Finſterniß, Feuer und Waſſer, kurz alles, was ſich auf der Dekoration hingezaubert befindet, ausgedrückt, und auf eine ſo gefällige und überraſchende Art, daß Auge und Ohr zugleich beſchäftigt und gleichſam in Beſchlag genommen ſind. Die Seele ſelbſt wird davon ergriffen und hingeriſſen, und Sinn und Gefühl müſſen wohl von ſelbſt folgen.

Aber ſo kunſtvoll dies alles auch iſt, ſo ſteht es doch in keinem Verhältniß mit dem Schwunge, den der Künſtler der Muſik dadurch gab, daß ſie

die Auftritte ſelbſt anzeigt und ſie ſkizzirt darſtellt. Sie werden ſich die damit verbundene Schwierigkeit lebhaft genug denken können, wenn Sie folgende Schilderung der beiden erſten Akte Ihrer Aufmerkſamkeit würdigen wollen.

Nach dieſer, oder während dieſer ſo kunſtreichen Symphonie zeigt ſich die ſchon bekannte Dekoration, welche gewiß die ganze Aufmerkſamkeit des Publikums und beſonders des Kenners rege machen wird. Wenn nun das Publikum für Auge und Ohr hinreichend genug hat, und wahrſcheinlich dieſen beiden Sinnen ganz hingegeben iſt, erſcheint ein verunglückter, vertriebener Verwalter, den ſein verführtes Weib ſehr elend gemacht hat. In einem herzergreifenden Monolog beweint und bejammert er den Verluſt ſeiner paradiſiſchen Wohnung, aus der er ſo unſchuldiger Weiſe verjagt iſt, und ſeufzt über alles Ungemach, was ihn ſeit der Zeit betroffen hat. Ganz erſchöpft und von Wehmuth überwältigt, verſinkt er in einen Schlummer, wozu er ſich ein Plätzchen auf der Erde gewählt hat. Zwei von ſeinen Söhnen treten auf, ohne ihren Vater zu bemerken. Sie ſind in der frommen Abſicht, zu opfern, gekom-

men. Nachdem ſie dieſe feierliche Handlung ganz prunklos und ohne Ceremonie verrichtet haben, entfernen ſie ſich. Bald darauf kehrt der jüngere Bruder zurück, munter und froh, wie die Heiterkeit und Zufriedenheit ſelbſt. Ihm folgt der ältere, aber mit ganz entgegengeſetzter Miene. Mürriſch und unzufrieden blickt er mit höchſt bedeutungsvollen, neidiſchen Augen auf ſeinen Bruder, der ihn im Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld, liebreich frägt: „Was iſt dir, mein Guter, widerfahren?“ ſtatt der Antwort aber einen Schlag erhält, der ihn zu Boden ſtürzt und tödtet. Der Vater erwacht, ſieht einen ſeiner Söhne todt vor ſich, den andern von Reue und Verzweiflung gequält, und erfährt, daß dieſer der Mörder ſeines Bruders iſt.

Eine Zitter und eine Harfe ſtimmen jetzt vom Orcheſter aus in des unglücklichen Vaters Klagen ein, und drücken ſeine Wehmuth und Verzweiflung aus. So viel vom erſten Akt, und den will ich ſehen, der hier nicht in Thränen zerfließt.

Der zweite unmittelbar darauf folgende iſt eine plötzliche Ueberſchwemmung, die unbeſchreibliche Verwirrung hervorbringt. Fürchterliche Regengüſſe ſtür-

zen vom Himmel, und drohen Untergang. Hier hat ſich mein Kapellmeiſter, ſo zu ſagen, ſelbſt übertroffen. Sämmtliche Inſtrumente drücken Beſtürzung, Schrecken, Jammer und den höchſten Grad von Verzweiflung aus; alles muß dadurch von Angſt und Furcht ergriffen werden. Sehr deutlich ſpricht die Muſik das gräßliche Geheul und Gebrüll der Thiere, das jämmerliche Geſchrei der Menſchen, und die furchtbaren Regengüſſe aus, vollkommen darauf angelegt, die Erwartung auf's höchſte zu ſpannen.

Von den Koſten habe ich dabei ſelbſt die größten nicht geſcheut! Meine Donnerwetter ſind aus London und Paris verſchrieben, denn die deutſchen verhalten ſich zu dieſen, wie Zwerge zu Rieſen; die deutſchen Blitze habe ich dagegen beibehalten. Lachen Sie ja nicht über dieſe meine Wahl, Sie werden erfahren, daß die deutſchen Blitze ſehr wohl mit den engliſchen und franzöſiſchen Donnerwettern harmouiren. Die Erdbeben ſind mir aus Italien und Liſſabon, und die Wolkenbrüche aus Spanien geſandt. Leicht iſt es zu begreifen, wie theuer mir dies alles zu ſtehen kömmt, da Donnerwetter und

alles andere, als Luxusartikel, hat verſteuert werden müſſen. Dies iſt in der That nicht hübſch von unſeren Regierungen, da wir beſonders noch mit den Fabriken dieſer Art ſehr zurück ſind; dergleichen ſollten als Kunſtſachen ganz frei ſeyn, ſo wie es ausländiſche Tänzer, Sänger und wilde Thiere ſind. Leicht ward es mir, einer Hölle habhaft zu werden, aber deſto ſchwerer hält es noch bis jetzt mit dem Paradieſe, denn ich weiß nicht einmal, wo ich es hernehmen ſoll, eine Klippe, an der ſchon ſo viele ſcheiterten.

Ich könnte Ew. Wohlgeboren von dieſem meinem Trauerſpiele aller Trauerſpiele bis an den jüngſten Tag unterhalten, aber Sie würden dadurch den Genuß, den die Ueberraſchung gewähret, ganz verlieren, daher ſchweige ich auch von meinem Wunderregen, der ein wahrer pluvia mirabilis ſeyn wird, und nun kein Wort mehr von all' dem Schönen, Großen und Erhabenen, bis mir das Vergnügen zu Theil wird, Ihnen perſönlich aufzuwarten. Ich bin mit aller Hochachtung

Ihr ergebenſter

Mouriet.

Hiermit endigte ſich unſer Briefwechſel, und nun arbeitete ich wieder raſtlos und mit neuem Muthe, um ſobald als möglich die Reiſe antreten zu können. Ich verfehlte auch nicht, das bevorſtehende Spektakel in N. durch alle exiſtirende öffentliche und heimliche, frei- und unfreimüthige Blätter, Abend- und Morgen-, und Tag- und Nachtzeitungen im Voraus anzukündigen. Dabei bediente ich mich des gewöhnlichen Kunſtgriffes, verſchwieg, daß ich um die Erlaubniß, in der Stadt ſpielen zu dürfen, nachgeſucht hätte, und ſagte vielmehr, ich ſey dringend dazu aufgefordert, und habe aus Achtung vor dem Publikum dieſes Verlangen nicht unbefriedigt laſſen wollen. Mehrere literatiſche Trommler mußten auch gehörigen Lärm ſchlagen. Man lege mir das nicht übel aus, das Sprichwort ſagt ſehr richtig: Hämmern gehört zum Handwerk. Dergleichen ehrliche Kunſtſtückchen ſind, wie mich die Erfahrung gelehrt hat, höchſt nothwendig; ſie machen das Publikum begierig, und kündigen, wie ehedem die Brachmanen, ſowohl die Geburt ſelbſt, als die Tugenden derſelben, der noch ſchwangeren Mutter ſchon im Voraus an. Dieſe Erfahrung habe ich

zwar sehr theuer bezahlt, sie trägt mir indessen jetzt sehr reichliche Zinsen. Wehe dem Theaterdichter oder Schriftsteller überhaupt, der im Vertrauen auf sich selbst und seine gerechte Sache, dem Sprichwort nicht huldigen will: „eine Hand wäscht die andere," er wird nie auf einen grünen Zweig kommen. So groß auch der Neid der Schriftsteller und Gelehrten überhaupt im allgemeinen immer seyn mag, so ist der der reisenden Schauspieldirektoren gegen einander doch der gefährlichste, wovon ich ein merkwürdiges Beispiel aufstellen werde.

So rückte nun die Zeit der Reise immer näher, und die Anstalten dazu wurden gemacht. Ein großer Theil meiner Gesellschaft nahm auf 6 Wochen Urlaub, auch mein Kapellmeister benutzte diese Zeit zur Erholung. Die mehrsten reisten indessen nach X, um die Hunger-Kur und das neue russische Schwitzbad zu gebrauchen. Die erwarteten guten Folgen blieben nicht aus; zwar kamen einige von ihnen ohne Zähne im Munde zurück, aber der Gebrauch des Kreuz- und Geilhauer Brunnens ersetzte auch diese wieder. Nur Streicher (so nannte sich mein Dekorationsmaler) und ich, blieben zusammen, um ge-

gemeinſchaftlich alles zu ordnen, und in der That fanden wir auch bei unſerer Ankunft der Arbeit gar viel. Das großmächtige alte Theater, ehedem ein Dominikaner-Kloſter, ward mir überlaſſen. Jetzt ſtand es wüſt und leer da, wie der hohe Tempel zu Jeruſalem, eine Reſidenz der Eulen und Fledermäuſe. Im Laufe der Zeit hatte es zu verſchiedenen Zwecken gedient; als Exerzierhaus war es eine Zeitlang dem Mars geweiht, dann diente es als Magazin, und den letzten Gnadenſtoß bekam es dadurch, daß man es zum Lazareth gebrauchte. Doch ſoll es dabei, wie man ſagen will, noch beſſer gefahren ſeyn, als die Kranken, die darin aufgenommen wurden. Deſſen ungeachtet kamen wir durch die vom Oberbürgermeiſter mittelbar geleiſtete Hülfe raſch vorwärts, und bald ſah man da eine Pallas, wo kurz vorher noch eine Ruine ſtand. Vor allen Dingen ſorgte ich aber für die Etablirung einer vorzüglichen Konditorei, der ich überall meine ganze Aufmerkſamkeit widme, weil mich ebenfalls die Erfahrung lehrte, daß ſie ein weſentliches Stück eines guten Theaters iſt. Ich habe den Influxus oder die gegenſeitige Einwirkung des Magens auf

die Seele oft genug ſelbſt empfunden. Es iſt auch wirklich zu viel verlangt, 4 bis 5 Stunden in geſpannter Aufmerkſamkeit zuzubringen, ohne einige körperliche Erfriſchung oder Labung zu ſich zu nehmen, und beſonders im Trauerſpiele, wo in dieſem Fall die Seufzer der Seele von denen des Magens überſeufzt werden. Wie oft mag nicht das Pochen bloß von der Wirkung eines unruhigen Magens herkommen, ſo wie ſich das Klatſchen nicht ſelten auf einige während der Zwiſchenakte zu ſich genommene Gläſer guten Punſch gründet, für deſſen Güte ich, im Vorbeigehen geſagt, ſtets Sorge trage. Wie mancher Beifall der Gallerie, oder auch wie manches Toben und Lärmen mag nicht, wie Le Sage'ns hinkender Teufel, ſich in der Flaſche — befinden!

Meine Konditorei iſt übrigens ſtets ſo eingerichtet, daß ſie ſich in jeder Reſidenz ſehen und ſchmecken laſſen kann. So wie meine Dekoration diesmal ein Meiſterſtück für die Seele war, weil es dabei gar vieles zu denken gab, ſo war meine Konditorei es nicht weniger für den Magen, weil es gar viel zu ſchmecken gab. Beiläufig geſagt, glänzt

mein Konditor vorzüglich in ſeinem Gefrornen, welches ſelbſt in den Hundstagen Meilen weit transportirt werden kann.

Nach und nach fand ſich nun auch meine hundemager gehungerte Geſellſchaft ein, und ich ſah mich endlich im Stande, Proben zu geben, wobei aber durchaus kein Fremder zugelaſſen wurde. Selbſt mehreren Familien, in denen ich und mein Streicher eingeführt waren, ſchlug ich es ab. Zuſchauer den Proben beiwohnen zu laſſen, taugt überhaupt in mancher Hinſicht nichts, am wenigſten wollte ich es aber bei meinem neuen Trauerſpiele zugeben.

Der Tag auf welchen meine ganze Hoffnung, mein Glück berechnet war, d. i. der Tag, an dem das Stück zum erſtenmale gegeben werden ſollte, war bereits eine Woche vorher in allen öffentlichen Blättern angekündigt, und es war dabei natürlicher Weiſe ſowohl alles mögliche zum Lobe des Stücks ſelbſt geſagt, als auch von dem großen Koſtenaufwande geſprochen. Der Erfolg rechtfertigte meine Erwartungen. Aus der ganzen Umgegend liefen Beſtellungen auf Logen ein, und der bei weitem

größere Theil der Gasthöfe wurde in Beschlag genommen. Seit der Zeit, daß Blanchard seine erste Luftfahrt in dieser Stadt unternommen hatte, oder auch seit der letzten Exekution, waren so viele Fremde nicht versammelt gewesen, als man jetzt erwartete. Auch die Einwohner selbst eilten, sich im Voraus der Plätze zu versichern, und obgleich der Raum auf 3000 Personen berechnet war, behielt ich doch nur wenig Billets übrig. Mit Recht konnte ich hoffen, daß mir meine Mühe und Arbeit reichlich bezahlt, und mir ein nicht geringer Gewinn bleiben würde.

Durch voreiliges Geschwätz habe ich mir in meinem Leben schon oft großen Schaden zugefügt, ohne daß ich dadurch klüger oder nur vorsichtiger geworden wäre. Auch von diesem meinem neuen Trauerspiele hatte ich in mehreren Gesellschaften so manches erzählt, und mir eine große Menge Neider dadurch zugezogen. Man fand es für gut, sogar öffentlich herumzubringen, mein neues Stück sey nichts anders, als eine Satyre auf Religion und Regierungen; man erzählte sich Dinge, die man von mir selbst gehört und nicht halb verstan-

den hatte. Ich erfuhr ſchon vorher, daß man ſich vorgenommen, das Stück auszupochen. In allen öffentlichen Geſellſchaften ward über das angekündigte Stück gar viel Makulatur geſprochen, wie es gewöhnlich der Fall iſt, wo die Menſchen im Vollen ohne Sorgen leben; da wird zum Zeitvertreib politiſirt, philoſophirt, moraliſirt, und über alles ohne Unterſchied disputirt! Ja, es ging ſo weit, daß man folgendes Pasquill als Anſchlagezettel drucken ließ, das ich noch aufbewahre:

„Privilegirter Sauſpieldirektor.“
„Zum aller erſten Mal:“
„Der laſterhafte Atheiſt;“
„ein das Herz zermalmendes, trauriges Trauerſpiel transcendentaler Art.“

„Der Herr Spinoza, Direktor einer bedeutenden, herumziehenden privilegirten Truppe, wird „das Publikum mit einer Gaſtrolle beehren.“

„Man erſucht das Publikum, ſich mit mehreren Taſchentüchern zu verſehen, alles laute „Schluchzen zu unterlaſſen, und keine Hunde oder „Kinder mitzubringen.“

Dieſes Pasquill befand ſich nicht nur faſt an allen Ecken der Hauptſtraßen angeſchlagen, ſondern ward auch in großer Menge ausgeſtreut, und zirkulirte in allen Geſellſchaften. Ich beklagte mich bei meinem Freunde, dem Oberbürgermeiſter darüber, den ich ſchon davon unterrichtet fand; allein er rieth mir, lieber keine Notiz davon zu nehmen. Es wäre zwar nur eine Kleinigkeit, ſagte er, den Verfaſſer kennen zu lernen, beſonders wenn man eine Belohnung ausſetzen wollte, aber was würde der Erfolg ſeyn? Der Verfaſſer wird als Pasquillant zur Unterſuchung gezogen, der Drucker, der es ohne Zenſur gedruckt hat, ebenfalls, und wenn ſie überführt werden, ſo iſt ihre Beſtrafung gewiß, aber dieſe ſind nicht ohne Anhang, Sie bekommen nun eine Menge Feinde mehr, und dies kann für Sie jetzt nur nachtheilig ſeyn; denn zur Kirche und in's Schauſpiel zu gehen, kann und darf niemand gezwungen werden. — Ich fand dies alles ſehr einleuchtend, und beſchloß, nicht dawider zu handeln.

Aber die Sache ſtand ganz anders, als der Oberbürgermeiſter und ich vermuthet hatten, denn

kaum hatte ich ihn verlaſſen, ſo ließ er mich ſchleunigſt wieder zu ſich rufen. Daß es in Form einer Vorladung durch einen Gerichtsboten geſchah, ließ mich gleich nichts Gutes ahnen. Als ich voller Erwartung zu ihm kam, las er mir im größten Erſtaunen ein, von der Regierung ſo eben an ihn eingelaufenes, Reſcript vor, deſſen weſentlicher Inhalt folgendes war:

„Es ſind uns evidente Anzeigen gemacht „worden, daß der Schauſpieldirektor Mouriet „damit umgehe, ein neues Trauerſpiel aufzu„führen, welches viel Anſtößiges gegen Reli„gion, Regierung, Moral und gute Sitten „überhaupt enthalten ſoll. Wir befehlen Euch „hiermit, ein wachſames Auge darauf zu ha„ben, Euch das Manuſcript ausliefern zu „laſſen, und ſolches zuvor der Zenſurbehörde „zur Beurtheilung vorzulegen, und habt Ihr „ſolches in dieſer Hinſicht bei dem Oberpräſi„denten, Chef der Zenſurkommiſſion, ſchleunigſt „einzureichen, und das Imprimatur abzuwarten. „Wir machen Euch hiermit verantwortlich.“

„So geſchehen u. ſ. w.“

Es wird Ihnen also nichts anders übrig bleiben, fuhr mein Gönner fort, als das Manuscript eiligst einzureichen, oder, noch besser, gehen Sie selbst zum Oberpräsidenten, dem Sie ohnehin das Kompliment hätten machen sollen. Sie werden in ihm einen humanen, äußerst gescheuten Mann kennen lernen, der Künste und Wissenschaften ehrt und liebt. Besonders ist philosophiren seine Lieblingsneigung, und es nützt jede Gelegenheit, sein Steckenpferd zu tummeln. Sie werden ihm sehr willkommen seyn! —

Da ich mir nichts Böses bewußt war, und mich auf meine gerechte Sache verlassen konnte, so trug ich kein Bedenken, den guten Rath meines Freundes zu befolgen, und machte mich sogleich auf den Weg zum Oberpräsidenten, weil ich hörte, daß eben jetzt die beste Zeit wäre, ihn zu sprechen.

Kaum war ich ihm gemeldet, so kam er mir schon entgegen, führte mich in sein Zimmer, und hieß mich auf dem Sopha Platz nehmen. Er selbst setzte sich zu meiner Linken auf einen Stuhl, und es entspann sich folgendes lebhaftes Gespräch, das, wie ich hoffe, uns beiden gleich viel Ehre macht.

Er. Sie haben, wie ich merke, viele Feinde, mein Herr Direktor!

Ich. Ich könnte zufrieden seyn, Ihro Exzellenz, wenn ich mir bewußt wäre, sie wirklich zu verdienen.

Er. Ich verstehe! Sie wollen damit sagen, nur große und nur solche Menschen, die man für glücklich hält, haben Feinde, besonders aber diejenigen, welche für das Beste der Menschheit sich aufopfern.

Ich. Ihro Exzellenz haben mich ganz recht verstanden. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß Lessing sehr richtig sagt: „Nichts ist so unausbleiblich, als der Undank für Wohlthaten, für welche kein Dank zu groß wäre."

Er. Da haben Sie Recht. Am besten erinnere ich mich, diese Materie abgehandelt, ja erschöpft gefunden zu haben, im Rochefoucault. — Aber wir entfernen uns zu weit von unserm Endzweck. Sagen Sie mir, hat denn Ihr Trauerspiel wirklich etwas Anstößiges? Sie werden schon wissen, daß man es verdächtig gemacht hat, und eine Untersuchung höheren Ortes befohlen ist. Ich halte

Sie aber für zu weiſe, und will im Voraus glauben, daß es bloße Verläumdung iſt.

Ich. So lange den Menſchen vernünftiges Raiſonnement nicht unterſagt iſt, und die Vernunft ſelbſt nicht als Kontrebande betrachtet wird, kann und wird man an meinem Werke nichts Verfängliches oder Verdächtiges finden. Ich habe das Ganze ächt philoſophiſch behandelt und bearbeitet, höchſtens vielleicht hie und da die Fackel der Philoſophie zu hell leuchten laſſen.

Er. Zu hell kann ſie wohl nicht leuchten, wenn man nur geſunde Augen hat. Es kommt alles darauf an, nach welchem Syſteme Sie operirt haben. Trüffelpaſtete und Rumfordſche Suppen ſind ja nicht ungleicher, als manche philoſophiſche Syſteme unter einander.

Ich. Eben darin ſchmeichle ich mir, etwas geleiſtet zu haben, was vor mir noch niemand geleiſtet hat. Ich huldige und ſchwöre zu keiner Fahne, ja ich thue durch Beweiſe dar, daß Syſtem und Philoſopie, oder, um mich deutlicher auszudrücken, daß ein Syſtem in der Philoſophie ein Non ens,

ein Unding, ein Hirngeſpinſt, oder wie es beſſer heißen könnte, ein hirnloſes Geſpinſt ſey.

Er. So wenig ich auch das Scharfſinnige darin verkenne, ſo ſcheint es mir doch, daß Sie eine Philoſophie nach einem Syſtem, von einem Syſtem nach einer Philoſophie nicht gehörig unterſcheiden. Es iſt ja wohl ein großer Unterſchied, ob ich einen Spaziergang unternehme, weil ich vergnügt bin, oder, ob ich es in der Abſicht thue, das Vergnügen erſt zu ſuchen. Im erſten Falle kann ich mit verbundenen Augen ausgehen, im zweiten aber möchte ich wohl rathen, daß es mit offenen Augen geſchähe.

Ich. Wahrlich, Ihro Exzellenz, ich muß geſtehen, daß mir noch niemand ſo auf die Spur gekommen iſt, wie Sie. Gerade dies war der Leitfaden bei meiner Arbeit. Ich bin ohne irgend ein Syſtem ausgegangen, um eines zu ſuchen, und habe klar und deutlich das meinige gefunden, nämlich das Syſtem, kein Syſtem zu haben.

Er. Dies iſt darum nicht weniger ein Syſtem. Sie werden darin alles, was Sie nur wollen, finden, wie Sebaldus in der Apokalypſe. Aber wie

vertiefen uns zu sehr, und laufen Gefahr, gleich Aristoteles, Cato, Plato und Sokrates in den Brunnen zu versinken. Sagen Sie mir doch, beabsichtigen Sie, mit Ihrem Trauerspiel die Menschen klüger oder besser zu machen?

Ich. Fern sey es von mir, die Menschen bessern zu wollen, und sie vollends gar klüger zu machen, davor bewahre mich Gott! Ich glaube fest, daß sich das Weltmeer leichter durch ein Sieb ausschöpfen läßt, als daß es möglich ist, die Menschen überhaupt anders zu machen, als sie waren, sind und seyn werden. Ich erinnere mich, in dem Werke eines zu seiner Zeit berühmten Arztes die Frage gefunden zu haben, ob es wohl rathsam sey, eine gewisse Krankheit gänzlich auszurotten, weil die Menschen alsdann nur den unersättlichen Begierden und viehischen Lüsten vollends Zaum und Zügel schießen lassen würden.

Er. Da Sie also auch der Meinung sind, daß klügere Menschen nicht die Besseren, und daß die Besseren darum nicht die Besten seyn möchten, so komme ich unmittelbar auf meine Frage zurück,

was beabſichtigen Sie denn mit Ihrem Trauerſpiel?

Ich. Meine Abſicht iſt, wie ſie jeder rechtſchaffene Mann, auf welcher Stelle er auch ſtehen mag, haben ſollte: die Menſchen nicht zurück fallen zu laſſen, damit ſie nicht noch dümmer und ſchlechter werden mögen, als ſie es im allgemeinen ſind. Will man ſie auch nicht klüger, nicht beſſer haben, ſo wird man doch ſehr ſorgſam darüber wachen müſſen, daß ſie nicht das Gegentheil werden; denn ſo wie es mit dem klüger und beſſer werden den Schneckengang geht, und die Menſchen in dieſen Stücken wie Zwerge fortſchreiten, ſo machen ſie im andern Falle gar bald Rieſenſchritte. Die Erfahrung aller Zeiten lehrt ja, daß ſie ſehr leicht von einem Extrem zum andern überſpringen.

Er. Ich ſtimme zwar auch hierin mit ein, nur muß ich mit Ihrer gütigen Erlaubniß bemerken, daß mir Ihre Furcht eben ſo unnütz, als unrichtig und falſch ſcheint. Es giebt meiner Meinung nach, für alles in der Welt, für alles Wiſſen, für alle Tugenden und Laſter, für Klugheit und Dummheit eine beſtimmte Gränze. So wie bis da-

hin nur, und nicht darüber hinauszuschreiten möglich ist, eben so unmöglich ist es, durch irgend eine Gewalt, sie sey auch, welche sie wolle, den Weg zu dieser Gränze zu verrennen. Nichts ist im Stande, das Streben nach ihr zu verhindern; jede Schwierigkeit, die man diesem Streben in den Weg legt, ist nichts anders, als geradezu ein Beförderungsmittel — die Gränze um so schneller zu erreichen. Nur dann, wenn diese allgemein erreicht ist, kann ein allgemeines Zurückfallen, und wie Sie richtig bemerkten, mit Riesenschritten zu befürchten seyn, denn es giebt und kann in der Natur überhaupt keinen Stillstand geben, besonders in diesen Stücken. So kann zwar wohl ein Körper durch eine andere Kraft, sich zu bewegen gehindert werden, aber nicht zugleich der Trieb zur Bewegung. Im weit höheren Grade findet dies beim Fortschreiten des menschlichen Wissens Statt; dieses Himmelreich leidet durchaus keine Gewalt, und keine Gewalt kann es an sich reißen. Worauf gründet sich demnach Ihre Besorgniß, die Menschen möchten zurückfallen? Glauben Sie denn etwa, daß wir die Gränzen in Rücksicht des Wissens überhaupt schon

erlangt haben, oder ſie jemals allgemein erlangen werden? Eitler Wahn, aufgeblaſener Eigendünkel! Was iſt die Dauer unſers Lebens in Betracht der Ewigkeit? und was unſer Wiſſen in Betracht unſers Nichtwiſſens?

Ich. In der That, ſo weiſe, als wahr! Aber denken denn die Menſchen ſo? Glaubt man nicht faſt allgemein, man ſtehe längſt ſchon, und zwar in allen Stücken, am Ende alles Wiſſens und Fortſchreitens? Sucht man ſich nicht zu überreden; es ſey in keinem Fache noch etwas zu leiſten übrig, und man könne nun gleichſam ausruhen und die Hände in den Schooß legen. Philoſophie, ſo wie alle Künſte und Wiſſenſchaften, ja ſelbſt die Politik, wähnt man erſchöpft, und glaubt, alles habe die Gränzen bereits überſchritten! Und eben dies iſt es, wogegen zu Felde gezogen werden muß; dieſer höchſt ſchädliche Wahn muß mit allen Waffen angegriffen und bekämpft werden. Das iſt ja eben der Endzweck in meinem Trauerſpiele, und wir wären demnach auch hierin ganz einverſtanden!

Er. Ob wir es ganz ſind, daran zweifle ich noch ſehr. Man kann über gewiſſe Grundſätze wohl

einig seyn, aber in dem, was man daraus folgert, himmelweit von einander abweichen.

Wir sind darüber einverstanden, daß es in allem menschlichen Wissen überhaupt Gränzen giebt; einverstanden, daß diese Gränzen nicht überschritten werden können; einverstanden, daß wenn diese Gränzen erreicht werden können und erreicht werden sollten, kein Stillstand Statt finden kann, sondern vielmehr ein Zurückfallen; ferner, daß man sich gar sehr irrt, wenn man wähnt, diese Gränzen seyen bereits schon erreicht. Nicht wahr? so weit sind wir einig! Aber wie verschieden sind unsere Folgerungen und wie ganz entgegengesetzt unsere Meinungen! Denn Sie glauben, man müsse besonders gegen den Wahn, als hätte man die Gränze erreicht, und gegen das Zurückfallen auf alle Arten und Weisen zu Felde ziehen, durch Satyre, durch Schauspiele jeglicher Gattung, durch ernsthafte Moral und Predigten, durch Politik und eine aufmerksame Zensur u. s. w. Ich aber folgere gerade das Gegentheil, und sage: da es in allen Stücken eine Gränze giebt, die das Menschengeschlecht früher oder später durchaus erlangen wird und muß, und alsdann

dann ein Zurückfallen eine unmittelbare Folge und davon unzertrennlich iſt; ſo muß man durchaus zu alle dem nichts thun, weil man nichts dagegen thun kann. Jedes Mittel, und beſonders jedes gewaltthätige, iſt in dieſen Stücken, wie ſchon geſagt, gerade eine Beförderung desjenigen, was man verhindern will, weil ſich die Natur durchaus nicht treiben läßt, weder vor- noch rückwärts. Die Zeit allein thut alles, was gethan werden muß, und dies muß von innen, nicht aber von außen her kommen. Will man die Natur mit der Kunſt treiben? Welche Verkehrtheit! Was kann der Erfolg anders ſeyn, als daß man Kunſt ſtatt Natur hat, und dies iſt ja jetzt ſchon in mancher Hinſicht ſehr deutlich zu bemerken. Was haben die ſo hoch getriebenen Künſte und Wiſſenſchaften am Weſentlichen der Welt und des Menſchen überhaupt gebeſſert? Gleicht ſich nicht, ſo weit die Geſchichte reicht, im Ganzen genommen alles? und blieb es nicht trotz aller Erfindungen immer daſſelbe? Kunſt und Natur ſind heterogene Dinge, ſie ſind weniger noch, als Feuer und Waſſer zu vereinigen. Und

so bleibt denn, obgleich wir einverstanden sind, die Frage stehen: was wollen Sie mit Ihrem Trauerspiele bezwecken, da alles dergleichen weder schaden, noch nützen kann? Modifikationen und Abänderungen sind keine wirkliche Veränderungen. Da alles vorgezeichnet ist und war, so ist und bleibt sich auch alles in allem im Ganzen gleich. Denn: so, und nicht anders — lautet die ewige Parole.

Ich. Ihro Exzellenz scheinen nicht zu merken, daß Sie mit dem, was Sie aus dem festgesetzten Grundsatz folgern, den Grundsatz selbst umstoßen, denn durch das, was Sie allerdings sehr scharfsinnig hier vorgetragen haben, geben Sie mir den Beweis, daß Sie selbst die Gränze bereits erlangt haben, und offenbar im Zurückfallen begriffen sind. Denn bedenken Sie nur, heben Sie nicht dadurch alle Ordnung in der bürgerlichen Gesellschaft auf? Wenn weder gegen das Fortschreiten, noch gegen das Zurückfallen etwas gethan werden darf, ist dies nicht das Sophisma Pigrum! Der faule Vernunftschluß der Alten! Wären Sie dann so weit gekommen? Ja, wäre die ganze Welt so weit gekommen, als sie wirklich gekommen ist, wenn man

ſtets nach dieſer Maxime operiet hätte? Und iſt denn ſelbſt das Zurückfallen nicht einigermaßen als ein Fortſchreiten in mancher Hinſicht zu betrachten, ſo paradox dies auch klingen mag? Es iſt doch wohl ein gar großer Unterſchied, ſtehen zu bleiben aus Unwiſſenheit, weil man zum Fortſchreiten nicht die gehörigen Kenntniſſe beſitzt; ſtehen zu bleiben, weil man nicht weiter will, weil man es der Mühe nicht werth hält, ſeine Kräfte daran zu probiren, in der bloßen Vorausſetzung, man könne doch nicht weiter kommen; oder ſtehen zu bleiben, weil man klar und deutlich einſieht, daß man nicht weiter kann. Dieſe drei Arten des Stillſtandes müſſen gar ſehr von einander unterſchieden werden; alle haben ſie zwar das Zurückfallen zur Folge, aber nur in der dritten Art iſt das Zurückfallen ſelbſt als ein Fortſchreiten anzuſehen, und zwar nach dem Ausſpruch jenes Weiſen: „wiſſen, daß man nichts weiß, nichts wiſſen kann, dies iſt die ächte Weltweisheit.“ In dieſem letzten Falle befinden Sie ſich offenbar. Sie fallen zurück, weil Sie allerdings die Gränzen, ſo weit ſolche zu erlangen ſind, erreicht haben. Da-

her kann auch alles das, was Sie folgern, nur auf Sie und Ihres gleichen Bezug haben. Befindet ſich aber der größere Theil der Menſchen in dieſem Zuſtande? Fallen ſie darum zurück, weil ſie die Gränzen bereits erlangt haben? Iſt das Zurückfallen des größern Theils nicht offenbar eine Wirkung des Leichtſinns, der Trägheit und des falſchen Wahns, als ſey man ſchon ſo weit, als man nur immer kommen kann! Soll und muß man nicht, wie ſchon geſagt, dieſen ſo höchſt ſchädlichen Wahn bekämpfen?

Er. Sie wollen mich beſtechen, und ſagen mir daher Schmeicheleien, ſcheinen aber nicht zu merken, daß Sie mir mit der einen Hand geben, was Sie mir mit der andern doppelt wieder nehmen. Doch dem ſey! Der Philoſoph muß dem Staatsdiener weichen. Sie werden ſchon das Manuſcript zur Zenſur einſchicken müſſen, und das können Sie wohl ohne Gefahr thun. Sie ſind ein ächter Philoſoph, und die ächte Philoſophie hat nie etwas hervorgebracht, was ſchädlich ſeyn kann, und wird es auch nie thun. Die Erlaubniß, das Stück zu geben, wird nicht ausbleiben, und für die

Erhaltung der Ruhe die nöthige Sorge getragen werden.

Ich verſprach, ihm dieſen Abend noch das Manuſcript einzureichen, und empfahl mich dann dieſem würdigen Manne, der ſeinem Poſten Ehre macht. Noch beim Weggehen rief er mir nach, daß ich nur ohne Sorgen ſeyn mögte! Ich eilte zum Bürgermeiſter, und theilte dieſem unſer gehabtes Geſpräch voll froher Hoffnung mit.

Zum Lobe der Zenſurbehörde muß ich bemerken, daß ſie ſehr thätig war. Es begann Nacht — zu werden, als ich mein Manuſcript einſandte, und mit dem anbrechenden Morgen erhielt ich es ſchon zurück; ein klarer und deutlicher Beweis, daß dieſe Behörde bei Nacht — in Thätigkeit iſt. Nur wenige unbedeutende Dinge waren geſtrichen, das Ganze erhielt das imprimatur, und mit einem günſtigen und für mich ſehr ſchmeichelhaften Urtheil.

Der Tag, der in den öffentlichen Blättern zur Aufführung des Stücks angekündigt war, blieb trotz des Pasquills und der Kabale feſt ſtehen, und ich konnte hoffen, über alle Intriguen zu triumphiren. Funfzig Freibillets lieferte ich auf Verlangen für

verkleidete Polizeibeamte ab, und noch funfzig theilte ich, eines anders Zwecks wegen, gratis aus. Doch mag man es auch immerhin wissen, es waren diese letzten dazu bestimmt, die etwanigen Pocher zu überklatschen. Ich hatte sie daher an tüchtige Kerl mit gar breiten Händen ausgetheilt. Der Anfang des Stücks war, da N eine Handelsstadt ist, nach Verlauf des Posttages angesetzt. Die Gasthöfe waren so überfüllt, daß ein großer Theil der herbeigeeilten Fremden sich gefallen lassen mußte, außerhalb der Stadt seine Wohnung zu nehmen, um nur unterzukommen, und viele sogar unter freiem Himmel kampirten.

Noch nie habe ich ein so gefülltes Haus gesehen, als an diesem Tage. Mein Streicher, zu dem ich ein unbegränztes Zutrauen habe, saß an der Kasse, und hatte nicht Hände genug, das Verlangen nach den wenigen übrig gebliebenen Billets zu befriedigen. Wache und Polizei waren in voller Thätigkeit, bei dem Andrang der Menge ein Unglück zu verhüten. Kleinigkeiten ließen sich freilich nicht verhindern. Einige Damen vermißten einen Schuh, andere ihre Shawls oder Umschlagetücher; auch Dosen und

Uhren wurden heimgeſucht, und Geldbörſen vermißt; man muß aber auch nicht unbillig ſeyn und verlangen, daß ſich unter ſo vielen tauſend Menſchen nicht eine Portion Spitzbuben finden ſollte.

Da mehrere Perſonen von hohem Range ihre Ankunft etwas verzögerten, ward das größere Publikum Fuß- und Stocklaut, und ließ mit Pochen und Toben nicht eher nach, bis die Ouvertüre begann.

Aber welch' ein Uebergang von dem Lärmen ſo vieler mobilen Füße und Stöcke zu der gewaltſam hinreißenden Muſik. Alles ward wie in einem Nu! ganz Ohr. Die Ouvertüre fing mit einem leiſen Pauckenwirbel an, Schalmeien, Poſaunen, Trompeten und die andern Blasinſtrumente fielen nach und nach ein. Die Muttertrommel, wie ein Oxhoftfaß groß, die Trommel aller Trommeln, bommte ſo mächtig drein, (der Schlägel mußte durch ein Uhrwerk dirigirt werden, denn kein Simſons-Arm war im Stande, ihn zu handhaben) daß mehreren zunächſt dem Orcheſter auf Sperrſitzen befindlichen Perſonen das Trommelfell platzte und das Blut aus Ohren, Mund und Naſe floß. Dies machte zwar

eine kleine Störung, indem man ſie hinausbringen m[illegible] demungeachtet war Alles ſo bewegt und ge[illegible]t, daß ſchon jetzt ein Thränenſtrom wie egyptiſcher Hagel herabſtürzte; aber noch bei weitem ſtärker ward der Guß, als der Vorhang aufgezogen wurde, beim Anblick des unſterblichen Kunſtwerkes, des oben beſchriebenen unüberſehbaren leeren Raums. Die Neuheit der Idee flößte eine ſo allgemeine Ehrfurcht ein, daß alle Taſchentücher, die nicht das Schickſal der Uhren, Doſen und Geldbörſen betroffen hatte — blitzſchnell in Thätigkeit geſetzt wurden, und man ein lautes Schluchzen hörte. Die von den oberen Logen herabfallenden Thränen ſammelten ſich dermaßen im Parterre, daß ich voraus ſah, man würde die beiden Akte nicht aushalten. Die Folge beſtätigte meine Vermuthung. Der zweite Akt, wie wir wiſſen, eine allgemeine Ueberſchwemmung, die mit einem Donnerwetter, mit Blitz und einem fürchterlichen Regen anfing, ſetzte ſelbſt den Beherzteſten in Furcht, Angſt und Schrecken, weil man glauben mußte, der jüngſte Tag ſey wirklich erſchienen; aber vielleicht hätte man auch dieſe

Scene noch ausgehalten, wenn nicht folgender Zufall ein schreckliches Ende hervorgebracht hätte.

Ich habe schon gesagt, daß die aus den Logen fallenden Thränen sich beträchtlich ansammelten, und da auch das Parterre eine große Anzahl lieferte, so ist es sehr leicht, nach der Quantität Wasser, welche eine Thräne enthält, das Facit zu berechnen, wenn man herauszubringen sucht, was 6000 Augen (da es 3000 Menschen waren) in einem Zeitraum von fünf Stunden liefern können; wobei man freilich noch in Betracht ziehen muß, daß es unter einer solchen Menge von Menschen auch Einäugige giebt, noch andere, die hartherzig und verstockt sind, und wieder solche, die, ohne Thränen zu vergießen, gerührt sind, denen Thränensack und Thränendrüsen abgehen, und die Thränenwege gänzlich fehlen. (Dieser Defekt mögte indessen leicht aufgehen, wenn man bedenkt, daß viele Menschen, wie schon ein altes Sprichwort sagt, auch mit der Nase weinen.) Dem sey nun, wie ihm wolle, so wäre doch die Menge des Wassers auf keinen Fall so bedeutend geworden, daß die Gefahr schnell um sich gegriffen hätte, wenn nicht

durch die Nachläſſigkeit der Arbeiter, oder, was mir wahrſcheinlicher iſt, durch die Kabale und Bosheit meiner Feinde, mein Unglück mir abſichtlich bereitet wäre. Man höre nur!

Um einen fürchterlichen Regenguß recht natürlich nachzuahmen, und ihn mit dem Donnerwetter in Verhältniß zu ſtellen, leitete ich mit vielem Koſtenaufwande das Waſſer aus dem vorbeifließenden Strome auf den Oberboden, ließ es von dieſer beträchtlichen Höhe in großen vollwichtigen Regentropfen herabfallen, und durch andere künſtlich angebrachte Röhren ableiten, was in den Proben auch recht gut von Statten ging. Aber wie geſagt, durch die Nachläſſigkeit der dabei angeſtellten Leute, oder wahrſcheinlicher, durch die Bosheit meiner Feinde, die mich dieſer großen Erfindung halber beneideten, wurden die Abführungsröhren ſchadhaft gemacht, das Waſſer ſtrömte mächtig zu, aber floß nicht wieder ab, und das Orcheſter und demzunächſt die Sperrſitze und das Parterre geriethen in Gefahr, mit Mann und Maus zu ertrinken.

Das fürchterliche Geſchrei der Menſchen lockte den wachthabenden Offizier herbei, der ſich bisher in

der Konditorei gepflegt hatte. Er öffnet die Thüre zum Parterre, das auf des Bürgermeisters Befehl um jeden Unfug zu verhüten, von allen Seiten verſchloſſen war. Da ſtürzt ihm ein Strom von Menſchen und von Waſſer entgegen, alles ſchreit aus vollem Halſe; Waſſer! Waſſer! Eine Menge Bedienten, welche ihre Herrſchaften abzuholen, gekommen waren, ſchrejen mit dem Offizier: Feuer! Feuer! weil man glaubt, wo Waſſer geſchrien wird, da müſſe es doch wohl brennen. Der Lärmen verbreitet ſich ſchnell bis auf die Straße; Feuer! Feuer, heißt es, das Theater brennt! Tambours, Horniſten, Wächter und Sturmglocken verkünden Feuer. Die Spritzen eilen herbei und vermehren das Unglück, indem ſie ohne zu ſehen noch zu hören, aktiv werden. (Dies kam beſonders daher, daß man in der Angſt die Blitzmaſchine zu ſchlieſſen vergeſſen hatte, und es in dieſem Wirrwarr unaufhörlich blitzte.) Die Menſchen im Hauſe drängen hinaus, die draußen ſind, drängen ſich aus mancherlei Urſachen herein, eine völlige babyloniſche Verwirrung tritt ein, keiner verſteht den andern. Meine Schauſpieler ergreifen, ohne erſt ſich umzu-

kleiden, ſämmtlich die Flucht; mit Mühe entgehen ſie der Wuth des Pöbels, und drei von meinen Engeln, obſchon nur Figuranten, holt bei dieſer Gelegenheit, trotz ihrer Flügel, der Teufel: ſie werden geſteinigt.

Wo ſollte ich Aermſter nun bleiben? Hinaus wagte ich mich nicht, wo mich ohne Zweifel ein weit ſchlimmeres Loos erwartet hätte. Ich nahm zum erſten Zufluchtsort eine Parterreloge, wie Noah ſeine Arche, bis mir der Oberbürgermeiſter als ein Erlöſer erſchien. Ha! was meinen Sie? rief er mir entgegen, iſt dieſes Publikum im Steigen oder Zurückfallen begriffen? Der unzeitige Scherz verdroß mich. Sehen Sie nur hierher, fiel ich ein, mein ſchönes Chaos! mein unüberſehbarer leerer Raum! Sehen Sie nur, wie Sonne und Mond, Sterne und Trabanten, Planeten und Kometen, wie alles das vom Waſſer verhunzt iſt! Mir iſt wahrlich nicht ſpaßhaft zu Muthe. Und — o Himmel! welches Ende mag mein Streicher genommen haben! Der Oberbürgermeiſter wollte mir eben antworten, als ſich ein ſtarkes Geräuſch uns näherte, und mehrere Stimmen: Herr Bürgermeiſter! Herr

Bürgermeiſter! riefen. Ich kenne mich von Seiten meines hitzigen Temperamentes, ließ daher den Bürgermeiſter ſtehen, und kroch in des Souffleurs Reſidenz, um zu hören, was vorging, und die Dinge, die da kommen würden, ſtandhaft abzuwarten. Es waren mehrere Gerichtsdiener, welche dem Bürgermeiſter den Bericht abſtatteten, daß der Pöbel ſich zuſammenrottire, ganz wüthend wäre, und die Drohung ausſtoße, den Schauſpieldirektor in Stücken zu zerreißen. (Die Worte: „in Stücken zu zerreißen“ wiederholten ſie ſämmtlich.) Es ſollten mehrere Menſchen beim Herausdrängen aus dem Schauſpielhauſe zu Tode gekommen, und eine noch größere Menge beſchädigt worden ſeyn. Rache! Rache! an dem Buben! (auch dieſe Worte wurden von den Dienern ſämmtlich wiederholt) töne es durch alle Sträßen. — Ja! man hätte ſich wohl gar an uns ſelbſt vergriffen, fügte einer der heiligen Geiſter hinzu, als wir ſie auf die ſanfteſte Weiſe von der Welt — einige Ribbenſtöße und Jagdhiebe abgerechnet — zur Ruhe verweiſen wollten, wenn wir nicht nachgegeben hätten, um, geſtrenger Herr! Ihre weitern Befehle einzuholen.

Nachgeben! Ueber euer verdammtes Nachgeben! damit verderbt ihr es bei ſolchen Gelegenheiten. Die Gerechtigkeit iſt nicht zum Nachgeben gemacht, dazu iſt es immer noch Zeit genug! Und wenn ihr nachgeben wolltet, was bliebe unſer einem alsdann übrig! Schnell fort, ich befehle es; die Kanonen ſollen vor dem Rathhauſe aufgefahren werden, das iſt geſchritten, als nachgeben, ich werde mich bald ſelbſt an eure Spitze ſtellen!

„Aber," begann einer der Diener, als ihm der Bürgermeiſter hitzig in's Wort fiel: Aber! immer habt ihr etwas zu abern! Nun, was habt ihr denn für ein Aber?

„Aber, wollte ich ſagen, geſtrenger Herr! Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß wir kein Schnapsgläschen Pulver mehr haben! Sie denken wohl nicht mehr daran, daß wir an Ihrem letzten Geburtstage den ganzen Vorrath verpufft und verknallt haben, daß auch nicht eine Fenſterſcheibe in der Stadt ganz blieb!

Eſel! — („Herr Bürgermeiſter" erſchallte es wieder) — Reſpekt! Raiſonnire er nicht! Dummes, albernes Zeug! Wer braucht es denn zu wiſſen,

daß wir kein Pulver haben! Wir wollen ja nur damit ſchrecken. Und was würde uns auch wohl das Pulver nützen, er Dummkopf, wenn wir keine Kanonen hätten! Denkt er denn nicht daran, daß uns der Pöbel deſto weniger gefährlich werden kann, wenn er ſich der Kanonen bemächtigt, und kein Pulver dabei findet?

Verzeihen Sie, geſtrenger Herr! unſer eins iſt nicht geſtudirt, und denkt an ſo etwas nicht. Ich werde gehen und Ihre Befehle vollziehen.

Er war eben im Begriff, abzugehen, als ihm der Bürgermeiſter ein „Hört!“ nachrief. Hört, ſagt dem Clamitor, er ſoll ſogleich ausrufen, daß der Hochlöbliche und Hochweiſe Rath zur Ruhe ermahnen läßt. Alle Schnapsläden, Bier- und Weinhäuſer, Punſchläden und Tabagien ſollen ſogleich geſchloſſen und die Thore geſperrt werden. Das Volk ſoll hinlängliche Satisfaktion haben, der Schauſpieldirektor ſteckt bereits im Loche.

Sehr wohl, geſtrenger Herr! Der Ausrufer iſt zwar an der galopirenden Halsſchwindſucht krank, und kräht, wie ein Hahn, der den Pips hat; aber ich will es mit meiner glockenhellen Stimme ſelbſt

ausrufen; und wenn der Ausrufer mit Gottes Hülfe sterben sollte, Herr Bürgermeister! —

Esel! Mach' er, daß er fort kömmt! rief ihm der Bürgermeister zu, und die Gerichtsdiener eilten von dannen.

Ach, welche Wohlthat für mich! Als Herkules, in einen Anzug von Zindeltaffent gekleidet, der dazu bestimmt war, mit einem achtjährigen Mädchen ein pas de deux zu tanzen, saß ich in der Klause des Souffleurs bis über die Hälfte im Wasser, und wäre vielleicht ganz versunken, wenn mich meine großmächtige Keule nicht geschützt hätte!

Jetzt ist guter Rath theuer, rief mir der Burgermeister zu, als ich, naß wie ein Pudel, aus meinem Hinterhalte hervorgekrochen kam. Schnell, kleiden Sie Sich um; Sie müssen vor der Hand die Flucht ergreifen: ich weiß kein besseres Mittel. Ungesehen werde ich Sie vor das Thor bringen, und dann wollen wir weiter sorgen.

Was! schrie ich, meine prachtvolle Garderobe, meine kunstvollen Dekorationen, die ohnehin so viel gelitten haben, meine ganze Truppe und meinen

Strei-

Streicher, soll ich im Stich lassen, und wie ein Betrüger davon gehen? Bei'm Apollo! eine solche Rolle habe ich noch nie gespielt. Wo bleibt denn der Schutz, den mir die Regierung versprochen? Ach! wo ist denn mein Streicher?

Unter verschiedenen Uebeln muß man das kleinste wählen, erwiederte der Bürgermeister, oder wollen Sie lieber gemißhandelt seyn? Soll der Teufel, wie ihre Engel, auch den Herkules holen? Sie sehen nicht ein, was ich selbst für Sie wage. Ich muß morgen ausſprengen lassen, Sie wären diese Nacht aus ihrem Gefängniß gebrochen, und dann zu meiner eigenen Sicherheit das Ihrige dem Pöbel Preis geben. Und dies ist höchst nothwendig: denn unterdessen, daß man an Ihrem leeren Raum sein Müthchen kühlt, gewinnt vielleicht Ihre Gesellschaft Zeit, sich aus dem Staube zu machen, und im Chaos zu verlieren. Ich will dann schon dafür sorgen, daß sie Ihnen folgen werden. Jetzt nur rasch zur That, Zögerung verdoppelt die Gefahr! Kleiden Sie sich schnell um, ehe es zu spät wird. Ueber Ihre Schauspielerinnen wird sich wohl der

Pöbel ſelbſt erbarmen, und ihnen kein Leides zufügen! Nur raſch vorwärts!

Meine Vorſtellungen, die ich dagegen machte, wurden nicht angenommen. Ich mußte zur Garderobe eilen, aber hier fand ich einen ſichtbaren leeren Raum! — Weder ein Stück meiner abgelegten Kleider, noch ſonſt etwas, war zu finden. Doch die Umſtände drängten. Ich mußte mich ſchon in meine Löwenhaut hüllen, und in meinem durchnäßten zindeltaffentnem Anzuge die Abfahrt beginnen. Der Bürgermeiſter führte mich durch einen unterirdiſchen Gang, ohne daß wir das Thor paſſirten, aus der Stadt. Um durch den Ausgang in's Freie zu gelangen, mußten wir durch ein enges Loch. Der Bürgermeiſter, der als Ausnahme ſeines Standes, ein hagerer Mann war, ſchlüpfte behende hindurch, ich armer Teufel blieb aber eine Zeitlang darin ſtecken, und konnte weder vor- noch rückwärts, bis ich auf das Toben meines Begleiters mit Zurücklaſſung meines halben Anzuges gewaltſam durchdrang. Froher konnten die aus dem feurigen Ofen geretteten drei Männer nicht geweſen ſeyn, als ich es war, die Tortur in dieſem verwünſchten Loche

überſtanden zu haben. Mein Spitzbauch — gerade der empfindlichſte Theil meines Körpers — hatte am meiſten dabei gelitten. — Welches Glück, daß mein Magen leer war, da ich am Tage weder Zeit, noch Luſt gehabt hatte, etwas zu genießen. Voll froher Hoffnungen hatte ich ein glänzendes Abendbrod beſtellt, und alle meine Geſellen dazu eingeladen, aber ach! — der Menſch denkt und Gott lenkt! Mir träumte von großer Ehre, die mir das Meiſterſtück erwürbe, wie man mich im Triumph nach Hauſe führte, träumte von einer Dichterkrone, Ehrenbecher und Lorbeerkranz, von einer großen Einnahme, die mir zu Theil ward, und ſtatt deſſen mußte ich Streicher's unſterbliches Meiſterſtück zu Grunde gehen und mich ſelbſt im Kaſten des Souffleurs faſt durch Waſſer umkommen ſehen, mußte mich in meinem zindelkaffentnem Ueberzug durch einen unterirdiſchen Gang retten, und in einem abſcheulichen Loche ſtecken bleiben, wo ich nur halbgeſchunden mit Verluſt eines Theils meiner Bekleidung herauskam; mußte obendrein meine elegante Garderobe Preis geben, ohne weder von meiner ſo reichlichen Einnahme, noch von dem Schickſal mei-

ner Gesellen, auch nur ein Wörtchen zu wissen. Gäbe dies alles nicht Stoff genug zu einem tragikomischen Trauerspiele? Und wie soll und wird sich dies alles noch endigen, lautete meine Frage an den Bürgermeister, was rathen Sie mir nun weiter? Wo soll ich hin?

Er. Beruhigen Sie sich, mein Freund, das ist ja alles nur vorläufig zu Ihrer Sicherheit. Dort in dem Kruge werde ich Ihnen einen Wagen verschaffen, und einen Brief an den Amtmann zu Y, einen alten Bekannten von mir, mitgeben. Er wird Sie gut aufnehmen, und so lange beherbergen, bis ich Ihnen weitere Nachricht über alles Vorgefallene geben kann. Sie haben noch fünf Meilen bis zum Ziele Ihrer Wanderung.

Ich. Aber mein Gott! in diesem zerfetzten Anzuge! keinen Pfennig Geld und einen leeren Magen obendrein!

Er. Thut alles nichts! Kommen Sie nur, das wird sich alles schon machen lassen.

Wir erreichten den Krug, der ganz isolirt da stand. Hier verschaffte er mir wirklich einen Wagen,

gab mir ſeine Baarſchaft, die aus zwei Louisd'or und einigen Thalern Silbergeld beſtand, und ein Schreiben an den Amtmann, worin er mich als einen Unglücklichen, der ſein Schickſal ſelbſt erzählen würde, empfahl. Wir umarmten uns, und nachdem er verſprochen hatte, mir durch einen reitenden Boten ſobald als möglich von dem Verlaufe der Sachen Nachricht zu geben, nahmen wir höchſt rührend von einander Abſchied. Um nur einigermaßen einem Menſchen wieder ähnlich zu werden, wünſchte ich, von dem Krüger einen Rock zu erkaufen, aber alles, was er mir anbieten konnte, war, mir einen Mantel zu borgen, den ich unter dem Verſprechen, ihn mit dem Wagen wieder zurückzuſenden, bekam; und ſo trat ich nach einer kleinen vom Mittag übrig gebliebenen Mahlzeit von kaltem Sauerkohl und Bratwurſt, etwa gegen 12 Uhr in der Nacht meine Reiſe an, mit einem Appetit, der durch die ſo eben gehaltene Collation noch bei weitem nicht geſtillt war.

Der Himmel ſelbſt ſchien mit zum Komplot wider mich zu gehören. Als ich etwa eine kleine Stunde auf dem Wege war, ſtürzte ein heftiger

Regenguß herab, und zwei gegenüberſtehende Gewitter droheten, die Welt zu zertrümmern. Noch hallte der Donner in der Oſtſeite, ſo ſchleuderte ſchon wieder die Weſtſeite nicht Blitze, ſondern ganze Feuerſtröme über uns her, und erſchütterte den Erdboden. Mir fehlte es an Muth zum Beten, weil ich dies alles als eine Strafe Gottes anſah. Ja, ich fluchte im Innern meinem Streicher; er hat, ſprach ich zu mir ſelbſt, mit ſeinem kecken Pinſel die Sünde auf dich geladen, obgleich du ſelbſt durch die Nachahmung des Göttlichen wohl dazu beigetragen haben magſt, des Himmels Zorn zu reizen. Ach! welch elendes abgeſchmacktes Machwerk iſt doch alles Nachäffen einer höheren Macht gegen die Wirklichkeit ſelbſt! Was ſind deine Blitze, deine Donner und Regengüſſe gegen dieſe hier? Nichts als Poſſen! wahre Kinderſpiele! — Dieſe frommen Gedanken unterbrach der Knecht, indem er mich darauf aufmerkſam machte, daß es trotz des heftigen Regens, auf drei Stellen in einiger Entfernung von uns hell brannte. Nach jedem Blitze befanden wir uns in einer ſolchen ägyptiſchen Finſterniß, daß wir weder eine Spur vom Wege, noch unſere Pferde

ſehen konnten; ich verlangte daher, daß gänzlich ſtille gehalten werden ſollte, und erklärte meinem Fuhrmann, daß bei ſchwerem Gewitter das Fahren wegen des Zuges ſehr gefährlich ſey. Dies wollte ihm aber nicht einleuchten. „Wat geut mie de Tog an," war ſeine Antwort, „wo de Dunnerkül henſchla'n will, da ſcheert ſe ſick den Düwel um'n Tog." — Die Blitze kamen uns näher, und ſtanden bereits über unſern Häuptern, ich drang immer heftiger darauf, daß er ſtill halten ſollte, bis er mir endlich nachgab. Aber kaum hatte er ſein „Oha!" ausgeſprochen, ſo ſchlug ein Blitz das Handpferd auf der Stelle todt, und wir beide geriethen in Gefahr, von dem peſtilenzialiſchen Schwefeldampfe zu erſticken. Noch konnte ich nicht frei wieder athmen, als mir der Knecht ſchon das ſchnell abgefaßte Urtheil zurief: „Herr! det Peerd mut he betalen! dat is ja 'ne verfluchte Wirthſchaft!

Freund, antwortete ich, ſey nur ruhig, das Pferd ſoll bezahlt werden, aber fluche nur nicht bei einem ſolchen Wetter!

Mag de Schwerenoth nich noch eens fluchen; de Diezelſtang het ock de Düwel haalt! Wat ſall ick nu macken?

Freund! ſey doch nur ruhig. Das Wetter ſcheint nachzulaſſen, dann wird ſich auch ſchon Rath und Hülfe finden.

E! wat Raad! 'n Raad brucken wi nich, det Raad is heel bleben, aberſt 'n Diezelſtang brucken wi, und noch 'n Peerd!

So ſehr es mir auch ſelbſt an Troſt fehlte, ſuchte ich ihn doch dieſem rohen Kerl einzuſprechen, um nur ſein gottloſes Fluchen nicht mehr zu hören. Im Stillen that ich hier das Gelübde, wenn ich aus dieſer ſo höchſt traurigen Lage errettet würde, weder jemals wieder philoſophiren, noch ein Trauerſpiel ſchreiben, noch dem lieben Gott ſeine Donner, ſeine Blitze und Regengüſſe nachahmen zu wollen.

Das fürchterliche Wetter ließ unterdeſſen nach, der Himmel begann ſich aufzuklären, und ich fing an, freier zu athmen. Wir verſuchten nun, die Deichſelſtange wiederherzuſtellen, und ſetzten, freilich mit Verluſt der Hälfte unſerer Pferde, die Reiſe, ſo

gut es gehen wollte, weiter fort. Der Knecht ſchien ſich von der Leiche ſeines Pferdes nicht trennen zu können, er ſah ſich öfters darnach um, und ſprach in einem mitleidsvollen Tone: det arme Beeſt was recht brav; det hädde wol en beteres Schickſal verdeent! Laß gut ſeyn, ſagte ich, es war Gottes Schickung. — Ja! Gottes Schickung, det ſegt he nu wol, wenn he daran glöft hädde, ſo hädde he det Stillhollen nicht befahlen; eenen Schritt vörwärts hädde de Dunnerkül det Peerd nich drapen!

Ich gab mir Mühe, ihn zu überzeugen, er oder auch ich wären eben dadurch, daß wir den Schritt vorwärts nicht gethan, von ſeiner Donnerkeule verſchont geblieben; allein das war tauben Ohren gepredigt, der Kerl blieb bei ſeiner Meinung.

Von dem ſtarken Regen, den man wohl eher einen Wolkenbruch nennen konnte, ſah ich mich völlig durchnäßt, beſonders da ich von dem Bade in dem Souffleurkaſten noch nicht halb trocken war. Ich fühlte mich jetzt ſo erkältet, daß ich eine heftige Kolik bekam. Vielleicht trug auch jener kalte Sauerkohl, den ich ſo heißhungrig verſchluckte, das Seinige dazu bei. Um mir durch Bewegung einige

Linderung zu verſchaffen, legte ich den groben, mit noch gröberem Unterfutter verſehenen Mantel ab, der mich ſchon wund gerieben hatte, und ging mit meinem zindeltaffentnen Herkulesanzuge in der Heide voraus, da der Schneckengang meines Fuhrwerkes ohnehin dem Fortrollen eines Leichenwagens glich. Die Sonne verbreitete durch den dickbelaubten Wald ihre erſten, mir ſo wohl thuenden, erwärmenden Strahlen; ich begann neu aufzuleben, und mein Anzug fing mir auf dem Leibe zu trocknen an. Noch nie hat wohl die aufgehende Sonne ſich mir wohlthätiger bewieſen, als jetzt. Die Sänger des Waldes ſtimmten ihr Morgenlied an, und riſſen mich zur Begeiſterung hin. Mit dankbaren Gefühlen wurde ich gleichſam unwiderſtehlich zur Andacht geweckt, und verfertigte in Gedanken, da es mir an Schreibmaterialien fehlte, eine vortreffliche Hymne, ganz des Gegenſtandes würdig. Dadurch fand ich mich ſo erleichtert, daß ich über mich ſelbſt und über meinen bewieſenen Kleinmuth Gloſſen zu machen anfing. Wie weiſe iſt doch der Ausſpruch, daß es kein übermüthigeres Geſchöpf giebt, als den Menſchen, wenn es ihm einigermaßen wohl geht,

aber auch kein Geſchöpf, das zaghafter wäre, als er, ſobald es anfängt, etwas trübe um ihn zu werden. Trotz meiner unglücklichen Lage mußte ich über meinen Anzug, den ich jetzt erſt mit Aufmerkſamkeit betrachtete, herzlich lachen. Schade, dachte ich, daß mein Streicher nicht gegenwärtig iſt, und mich zeichnen kann. Ich bin vollkommen überzeugt, wäre mir in dieſem Aufzuge ein Fußreiſender begegnet, er hätte mir unaufgefordert ſein Hab' und Gut gegeben, um nur ſein Leben damit zu erkaufen. Ich fürchte, den Beelzebub zu beleidigen, wenn ich ſagte, ich hätte ihm bei weitem ähnlicher geſehen, als einem Herkules!

Dieſer dämmernde Strahl von froher Laune wurde leider von einem neuen Unglücksfalle verſcheucht. Unbemerkt hatte ich den rechten Weg verloren, und ſtand plötzlich vor einem tiefen Sumpfe. Nirgends war ein Ausweg ſichtbar, ich mußte mich entſchließen, zurückzuwandern. Demungeachtet konnte ich mein Fuhrwerk nicht wiederfinden. Wohl eine halbe Meile lief ich in der Länge und in der Quere umher, ohne auch nur eine Spur von einem ordentlich gebahnten Wege zu entdecken. Was

meine Lage noch schrecklicher machte, war der Umstand, daß ich meine Baarschaft sowohl, als auch mein Empfehlungsschreiben in jenen sackgroben Mantel gesteckt hatte, der sich auf dem Wagen befand, da ich in meinem Anzuge keine Taschen hatte; obendrein wußte ich nicht einmal den Namen des Amtmanns. Man kann sich meine neue Verlegenheit und unglückliche Lage sehr leicht denken. Wie verschieden war meine jetzige Stimmung von der kurz vorher gehabten, in der ich die meisterhafte Hymne dichtete. Jetzt fing ich wieder an, über mein ganzes Unglück von Jugend auf nachzudenken, wie hart das Schicksal mit mir gespielt, wie es mir meine Eltern entrissen hatte, von denen ich nicht weiß, ob sie leben oder todt sind. Ich peinigte mich von neuem mit Vorwürfen: Hättest du nicht, sprach ich zu mir selbst, dein Trauerspiel so übertrieben, deine Regengüsse und Dekorationen so natürlich nachahmen, und gleichsam Gottes Werke übertreffen wollen, so wäre all das Unglück dir nicht geworden, so hättest du nicht nöthig gehabt, mit Schimpf und Schande davon zu laufen, dich erst in der Souffleurklause durchwässern zu lassen,

und hernach in jenem Loche mit Lebensgefahr ſtekken zu bleiben, du wäreſt nicht vom Donnerwetter und Wolkenbruch heimgeſucht worden, du hätteſt dir die Kolik erſpart, und würdeſt dich in dieſer verzweifelten Lage nicht befinden! Und wie wird ſich dies alles noch endigen? Wo und wie hier heraus und zu deinem halben Fuhrwerke kommen? Zum zweitenmale that ich hier das Gelübde, nie wieder ein Trauerſpiel verfertigen, nie wieder philoſophiren, aber auch nie wieder zur ungelegenen Zeit eine Hymne dichten zu wollen.

In dieſen Betrachtungen ward ich durch ein fernes Geräuſch geſtört, welches mir das Echo eines Holzhauers zu ſeyn ſchien. Ich richtete meine Schritte nach der Gegend, woher es kam, und nachdem ich eine ziemliche Strecke Wegs zurückgelegt hatte, war ich wirklich ſo glücklich, den Mann zu finden. Beinahe wäre mir aber auch dieſer Weg zur Rettung vereitelt worden, denn kaum erblickte mich der Holzhauer, ſo konnte ich deutlich wahrnehmen, wie er erſchrak, und willens war, die Flucht zu ergreifen. Um dies zu verhüten, hielt ich es für nöthig, ihm ſchon von weitem die Verſiche-

cung zu geben, daß ich ein Menſch wie er ſey. Er ward dadurch beruhigt, und als ich ihm mein Ungemach erzählt hatte, erfuhr ich zu meiner groſſen Freude, daß er noch nicht längſt an dieſen Platz gekommen, und meinem eleganten Fuhrwerke vor kurzem erſt begegnet ſey. Er fügte die Verſicherung hinzu, daß dieſes nicht weit entfernt ſeyn könne, und erbot ſich von freien Stücken, mich dahin zu führen. Unter dem Verſprechen einer Belohnung nahm ich ſeinen Vorſchlag an; wir machten uns auf den Weg, und es währte nicht lange, ſo hatten wir meinen Wagen eingeholt. Das Erſte, was ich thun wollte, war, dieſem gutwilligen Menſchen die verſprochene Belohnung zu geben, aber es ſchien, als wollte ein böſes Geſchick mit mir ſein Spiel treiben: nichts fand ich, als meinen Brief, das Geld war verſchwunden. Ungefragt ſchwur der Knecht, daß er von keinem Gelde etwas wüßte, und gerade dies machte mir ihn verdächtig, indeſſen hielt es nicht für rathſam, meinen Argwohn laut werden zu laſſen, ſondern machte ihn vielmehr zu meinem Creditor, indem ich mir etwas von ihm borgte, um meinem Erretter mich dankbar zu be-

zeigen. Ich war herzlich froh, daß ich nur mein trauriges Fuhrwerk wieder hatte, und mich ausruhen konnte. Die brennende Hitze und das langsame Fahren mit dem einen Pferde, wiegten mich auch bald in einen ſanften Schlummer. Wohl eine Stunde mogte ich ſchlafend zugebracht haben, als mich der Knecht aufweckte, und mir in einer kleinen Entfernung des Amtmanns Haus zeigte. Wer war froher als ich! Schon war Mittag vorüber, ſo lange Zeit hatten wir mit den fünf Meilen zugebracht. Ohnweit des Hauſes ſtieg ich vom Wagen, weil ich mich dieſer Krüppelfuhre ſchämte, obgleich ich mir meinen Anzug ſchon gefallen laſſen mußte. Mit banger Hoffnung, aber doch mit einem unbeſchreiblich leichten Gefühl, einer guten Ahnung ähnlich, eilte ich mit flüchtigen Schritten der Wohnung des Amtmannes zu. Gott, welch' überraſchender Anblick! Nie, nie werde ich ihn vergeſſen! Mein ehrlicher Streicher ſtürzte mir entgegen und fiel mir um den Hals; ich konnte ein lautes Schluchzen nicht unterdrücken. Er wunderte ſich, daß ich erſt ſo ſpät ankomme, ich, daß er ſchon da ſey. War mir aber ſein bloßer Anblick ſchon

erfreulich, ſo ward er mir durch die Nachricht, die er brachte, ein vom Himmel geſandter Engel, mich in einem Nu wieder zum Glücklichſten auf Erden zu machen. Der würdige Bürgermeiſter hatte ihn nämlich gar bald mit ſeinem Pferd und Wagen mir nachgeſandt. Er war meinem Fuhrwerke vielleicht in dem Augenblicke vorbei geeilt, als ich, im Walde verirrt, ihm fluchte, vielleicht auch, als ich wünſchte, daß er zugegen ſeyn mögte, um mich in meinem Anzuge zu zeichnen. (So nahe iſt uns bisweilen die Hülfe, ohne daß wir es ahnen.) Er ſagte mir, er ſey dem Fuhrwerke vorbeigefahren, aber habe nicht im geringſten darauf geachtet, da er ſich nicht hätte denken können, daß dieſes elende Fahrzeug das meinige ſey. Auch glaubte der Bürgermeiſter, ich müßte längſt bei dem Amtmann angelangt ſeyn, weil man in N. außer einem ſtarken Regen nichts von einem Gewitter geſpürt hatte. Streicher war gekommen, mich ohne Verzug zurück zu bringen; das Gerücht war ganz falſch und nur ausgeſprengt, daß mehrere Menſchen beſchädigt und zu Tode gekommen wären; es war nichts anders, als die Kabale eines andern Schauſpieldirektors,

der

der mir aus Eiferſucht und Brodneid nachgereiſt war. Die Thätigkeit des Bürgermeiſters hatte bald zu der Entdeckung geführt, daß durch dieſen Böſewicht die Röhren, die jenes Regenwaſſer in meinem Trauerſpiele ableiten ſollten, ſchadhaft gemacht worden. Er war ertappt und feſtgeſetzt. Der Aufſtand und das Rachegeſchrei des Volks war gegen jenen Schauſpieldirektor gerichtet geweſen. Der Bürgermeiſter hatte meine Garderobe und Kaſſe gerettet, und beides in Händen. Das Publikum verlangte ungeſtüm eine neue Aufführung des Stückes, und Streicher gab mir die Verſicherung, daß man mich mit großem Jubel empfangen würde. Er hatte auch meine Kleidungsſtücke mitgebracht, damit ich im Stande ſey, mich ordentlich anzuziehen.

Welch ein Uebergang! Nun erzählte ich meine Abentheuer, die mir auf den wenigen Meilen zugeſtoßen waren. Ich gehöre nicht zu den Menſchen, die überſtandene Leiden in der Regel gar ſehr tragiſch vorzutragen ſich bemühen, und alles pergrößern, um recht zu rühren, und viele Theilnahme zu finden, ſondern ich erzähle dergleichen in einer Ueberſetzung des Tragiſchen in das Komiſche. Das

geſchah auch hier. Der Amtmann, der mich mit Streicher'n zugleich empfangen hatte, aber von mir im Ausbruch meiner Freude nicht bemerkt worden war, hörte meine Erzählung aufmerkſam an, und brach öfters in lautes Lachen aus. Nachdem ich geendigt und mein Empfehlungsſchreiben überreicht hatte, wurden wir von unſerm Wirthe in ſeine Wohnung geführt. Er verließ uns darauf, kam aber in kurzem mit dem Ausruf: „Funtus! Funtus!“ zurück. Er war nämlich insgeheim zu meinem Fuhrmann gegangen, hatte ihn ins Gebet genommen, und ihm auf den Kopf zugeſagt, er habe mein Geld geſtohlen. Nach einigen Drohungen geſtand dieſer es auch ein, und gab zu ſeiner Entſchuldigung an, er habe das Geld nicht in der Abſicht genommen, um zu ſtehlen (etwa, weil ihm das Diebesorgan beiwohnte) ſondern nur, um ſeinen Herrn für das gefallne Pferd zu entſchädigen. Dies vermehrte unſere frohe Laune. Ich denke, meine Herren, ſetzte der Amtmann hinzu, wir verzeihen dem Kerl ſeine Spitzbüberei um ſeiner Ehrlichkeit willen, und laſſen ihn laufen. Ich war ſehr gern damit zufrieden, da ich mein Geld bis auf 8 Gr. richtig

fand, die mir der Kerl im Walde geborgt, und von dem Raube abgezogen hatte.

Der Amtmann, ein biederer alter Deutſcher, etwa hoch in den Funfzigen, mit der heiterſten Laune, die mir je in dieſem Alter vorgekommen iſt, beſtand durchaus darauf, daß wir bei ihm übernachten ſollten. Wir willigten um ſo eher ein, da wir ſonſt im Dunkel der Nacht in N. angelangt wären. Dies wäre für mich nicht Satisfaktion genug geweſen; unſer Entſchluß fiel alſo dahin aus, mit dem anbrechenden Morgen des folgenden Tages die Rückreiſe anzutreten.

Der gaſtfreundliche Wirth ließ indeſſen ein geſchmackvolles und ſehr liberales Abendeſſen bereiten, wozu er in der Geſchwindigkeit einen Oberförſter, einen Verwalter und einen Prediger einlud. Dieſen in der Gegend befindlichen Gäſten, mit denen er auf einem freundſchaftlichen Fuße ſtand, ſchrieb er in der Einladung: es wären zwei faſt verunglückte Luftſchiffer ohnweit ſeiner Wohnung zur Erde gekommen, und hätten zu ihm ihre Zuflucht genommen. Er fügte hinzu, ſie hätten von 12 Uhr bis ein Viertel auf Eins in dem fürchterlichen Wetter

5 Meilen gemacht. Hiervon ließ er gegen uns kein Wörtchen fallen. — Es dauerte nicht lange, so kamen die Gäste zusammen an. Der Amtmann richtete es so ein, daß wir ohne eine genauere Bekanntschaft zu Tische gingen, und führte seine Rolle so meisterhaft durch, daß wir uns fortwährend von meiner Reise, von meinem Fuhrwerk, von dem fürchterlichen Wetter und dem Unglück, das daraus hätte entstehen können, unterhielten, ohne daß es zur Verständigung kam, denn er sprach immer zweideutig mit ein. So sagte der Prediger, er habe diesesmal in der Zeitung nichts von dem bevorstehenden Schauspiele gelesen. Es war ja Tag und Stunde angekündigt, gab ich zur Antwort, in der Meinung, die Rede sey von meinem Trauerspiele. Der Oberförster sprach über die Zeit meiner Reise mit Verwunderung: fünf Meilen von zwölf bis ein Viertel auf eins! Ich fand das sehr natürlich, jedoch mit dem Unterschied, daß ich von des Abends um zwölf bis zum andern Mittag um ein Viertel auf eins verstand. Unser scherzhafte Wirth wußte uns fast die ganze Tischzeit hindurch in dieser Täuschung zu erhalten, und sprach selbst über das Erstaunen,

welches ſich ſeiner bemeiſtert habe, als er mich ankommen geſehen, u. ſ. w. Der Oberförſter behauptete, der Wind ſey aus dem Abend gekommen, und konnte daher nicht begreifen, wie ich hieher habe kommen können. Ich ſah dies für einen Scherz an, beſonders da der Amtmann ihm gleich mit der Erklärung ins Wort fiel: das komme daher, weil mir die Deichſel gebrochen wäre. Hier lachte alles laut auf. Ohne zu wiſſen, weswegen? entgegnete ich: mir war es damals gar nicht zum Lachen. Unſer Wirth hätte wohl die Aufklärung des Irrthums noch länger verzögert, wenn nicht der Verwalter mit dem Wunſche herausgeplatzt wäre, den Ballon nach der Tafel in Augenſchein zu nehmen, da er noch nie einen geſehen hätte. Nun konnte der Scherz nicht mehr fortgeſetzt werden. Der Bemerkung des Predigers: es ſchiene ein Irrthum in der Geſellſchaft obzuwalten, fügte der Oberförſter ſogleich die Vermuthung hinzu, daß dies wahrſcheinlich eins von den Späßchen ſey, die man ja an dem Amtmann ſchon gewohnt wäre. Die Entwicklung, die mit dem Deſſert zugleich erſchien, diente nur dazu, die Geſellſchaft erſt recht heiter zu

machen. Unſer joviale Wirth ward über das treffliche Gelingen des Spaßes ſo ausgelaſſen luſtig, daß er ſeinen beſten Champagner auftiſchte. Da ward eine neue Erſcheinung ſichtbar, die mehr als alles andere den Ausſchlag gab.

Mein alter Streicher und ich hatten die erſten Plätze an der Tafel eingenommen. Zwiſchen uns beiden war ein Platz nebſt dem Couvert offen geblieben. Als jetzt das Deſſert aufgetragen ward, trat ein engelſchönes, wohlgewachſenes Mädchen in einem geſchmackvollen, nicht überladenen Anzuge ein. Der Oberförſter, der entweder zu wenig vertragen konnte, oder zu viel getrunken hatte, und ſchon ſehr laut geworden war, ergriff in demſelben Augenblicke, als der Engel in das Zimmer trat, ſein Glas, und brachte folgende Geſundheit aus:

Die ſo nette
Niedliche Brünette,
Henriette,
Soll leben!

Das Mädchen blieb bei'm erſten Schritte beſcheiden ſtehen, und machte eine gar anmuthige, tiefe Verbeugung. Ihre Roſenwangen färbten ſich ſchö-

ner noch dabei, als ſie es ſchon waren. Meine Tochter, ſprach der Amtmann, der zu meiner Rechten ſaß, ſich zu mir wendend, und fügte hinzu: jener Platz dort neben Ihnen iſt für ſie beſtimmt und offen geblieben, weil ich von allem, was ich beſitze, meinen Gäſten gern das Beſte gebe. Schnell ſprang ich auf, flog ihr entgegen, und bot ihr, um ſie zu ihrem Platze zu führen, mit den Worten die Hand: Ich höre von Ihrem Herrn Vater, daß ich ſo glücklich ſeyn ſoll, Sie an meiner Seite zu ſehen. Zum zweiten Male färbte ſich ihr holdes Antlitz, und mit beſcheidenem Tone erwiederte ſie: Ich bin es ſchon gewohnt, daß mein Vater es ſtets gut mit mir meint. Jetzt kam die Reihe des Erröthens an mich, ich fühlte, daß mein Geſicht glühte, küßte ihr die Hand, und führte ſie zu ihrem Platze. Als wir uns geſetzt hatten, richtete ich die Frage an ſie, warum ſie ihre angenehme Gegenwart ſo lange der Geſellſchaft entzogen hätte? Dabei hat niemand mehr, als ich ſelbſt verloren, fiel ſie ſchnell ein. Meine Tochter, nahm der Vater das Wort, iſt uns auf ihrem Poſten unentbehrlich; ſie hat die Funktionen der Haushälterin und Köchin übernommen.

Beide sind seit einiger Zeit krank, und auf dem Lande nicht so leicht zu ersetzen. —

Ich. Und sind schwerlich so außerordentlich geschmackvoll zu ersetzen.

Sie. (mich unterbrechend.) Sie sind sehr genügsam, und beurtheilen mich mit so vieler Nachsicht. — Um das Gespräch abzuleiten, setzte sie hinzu: ich bedaure, daß wir das Vergnügen, Sie bei uns zu sehen, einem Unglücksfall zu verdanken haben, der Sie auf den Weg hieher führte.

Ich. Um zu Rosen zu gelangen, läßt man sich die Dornen schon gefallen. An Ihrer Seite vergessen sich überstandene Leiden sehr leicht!

Was Leiden! rief der Amtmann, die gehören nicht hieher, und, zur Tochter sich wendend: ich dächte, gutes Kind, du gäbest uns einen Ohrenschmaus, und ließest eine deiner Arien hören!

Ja, bitte! bitte! erscholl es im Chor, und schon stand der Oberförster, als Hausfreund bekannt genug im Innern der Wohnung, mit einer Guitarre und einer Sammlung von Noten vor uns, mit einem zierlichsten Handkuß selbige ihr überreichend.

Meine dringendste Bitte ist, Nachsicht mit mir zu haben, sprach sie, und wandte sich zum Vater, fragend: Und was soll ich denn singen?

Das steht in deinem Belieben! Du weißt, daß ich über deine Stimme und über dein Herz nie disponiren werde. Aber heute wollen wir es dem Zufall überlassen. Gieb mir die Musikalien her. Ohne zu wählen, soll, was du vortragen wirst, herausgezogen werden.

Wahrscheinlich wollte uns der Amtmann dadurch zeigen, daß hier nicht von sogenannten einstudirten Sachen die Rede sey. Er ließ sich die ziemlich starke Sammlung, die der Oberförster ergriffen hatte, reichen, zog ein Heft heraus, und übergab es seiner Tochter, nachdem er vorher noch, ohne darauf hinzusehen, dasjenige, was gesungen werden sollte, darin aufgeschlagen hatte. Henriette bückte sich zu der aufgeschlagenen Seite hinab, und sprach lächelnd: Lieber Vater, dem Zufalle gefällt es, uns ein wenig zu necken. Dies ist ein Duett! — Es war das Duett aus der Zauberflöte: „Bei Männern, welche Liebe fühlen." Thut nichts, thut nichts, rief mein alter Streicher, unser Direktor

wird die andere Stimme übernehmen, es iſt ohnehin ſein Lieblings-Duett! Unter einem allgemeinen Jubel nahm ich meinen Platz am Klavier ein, um ſie zu begleiten. Nie, nie hörte ich eine mehr gefällige und angenehme Stimme, die ſo anſpruchslos den Zuhörer mächtiger hingeriſſen hätte. Ich mußte mich wahrlich ſehr zuſammen nehmen, um mir ſelbſt gleich zu bleiben, denn ich hatte mehr Aufmerkſamkeit auf ihren Vortrag, als auf den meinigen. Die Arie war geendigt, und ein allgemeines Bravo und Händeklatſchen belohnte uns. Henriette wandte ſich mit den Worten zu mir: Bedanken Sie ſich, Herr Direktor. Das will ich thun! rief ich, indem ich ihre Hand zum Munde führte, und ſie küßte. Ganz unwillkührlich entfiel meinem Auge eine Thräne auf den weichen Alabaſter, und in demſelben Augenblicke warf ſie mir einen durchforſchenden Blick zu. Gott, welche Entdeckung machte ich hier! Bei dieſem ſo anmuthigen, höchſt einnehmend forſchenden Blicke, ſah ich in ihren hellblauen Augen, die ſchönſten die ich je geſehen, gleichfalls Thränen perlen. Beſchämt und verrathen hätten wir beide da geſtanden, wäre nicht mein Fuhrknecht der ſchützende Genius geweſen, der

die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft von uns ableitete.

Er trat ſo eben in das Zimmer, und verlangte, da er nach Hauſe wollte, ein Schreiben an ſeinen Herrn wegen des gefallenen Pferdes. Der Oberförſter examinirte ihn, wie alt, wie hoch, von welcher Farbe u. ſ. w. das Pferd geweſen ſey, und ſagte dann, ich werde euch ein andres Pferd an der Stelle des verunglückten mitgeben, wobei euer Herr nicht übel fahren ſoll. Grüßt ihn nur, ich werde in dieſen Tagen ſelbſt bei ihm ſeyn. Ich gab dem Kerl ſein Trinkgeld, und er ging froh und zufrieden ab. Während dieſer Unterbrechung hatte ſich die himmliſche Henriette entfernt, um den Kaffee hereinzuholen. Ich hatte ſie keinen Augenblick aus den Augen gelaſſen, und ſah, wie ſie ihrem Vater bei Ueberreichung des Kaffee's ein Papier zuſteckte, welches er in einer Ecke des Zimmers ſehr aufmerkſam durchlas, und viele Rührung dabei bezeigte. Ich rief meinen Streicher bei Seite, in der Abſicht, mich ihm zu entdecken, als der Amtmann herzutrat, ſich, als wenn er jemand ſuchte, umſah, und Streicher bat, mit ihm in ein Nebenzimmer

zu treten, was mich nicht wenig in Verlegenheit ſetzte, da ich es mir durchaus nicht erklären konnte.

Inzwiſchen näherte ſich mir das holde Mädchen mit dem Kaffee, mit einem Blicke, der blitzſchnell durch das Niederſchlagen ihrer Augen erloſch. Mit zitternder Hand nahm ich die Taſſe an, und wollte etwas ſagen, war aber nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Jenes dem Vater zugeſteckte Papier, und der Umſtand, daß dieſer bald darauf meinen alten Streicher zu ſich rief, beſchäftigten mich ohne Unterlaß, denn mein Herz ſagte mir, es müßte etwas wichtiges vorgefallen ſeyn; doch war, was ich dabei empfand, das Gefühl einer frohen Erwartung, ganz dem ähnlich, was mich beim Anblick dieſes Hauſes überfiel.

Eine Viertelſtunde mochte wohl die Unterredung im Nebenzimmer gedauert haben, als Streicher zu mir kam und mich auf die Seite rief. Mit ſeiner ehrlichen Miene und ungekünſtelten Rede ſagte er mir, der alte Amtmann habe ſich ganz genau nach meinen Umſtänden erkundigt; ob mein Herz noch frei von irgend einer Liebe, und ob ich wohl geſon-

nen sey, mich in den Ehestand zu begeben. Zu allem diesem, bemerkte er, scheint die Tochter selbst die Veranlassung gegeben zu haben. — Die Tochter selbst! habe ich recht gehört? Sagten Sie dies nicht, lieber Streicher? Wie soll ich mir das erklären? — Ich selbst möchte wohl die Frage thun: wie soll ich mir das erklären? Ich weiß auf alles, wornach sie forschen nichts weiter zu erwiedern, als daß der Vater ein Papier in der Hand hielt, das er mit seinen Thränen benetzt hatte, und mir dabei sagte: dies sind seit dem Tode meiner seligen Frau die ersten, die meinem Auge entfallen. Auf meine Frage, was das sagen wolle, bekam ich die Antwort, ich solle mich nur gedulden.

Meine Unruhe nahm mit jedem Augenblicke zu. — Was haben Sie ihm denn auf seine Fragen geantwortet?

Was anders, als die Wahrheit: daß, soviel ich wüßte, weder Ihr Herz, noch Ihre Hand vergeben sey, daß Sie auch nichts weniger als abgeneigt seyn möchten, Sich zu verheirathen, wenn Sie ein tugendhaftes Mädchen fänden, von dessen Gegenliebe Sie Proben hätten; und daß Sie nach

Vermögen ſich umzuſehen weder Luſt, noch es nöthig hätten, weil Sie durch Sparſamkeit ſich etwas erübrigten. Was ich übrigens von Ihrem Karakter geſagt habe, verlangen Sie wohl nicht zu wiſſen?

Ich bin es überzeugt, lieber Streicher, daß ich in guten Händen war. Aber wiſſen Sie denn nicht, was das überreichte Schreiben eigentlich enthält? Es kam aber nicht zur Beantwortung der Frage; der Amtmann kam auf mich zu, faßte mich bei der Hand, und führte mich in daſſelbe Gemach, wo er mit Streicher jene Unterredung gehalten hatte. Das Herz pochte mir vor Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten.

Ich ſehe Sie, Herr Direkt..., in Verlegenheit, ſo begann er, wegen des geheimen Geſpräches mit Ihrem Maler. Allerdings waren Sie der Gegenſtand deſſelben, aber nicht der einzige; außer Ihnen betrifft es noch meine Tochter und unmittelbar mich ſelbſt. Das, was Sie als Aufſchluß ſogleich von mir hören werden, bleibt uns entweder lebenslang eingedenk, oder ſey auf ewig vergeſſen und als nicht geſchehen, als ein Traum angeſehen. Ich

höre, Sie ſind noch frei, haben noch keine Wahl zu der künftigen Theilnehmerin an dem Schickſale Ihres Lebens getroffen. Ich höre ferner, daß Sie nicht abgeneigt ſind, ſich zu verbinden, wenn Sie ein tugendhaftes Mädchen fänden, und daß Sie nur allein nach einem ſolchen verlangen. Dies iſt es, was ich vor allem andern erſt erfahren mußte, ehe ich einen Schritt weiter thun konnte. Jetzt frage ich Sie alſo geradezu: wie wäre es, im Falle Sie in Erfahrung brächten, daß meine Tochter als ein äußerſt tugendhaftes Mädchen da ſteht, was ich als Vater nicht weiter erörtern darf; wenn Sie in Erfahrung brächten, daß Henriette das Ding, was man Liebe nennt, jetzt zum erſten Male in ihrem Leben, und zwar für Sie fühlt; wenn Sie ferner erführen, daß auch meine Tochter, dem Himmel ſey Dank, nicht nöthig hat, auf zeitliche und äußere Glücksumſtände zu ſehen, daß ſie nur einen rechtſchaffnen Mann will, der Liebe für ſie fühlt. Was würden Sie dann thun? — Ich ſehe Sie gerührt; übereilen Sie ſich nicht! Ich will Sie nicht in Verlegenheit ſetzen, beantworten Sie mir dieſe vielleicht zudringliche Frage, nachdem Sie

ſich mit Ihrem Freunde darüber berathen haben. Es hat keine Eile! Theilen Sie mir Ihre Antwort, gleichviel nach Tagen, Wochen oder Monaten, ſchriftlich mit. Erkundigen Sie ſich in der ganzen Gegend, wo und bei wem Sie wollen, ob meine Tochter den Namen tugendhaft verdient? Ich als Vater, habe wie geſagt, darüber keine Stimme, aber was ich als Vater ohne Anſtoß thun kann und thun muß, iſt, Ihnen den Beweis zu geben, daß meine Tochter für Sie zum erſten Male Liebe fühlt, die ſie noch für keinen gefühlt hat. Hier haben Sie den Beweis, leſen Sie ihn ſelbſt!

Gefühlvolle Leſer, denen es wohl nicht entgangen ſeyn kann, daß den Engel ſehen und lieben, bei mir Eins war, werden mir hoffentlich erlaſſen, eine Beſchreibung davon zu machen, was eine ſolche Ueberraſchung für Wirkung auf mich that. Wer dergleichen Gefühle kennt, wird keine Beſchreibung fordern, dem, der ſie nicht kennt, nützt eine Beſchreibung eben das, was dem Blinden eine Brille nützt. Ohne das erhaltene Papier anzuſehen, fiel ich dem biedern Alten faſt unwillkührlich um den

Hals,

Hals, und benetzte ſeine Wangen mit meinen Thränen. Zu viel Glück! zu viel Glück! rief ich aus, Ihr Engel von Tochter iſt mir zuvorgekommen. Hätte ich einen ſolchen Vater hier gehabt, ſo hätte ich es mir nicht nehmen laſſen. Auch ich betheure Ihnen bei allem, was heilig iſt, daß ich nie, nie das noch gefühlt habe, was ich im erſten Augenblicke fühlte, als ich Ihre Tochter ſah. Ich wäre auch nicht, ohne eine Anfrage zu wagen, von dannen gegangen. Eben wollte ich meinem alten braven Streicher mich entdecken, ihn vielleicht zum Vermittler brauchen, als Sie ihn zu ſich riefen, und mir die theure Henriette auf dieſe Art zuvorkam. Ich wollte weiter ſprechen, als er mich mit den Worten unterbrach: Meine Tochter hat ſich dabei nichts vergeben, ſie hat nur eine heilige Pflicht beobachten wollen. Leſen Sie erſt dieſe Schrift, was Sie darin finden, wird hinlänglich zu Ihrer Beruhigung dienen. Damit es nicht auffalle, gehe ich ſo lange zur Geſellſchaft. War mein Gemüth nicht ſchon zur höchſten Unruhe aufgeregt, ſo ward ich es beim erſten Blick, den ich auf das Schreiben warf. Ich las folgendes:

Letzte Worte einer sterbenden Mutter an ihre einzige hinterlassene, tugendhafte und stets folgsame Tochter.

Mein gutes Kind! ich nütze die Zeit, während ich Deinen guten Vater, meinen geliebten Gatten, ersucht habe, mir den letzten Dienst zu erweisen und den Prediger herbei zu holen. Ich fühle, daß mir nur noch eine kleine Spanne Zeit übrig ist. Stets habe ich in und mit Gott gelebt, ich will auch in und mit ihm sterben. Diese meine letzte Bitte an Dich wollte ich Dir mündlich vortragen, theils aber fühle ich mich zu schwach dazu, theils will ich uns beide keiner solchen Erschütterung aussetzen. Gott wird Dir stets beistehen, und Dich für Deinen immer erwiesenen Gehorsam gewiß belohnen; dies wird aber um so gewisser geschehen, wenn Du auch noch die Bitte Deiner Mutter im Augenblick ihres Todes erfüllst. Es betrifft die Ruhe Deiner Mutter, die Dich stets geliebt hat, beim Hinübergang in die Ewigkeit, es betrifft aber auch Dein ganzes irdisches Glück. So höre denn!

Ich habe Dich auf den Weg der Tugend be-

reits geführt, und wurde reichlich belohnt, da ich Dich darauf fortschreiten sah. Ich ließ es Dir aber auch nicht an Aufmunterung fehlen, sondern nützte jede Gelegenheit, die sich dazu mir darbot. Diese Aufmunterung wirst Du nun in der Folge schon entbehren müssen. Dein guter Vater, den Dir der Himmel noch lange lassen möge, kann Dir das nicht ersetzen, weil ihm bei seinem Geschäfte die Zeit dazu fehlt. Du mußt nach meinem Hinscheiden Dir alles allein, und Aufmunterung Dir selbst seyn!

Mein gutes Kind! Ich sterbe ruhig, und kann unbekümmert Dich Deinem künftigen Geschick überlassen; Du bist auf dem Pfade der Tugend schon zu weit vorgeschritten, als daß Du leicht straucheln könntest. Wer die Tugend so wie Du, mein Kind, in ihrem Glanze, in ihrem Werthe erkennt, der sucht sie festzuhalten, der liebt sie um ihrer selbst willen und bestrebt sich stets, sie zu üben. Dennoch muß ich Dir so manches noch sagen. Es ziemt einer Mutter, die am Rande des Grabes steht, nicht, in ihrem letzten Worte an ein geliebtes Kind etwas zu verschweigen.

Ich ſehe im Geiſte die Zeit herannahen, wo ſich Männer um Deine Hand und Dein Herz bewerben werden. Gott hat Dich mit allem, was dazu gehört, geſucht zu werden, hinlänglich beglückt. Dies iſt eine ſehr bedenkliche Zeit, für Dich um ſo bedenklicher, je weniger Dir bisher die Gelegenheit ward, Männer kennen zu lernen. Mir ſoll das Glück nicht zu Theil werden, dieſe ſo wichtige Zeit zu erleben: ich murre nicht darüber, der Herr iſt gerecht! Sey ja in dieſer höchſt gefährlichen Zeit auf Deiner Hut: denn hier giebt es nicht ſelten Fälle, wo die Vernunft gerade wider das Herz kämpfen ſoll und muß! Nur allzu oft trägt in dieſem ſchwierigen Kampfe das Herz den Sieg davon, aber eben ſo oft zu unſerm Verderben. Die beleidigte Vernunft nimmt alsdann gar ſchwere Rache, und geſchehen iſt es um unſere Ruhe, unſer Glück! Anſtatt des geträumten Himmels, erblicken wir eine Hölle, und Vorwürfe allein bleiben uns übrig, die uns die Welt zu einem Jammerthal machen.

Sey ja auf Deiner Hut, mein gutes Kind! in dieſer höchſt gefährlichen Zeit. Du wirſt die Gefahr noch deutlicher einſehen, wenn ich Dir ſage,

daß wir alsdann auch der Vernunft nicht allein trauen dürfen, ohne irgend eine Rückſicht auf die Stimme des Herzens zu nehmen. Das beleidigte Herz rächt ſich nicht weniger, und die Folgen ſind faſt dieſelben! Ich ſage: faſt! denn in dieſem Falle bleibt uns doch wenigſtens der Troſt, daß wir, was der Menſch ſtets ſoll, der Vernunft gefolgt ſind, und die Vorwürfe können nicht ſo bitter ſeyn, wie im umgekehrten Falle, wo wir dem Herzen allein Folge geleiſtet haben. Wir ſind aber darum nicht viel beſſer daran, und unſer Leben wird uns nicht weniger zur Qual. Es iſt vielleicht eine höchſt ſchwierige, oder vielmehr die ſchwierigſte aller Aufgaben, Vernunft und Herz überhaupt in harmoniſchen Einklang zu bringen und zu erhalten! beſonders aber in dieſem Fall! Selten oder vielleicht nie beginnen wir etwas, woran Vernunft und Herz gleichen Antheil haben; eines von beiden pflegt zu prädominiren, und hat uns zu einer Handlung ſchon geſtimmt, oder wohl gar ſchon beſtimmt, ſo daß das andere gleichſam zu ſpät kommt; der letzte Theil muß nun, um uns anders zu ſtimmen, doppelt

kämpfen, erſtens, jenen ſchon gemachten Eindruck, von dem wir beſtrickt ſind, auslöſchen, und ſtatt deſſen zweitens, ſich an deſſen Stelle hineingraben. In der Liebe, mein Kind, trifft in der Regel der Fall ein, daß das Herz der Vernunft gewöhnlich den Vorſprung abgewinnt, ſich, ſo zu ſagen, unſerer ſchon bemeiſtert hat, wenn die Vernunft erſt hinzutritt, nun den ſchweren, ſehr ſchweren Kampf beginnt, und zwar ſelten, aber doch bisweilen noch zu rechter Zeit den Sieg davon trägt.

Sey ruhig, mein gutes Kind. Deine Mutter liebt Dich zu ſehr, als daß ſie Dich in ein Labyrinth führen und keinen Ausweg zeigen ſollte. Hier iſt er! Ueberraſcht Dich einſt in dieſer Hinſicht Dein Herz, kommt Dir ein Mann entgegen, für den Du im erſten Augenblick etwas fühlſt, was Du noch nie gefühlt haſt, ſo erſchrick nicht darüber, wenn auch in dieſem Falle das Herz den Vorſprung hat, und halte Dich nicht etwa gleich für verloren. Handle nur nicht allzu raſch, ſondern erwarte, daß die Vernunft erſt mit zu Rathe tritt. Hat dieſe nichts dawider, und entſteht zwiſchen beiden kein

eben bedeutender Kampf, ſo biſt Du zwar auf dem rechten Wege, aber doch durchaus noch nicht ſo weit, um ſelbſtſtändig, ohne Gefahr handeln zu können; denn mir wenigſtens kommt es ſo vor, als wenn ſich Vernunft und Herz bisweilen einander etwas nachgeben und gleichſam zu Gefallen thun. Handle daher in dieſem Falle ja nicht ſelbſtſtändig; im Gegentheil iſt es hier die höchſte Zeit, ſich nach einer geprüften Freundin oder einem ſolchen Freunde, woran es Dir wohl nicht fehlen wird, umzuſehen, und Dich ihnen ganz offen und ohne Zurückhaltung zu vertrauen. Die Meiſten fehlen hierin zu ihrem großen Nachtheil: ſie pflegen nur halb ſich zu entdecken, und können dann auch nur halben Rathes gewärtig ſeyn. Ich hoffe und vertraue auf Gott, daß er Dir Deinen edlen Vater bis dahin laſſen werde, und ſo beſchwöre ich Dich denn in dieſer meiner letzten Stunde: vertraue Dich ihm ſogleich, wenn Du in eine ſolche Lage kömmſt, und da ich die Scham und den Anſtand kenne, den Kinder in ſolchen Fällen nehmen, ſich den Eltern anzuvertrauen, und wie dies beſonders bei der Tochter der Fall iſt.

wenn ſie ſich dem Vater entdecken ſoll, ſo will ich Dir jenen Schritt dadurch erleichtern, daß ich Dir dieſe meine letzten Worte ſchriftlich hinterlaſſe, daß ich Dir empfehle, ſie niemanden, er ſey wer er wolle, vorzuzeigen, bis zu einer Zeit, wo Dir ein ſolcher Fall aufſtößt! Dann aber überreiche ſie Deinem Vater ohne Verzug. Er, der mir noch nie eine Bitte abgeſchlagen, der vielmehr allen meinen Wünſchen ſtets zuvorgekommen iſt, der Dich ſo innig, und wo möglich noch inniger liebt, als ich, er wird Dein Freund und Dein Rathgeber ſeyn, er wird ſich über Dein Herz nie ein despotiſches Recht erlauben. Was er will, oder nicht will, kann er nicht anders, als zu Deinem wahren Glücke wollen. Vertraue auf Gott, auf Deinen Vater, und auf die letzten Worte Deiner ſterbenden Mutter. Empfange meinen Segen, denn ich fühle, der Allmächtige hat auch dieſen meinen Wunſch erhört: ich flehte ihn ſtets um die Gnade an, daß Dein edler Vater mich nicht ſterben ſehen möchte. Ich kenne ſeine Liebe und ſein zartes Gefühl, es würde ihn zu ſehr ergreifen. Ich werde ihn hier nicht

wieder ſehen, ich verſcheide ehe er kömmt; nur für ihn noch, für Dich und mich ein Gebet verrichten zu können, iſt der Wunſch Deiner ſterbenden Mutter

Wilhelmine.

Ich hatte eben dieſes höchſt erſchütternde Schreiben beendigt, was mich tief gerührt hatte, und trocknete mir noch das Auge, als der Amtmann wieder in das Zimmer trat. Nicht wahr, fragte er, gleichfalls innigſt gerührt, ich habe ein vortreffliches Weib verloren? — Ja, das haben Sie; aber die Erinnerung, jemals ein ſolches gehabt zu haben, und der Beſitz einer ſolchen Tochter von ihr, kann Ihnen Troſt gewähren. Aber, Herr Amtmann, Sie können wähnen, daß ich noch Tage, Wochen oder gar Monate meine Erklärung aufſchieben würde? daß ich noch erſt lange Erkundigungen einzuziehen nöthig hätte! Nein, ein ſolcher Baum kann keine ſchlechte Früchte tragen! Ich bitte, eilen Sie, mich mit den Bedingungen bekannt zu machen, die Sie etwa haben möchten, ehe ich mich im Beſitz dieſes

Schatzes sehen kann, und ihn mein nennen darf. Im Voraus willige ich in Alles, was Sie von mir fordern. Führen Sie mich in die Arme Ihrer Tochter, machen Sie mich zum glücklichsten Manne auf Erden; Sie sollen und werden es nie bereuen. — Bedingungen? entgegnete er: ich habe deren keine; nur Wünsche sind es, die aus meinem Vaterherzen kommen, und es sind nur zwei, aber die Erfüllung derselben muß auch aus Ihrem Herzen kommen. Könnten Sie sich entschließen, Ihren jetzigen Erwerb zu verlassen, und den meinigen mit mir zu theilen, der uns, so Gott will, ein reichliches und anständiges Brod geben wird; könnten Sie sich entschließen, mich stets einen Zeugen Ihres und des Glückes meiner Tochter seyn zu lassen, und mir vergönnen, in ihren Armen einst meinen Geist aufzugeben, dann sind meine Wünsche in dieser Welt erreicht. Daß dies auch die Wünsche meiner Tochter sind, davon bin ich überzeugt; aber es muß Ihnen keine Aufopferung seyn, Sie müssen gerne oder gar nicht einwilligen.

Ich fiel ihm abermals um den Hals, und be-

theuerte ihm, da ich es mit gutem Gewiſſen thun könnte, daß er auch hierin mir zuvorgekommen ſey. In der That ging mein ganzes Beſtreben von jeher darauf aus, es einſt dahin zu bringen, irgend eine ländliche Beſitzung mein nennen zu können. Auch ich habe einen innigen Wunſch, fügte ich hinzu, aber Sie müſſen mir ihn ebenfalls freiwillig oder gar nicht zugeſtehen; es iſt der Wunſch, meinen alten Streicher, wenn er es nämlich will, bei uns zu behalten. Auch er hat ſparſam gelebt, und hat ſich ſo viel erworben, daß er von dem Seinigen leben kann; aus Liebe für die Kunſt und aus mir unbegreiflicher Freundſchaft und Liebe für mich blieb er bei mir, weil er mir unentbehrlich war. Ich könnte meinen eigenen Vater nicht mehr lieben und achten, als ihn. Voller Freude unterbrach mich hier der Amtmann: Sie haben denſelben Wunſch, ſprach er, den ich hege. Ich habe den alten Biedermann vom erſten Augenblick an wirklich lieb gewonnen; ſeine warme Anhänglichkeit an Sie, ſeine Aengſtlichkeit, als Sie noch nicht bei mir angelangt waren, ſeine Unruhe darüber, bezeichneten mir ihn als

Ihren ächten Freund. Wir sind darüber einig! Und nun kommen Sie zu meiner Tochter, fügte er, mich bei der Hand ergreifend, hinzu, sie wird mich wohl mit bangem Herzen erwarten.

Als wir in das Gesellschaftszimmer zurückkamen, fanden wir den Oberförster auf einem Lehnstuhl eingeschlafen, und den Prediger in einer Unterhaltung mit Streichern begriffen, aber Henriette war nicht zugegen. Sie wird wohl dem Federvieh ihr Deputat geben, sagte der Alte; da sie dies von Jugend auf täglich so gewissenhaft gethan hat, so mag sie dabei als Belohnung die Befriedigung ihres Wunsches erfahren. Wir schlichen uns gleichsam durch das Zimmer, aber: hier ist sie schon gewesen, rief der Amtmann, als wir auf den Hof kamen, sehen Sie, wie alles soupirt. Im Garten wird sie seyn, ihre Blumen und jungen Gewächse zu erquicken. Aber auch hier war sie schon gewesen, denn es war alles frisch begossen. Lassen Sie uns ihrer Spur folgen, im Garten ist sie, aber zu einer auffallend ungewöhnlichen Zeit, sprach der Vater. — Hörbar, möchte ich sagen, pochte es mir in

der Bruſt; ich ſah von allem, worauf mich mein Führer aufmerkſam machte, nichts: Henriettens Bild ſtand vor meiner Seele, und ließ keinem andern Gegenſtande Raum. Der Weg führte uns durch eine dunkle Allee; Jasminen dufteten uns entgegen; das Zwitſchern der Vögel und ihr unruhiges Umherflattern brachte den Amtmann zu der Bemerkung, daß ein Gewitter in der Luft ſey. Kaum waren wir zehn Schritte weiter gegangen, als der Alte ſtutzte und ſtehen blieb, blaß wie eine Leiche ward, und mit leiſer zitternder Stimme, mit Thränen in den Augen mir zurief: Himmliſcher Vater! Sehen Sie! Sehen Sie! wie wir ſie finden. Mit zitternder Hand zeigte er auf eine Stelle, ich ſah hin; Gott, welch ein Anblick! Henriette lag mit gefalteten Händen vor einem ſchwarzen Kreuze auf den Knien. Das iſt das Grabmal meiner ſeeligen Frau, ihrer Mütter! ſagte er vor Schluchzen kaum hörbar. Auch mir ſchoſſen die Thränen in die Augen. Henriette mußte das Schluchzen ihres Vaters vernommen haben, ſie ſah ſich um, und rief erſchrocken: Himmel, mein Vater! Und deinen Verehrer, deinen

Anbeter übersiehst du, meine Tochter? erwiederte der Amtmann, faßte sie bei der Hand, und fuhr fort: Mein Kind, wir sind an dieser heiligen Stätte alle drei nothwendig. Deine Wahl in Rücksicht dieses Mannes, der um Dich förmlich angehalten, ist eben so vortrefflich, als der Ort, den Du zur ersten Umarmung bestimmt hast. Deine Mutter hat es um Dich verdient, daß ihr Geist Zeuge dabei sey. Hiermit legte er unsere Hände zusammen, und wir stürzten uns in die Arme, ohne auch nur eine Sylbe hervorbringen zu können. Es war eine Scene, die nur Götter zu sehen verdienen; durch einen Donnerschlag, der uns bei hellem Sonnenschein doch sehr nahe zu seyn schien, ward sie unendlich gehoben. Wir waren alle sehr erschrocken und sahen uns stillschweigend an. Der Himmel bekräftigt euer Bündniß, meine Kinder! rief der Vater, so empfangt denn meinen Segen an dieser heiligen Stätte. Ich eile jetzt zur Gesellschaft; sie wird uns, der Nachricht halber, die ich ihr mittheile, schon verzeihen, daß wir sie allein gelassen haben. Mein Sohn wird Dir, meine Tochter, alles, wie es sich zugetragen, erzählen; folgt dann bald nach.

Der Alte kehrte aber ſchnell zurück, und mit ihm die Geſellſchaft, von der wir ſchon vermißt worden. Der Oberförſter war durch den Donner geweckt, und hatte die übrigen aufgefordert, uns zu ſuchen. Da ſie zu ihrem Erſtaunen bereits alles vom Vater erfahren hatten, ſo kamen ſie uns mit ihren Gratulationen entgegen. Herr, ſprach der Oberförſter zu mir, zu dieſer Rolle, die Sie hier ſpielen, wird alles applaudiren und Bravo! rufen; Sie bekommen die Krone unſerer ganzen Gegend. Und Sie, rief der alte Streicher meiner Geliebten zu, das Muſter aller Männer. So hat uns denn unſer Amtmann, ließ auch der Verwalter ſich hören, nicht ganz hintergangen. Wenigſtens iſt doch dieſe Liebesgeſchichte aus der Luft gekommen! Dieſe Anmerkung bewog den Geiſtlichen zu einer kurzen und erbaulichen Rede aus dem Stegreife, die er mit den Worten: Herr! Deine Wege ſind wunderbar, begann.

Froh und vergnügt kehrten wir darauf in das Haus zurück, um über unſere Reiſe und alles übrige das nöthige zu verabreden. Ich brachte den Wunſch vor, daß Henriette und ihr Vater uns begleiten

möchten, aber alles kann nicht vollkommen seyn. Einmal ließ es sich nicht thun, weil die Haushälterin krank war und man sie nicht allein lassen wollte, da diese Person ihrer Rechtschaffenheit wegen besonders hochgeschätzt wurde; zweitens aber fand es der Vater nach einer so kurzen Bekanntschaft nicht schicklich. Ohne alle Vorbereitung, meinte er, würde man sich einem ungünstigen Urtheile aussetzen. Ich ward daher überstimmt; Henriette verhielt sich dabei leidend, und neigte sich endlich sichtbar ungern, zur Meinung des Vaters. Acht Tage wurden festgesetzt, um meine Angelegenheiten in der Stadt zu ordnen. Schon machten wir uns zur Abreise fertig, und waren im Begriff, Abschied von einander zu nehmen, als meine Henriette eiligst herausgerufen ward. Die Haushälterin, die meine Geliebte hatte aufwachsen sehen, und gleichsam mit zu dieser glücklichen Familie gezählt wurde, war durch den Vater von allem, was vorgefallen, unterrichtet worden. Sie wollte durchaus das Bette verlassen, um mich zu sehen, und uns Glück zu wünschen. Meine Henriette ließ es aber nicht zu, sondern versprach, mich zu ihr zu bringen.

Ich

Ich willigte sehr gern darein, besonders da sie mir von Henrietten als ein Muster in ihrer Aufführung und Treue geschildert ward, die einst wohl in einem besseren Stande gewesen seyn müsse, worüber sie aber stets ein tiefes Stillschweigen beobachte. Ich liebe sie, wie meine zweite Mutter, setzte Henriette hinzu.

Die ganze Gesellschaft, außer dem Geistlichen, beschloß, da jeder Einzelne diese Frau gleich hochachtete, ihren Besuch mit dem unsrigen zu vereinigen, um gleichsam Theilnehmer an ihrer Freude seyn zu können. Der Geistliche blieb zurück, weil man befürchtete, sie könnte bei seinem Anblick vielleicht erschrecken, sich für kränker halten, als sie sey, und es dadurch wirklich werden. Diese zarte Besorgniß gehörte meiner Henriette.

Wir gingen nun sämmtlich in das Krankenzimmer, Henriette uns voran. Sie nahete sich der Kranken, die sich im Bette aufrichtete, mit den Worten: Hier, meine liebe Ida, stelle ich Dir meinen Bräutigam vor. Mit sehr bewegter Stimme bat sie, den Fenstervorhang aufzuziehen, und in dem Augenblick, als man ihr Folge leistete, fiel sie

mit dem Geſchrei: „Gott! Gott! mein Ferdinand! mein Sohn!“ in eine Ohnmacht. Verwirrt und heftiger erſchrocken, als bei jenem Donnerſchlage, ſtanden wir alle da und ſahen einander an. Der Geiſtliche, der, ohne geſehen zu werden, uns gefolgt war, eilte bei ihrem Ausrufe: Gott! Gott! herbei, hölte ſchnell, als er ſah, was ihr zuſtieß, ein Erholungsmittel, und bemühete ſich, ſie zu ermuntern. Zu unſrer Freude ſchlug ſie ihr mattes Auge bald wieder auf, reichte mir ihre zitternde Hand, und rief: „Ferdinand, mein Sohn! ich Deine Mutter! habe ich Dich wieder? und Dein Vater, mein Gatte! wo iſt er?“ Ich ſtand wie verſteinert da; ha! wie? was? wie? ſo rief einer dem andern zu. Eine unwiderſtehliche Gewalt zog mich hin zu ihr; ich ſah nach dem Gemälde, welches ich ſtets auf der Bruſt trug. „Ja! Du biſt es, mein Herz ſagt es mir, du biſt meine Mutter!“ und laut ſchluchzend fiel ich ihr um den Hals, als wollte ich mich nie wieder von ihr trennen. Der alte Streicher ſprang hinzu, um mich loszureißen, aber kaum hatte er meiner Mutter in das Geſicht geſehen, als er mit dem Ausruf: „Großer Gott! Albertine, mein Weib!

betäubt auf den zunächſt ſtehenden Stuhl taumelte. Unter allgemeinem Beiſtande erholte er ſich aber bald wieder, und trat dem Bette näher. Meine Mutter ſchlug die Hände hoch gen Himmel hebend, zuſammen, und verfiel in ein leichtes Delirium: „glaubte ich es doch immer, euch meine Lieben im Himmel wieder zu ſehen," wiederholte ſie mehrmals nach einander. — Kinder, faſſet euch, rief der Prediger uns zu, die wir alle wie niederg donnert da ſtanden, ſie phantaſirt, es wird ſich ja alles aufklären, ich ſehe dieſe Verwirrungen ſchon im Voraus ſich in klare Freuden auflöſen; hier iſt die Vorſehung mit im Spiel! Indeſſen kam meine Mutter wieder zu ſich, ein Thränenſtrom gab ihr Erleichterung und Beſinnung: „Louis, mein Gatte! Ferdinand, mein Sohn! wie hat euch der Himmel ſo wunderbar zuſammen und mir zugeführt? Hier griff ſie in ihren Buſen, langte ein Medaillon hervor, und reichte mir es hin. Es war das wohlgetroffene Gemälde meines Vaters, und auf der andern Seite mein eigenes, als Kind gemalt. Wie verabredet fielen mein Vater und ich uns um den Hals: „Allmächtiger! Du mein Vater! — Du mein

Sohn? rief er ſchluchzend. Zu viel Glück! fiel die Mutter ein, und weinend lagen wir uns in den Armen, wie ein dreiblättriges Kleeblatt. Die übrige Geſellſchaft war bei der ganzen Scene wie verſteinert, Todtenbläſſe malte ſich auf allen Geſichtern; am deutlichſten und am meiſten ergriffen war meine Henriette. Endlich unterbrach der Amtmann dieſe hinreißende Pauſe: Kinder, ich halte es für rathſam, rief er, einen reitenden Boten an den Bürgermeiſter abzuſenden, und ihm zu melden, daß ihr morgen noch bei uns bleibt, denn dieſer Vorfall, dieſes Alle ſo beunruhigende Räthſel muß, ehe die Geſellſchaft von dannen geht, ſich auflöſen; ich finde ja beſonders eine unerklärbare Verwirrung in den Namen.

Dieſer Vorſchlag ward allgemein angenommen, nur fügte der Prediger noch den hinzu, Vater, Mutter und Sohn eine Zeitlang allein zu laſſen; auch das ward bewilligt. Das Medaillon, welches mein und des Vaters Gemälde enthielt, und zuvor unter den Anweſenden zirkulirt hatte, nahm Henriette zu ſich, und erzählte der Geſellſchaft: „Ida habe es alle Abende vor dem Schlafengehen aus

dem Buſen genommen, angeſehen und geküßt, und faſt jedesmal mit ihren Thränen benetzt; um ſie aber nicht in Verlegenheit zu ſetzen, habe ſie ſelbſt gethan, als nähme ſie keine Notiz davon.

Es läßt ſich leicht denken, wie geſpannt die ganze Geſellſchaft, beſonders aber Henriette und ihr Vater geweſen, wie begierig Alles der Auflöſung entgegen ſah. Man war darüber einig, daß hier ein Geheimniß obwalte, eben ſo, daß dies eine ſehr angeſehene Familie ſeyn müſſe, beſonders da das Gemälde des Vaters mit einigen Orden geſchmückt war, nur konnte man ſich darüber nicht verſtändigen, was es für Orden wären. Der Verwalter meinte, ſie ſeyen vielleicht von dem Maler nur als Verzierung angebracht worden, und berief ſich darauf, daß er dergleichen ſchon oft in Gemälden geſehen habe. Der Oberförſter aber erinnerte ſich, vor mehreren Jahren einem Infanten von Spanien auf Allerhöchſten Befehl in ſeinem Bezirke vorgeritten zu ſeyn, und ſowohl an dieſem ſelbſt, als an mehreren Perſonen aus deſſen Gefolge, dergleichen Orden bemerkt zu haben; dieſer Meinung trat auch der Prediger bei.

Dieſe Familie — wer mag ſie ihrem Stande nach ſeyn? Durch welches Geſchick mag ſie getrennt, und auf eine ſo geraume Zeit getrennt ſeyn? Welcher Zufall hat Vater und Sohn zuſammen geführt, und wie war es möglich, einander unbekannt zu bleiben? Wie iſt die Mutter überhaupt hier auf's Land gekommen, und wie hat ſie ihren beſſern Stand Jahre lang verſchweigen können? Wodurch erkannte die Mutter ihren Sohn auf den erſten Blick, den ſie doch als Kind verlaſſen? Und wie erkannte der Vater ſeine Gattin, die ſich doch höchſt wahrſcheinlich ſehr verändert haben muß, beſonders da ſie ſo eben krank war?

Alle dieſe Fragen mochten wohl durch die Köpfe der Anweſenden gegangen ſeyn, und ihre Ungeduld auf's höchſte getrieben haben, da ſich die Unterredung der wiedergefundenen Familie in die Länge zog. Und wer wird es wohl Henrietten verargen, wenn ihre Unruhe die der übrigen gar ſehr überſtieg, denn wer kennte wohl nicht das beſchäftigte Herz der Verliebten? Wer weiß es nicht, daß das von Liebe beſtrickte Herz alles ganz anders fühlt, und wie die überreizte Einbildungskraft beſonders

bei der Gefahr, den geliebten Gegenſtand vielleicht zu verlieren, alles auf's höchſte treibt und übertreibt. Henriette ſah hier ihr ganzes geträumtes Glück eben ſo ſchnell ſchwinden, als es erſchienen war. Er iſt von höherer Abkunft, dachte ſie; dies wird dein Glück zertrümmern; die Orden, welche in dem Gemälde den Vater zierten, waren eine mächtige Klippe, woran ihre Ruhe zu ſcheitern drohte.

Was mich als Herausgeber anbetrifft, ſo verdenke ich dem guten Mädchen dieſe Beſorgniß nicht im mindeſten, und wünſche nur, daß meine Leſer halb ſo begierig auf die Auflöſung ſeyn möchten, die in einem andern Bändchen folgen ſoll.